Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Achte Folge

1923

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ACHTE FOLGE / HERBST 1923

INHALT

F. L. Graf zu Stolberg: Hymne an die Erde

Theodor Haecker: Notizen

J. H. Kardinal Newman: Eine neue Form des Unglaubens

Zwei Hirtengedichte des Vergil

Sören Kierkegaard: Aufzeichnungen (1849—1855)

Die letzten Tage Sören Kierkegaards

Josef Leitgeb: Ostern in der fremden Stadt

Anton Santer: Bruchstücke

Anton Santer: Drei Apostrophen

Franz Janowitz: Verwandlung des Winters

Carl Dallago: Die Menschwerdung des Menschen

Mitteilungen

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/der-brenner_autumn-1923_8

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ACHTE FOLGE / HERBST 1923

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

Seite

F. L. Graf zu Stolberg: Hymne an die Erde . 3

Theodor Haecker: Notizen 9

J. H. Kardinal Newman: Eine neue Form des Unglaubens 20

Zwei Hirtengedichte des Vergil 43

Sören Kierkegaard: Aufzeichnungen aus den Jahren 1849—1855 48

Die letzten Tage Sören Kierkegaards 70

Josef Leitgeb: Ostern in der fremden Stadt . 77

Anton Santer: Bruchstücke 80

Anton Santer: Drei Apostrophen 96

Franz Janowitz: Verwandlung des Winters . . 107

Carl Dallago: Die Menschwerdung des Menschen 110

Mitteilungen 239

*

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG

HYMNE AN DIE ERDE

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sei mir gegrüßt; sei mir gesegnet im Feiergesange!
Sieh, o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach, du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmut
In das Herz, daß Wehmut und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Tränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der strahlenden Sterne, der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des Segen träufelnden Himmels! —
Sprich, o Erde, wie war dir, als du am ersten Tage
Deinen heiligen Schoß dem buhlenden Himmel enthülltest?
Dein Erröten war die erste der Morgenröten,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke dir löste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausend mal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüßten die Fluten des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Scharen; es staunte der werdende Walfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nasen entbrausten;
Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blöckend im Tal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell, auf wankenden Blumen, und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen,
Denn der edle Wiehrer nicht nur und der mächtige Löwe,
Nicht nur die Vögel des Hains, und summende goldene Fliegen,
Tranken aus der Quelle des Lebens; Libanons Zedern

Tranken auch; es tranken die Haine, die Blumen und Gräser,
Jedes nach seinem Maße, vom lebentrunkneren Menschen
Bis zum Gräschen im Tal und bebenden Sprößling des Berges.
Alle sterben und werden geführt von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimmter Aeonen, sie schleichen
Oder sie fliegen von Kraft zu Kraft! von Schöne zu Schöne!

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;
Dich der himmelwandelnde Mond! So bald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O, wie schimmerst du dann im rosigen Schleier! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber, wenn dein Haupt zum süßen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond, von seinem einsamen Pfade,
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied im Wehen wölbender Buchen,
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldenen Reihentanze die Sterne dir sangen;
Also sangen sie, lauscht, ihr Lieblingskinder der Mutter:

„Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verberge vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleiern!
Leichten Fußes müssen vorbei die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigen Fingern die Morgenröte dich wecket.
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,

Denn sie schlummern mit dir. Die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am strahlenden Gängelband leiten,
Daß die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daß kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen, duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!"

Also sangen die Sterne, sie schimmerten freundlich; die Lüfte
Bebten, wie mitertönende Saiten der ruhenden Leier,
Wenn ein preisender Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen, die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber, den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtiger Orellana! du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ozean dich ergießest!

Aber vor allem seid mir gegrüßt im feiernden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau, dem Morgen
Strömst du errötend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wenn sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittichen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir wert! Dich sah ich als Knabe,

Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Mutiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen,
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O, wie stürzt er donnernd herab beim hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen, die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'rung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, teilst du die Kostnitzer Fluten,
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichtum, schützest die Grenzen des heiligen
Reiches,
Und beschenkst die Ufer mit hangenden, goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, sie fleußt ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichtum der fruchtbaren fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter
Durch krystallne Hallen, in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluten!

Erde, wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Tälern,
Mit sanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seen,
Mit getürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reißend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedeleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen, die hohe Begeistrung

Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Tälern;
Steile Gebirge sind reich an kühnen Taten und Freiheit.
Sieh', des Weisen Wunsch, der Spott des klügelnden Sklaven,
Wählte die schneeigen Alpen, um Mut und Einfalt zu segnen.

Heiliges Land, dich grüß' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! Wie ward mir auf deinen Gebirgen,
Wie in deinen Talen so wohl! Ach, werd' ich dich nimmer
Wiedersehn? Nicht mehr in deinen Seen mich baden?
Noch im schmelzenden Schnee an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard, seh' ich nimmer dich wieder? Dein felsiger Rücken
Trieft von hundert Strömen, die deinem Scheitel entstürzen;
Auf dir hausen Entsetzen und Graun in Wolken gehüllet,
Deine Pfade besucht der bleiche starrende Schwindel!

Sanfter bist du, Natur, in Seelands blühenden Fluren,
Goldne Saaten krönen das Haupt des lächelnden Eilands.
Seeland, ich liebe dich auch! In deiner Wälder Umschattung
Wohnet freundliche Ruh'; sie wohnt in grünenden Auen,
Und in spiegelnden Seen von hangenden Buchen umkränzet,
Dich umfließt das heilige Meer, und waldige Hügel
Drängen sich kühn hervor, von schäumenden Wogen umrauschet!

Zahllos sind, o Erde, und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheißung des jungen Jahres am Zweige,
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baumes die glänzende Kirsche,
Und bald ladet mich ein die Labsal duftende Erdbeer.
O, wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittichen zuweht!
Gleich der Erdbeer, verbirgt sich bescheiden das Veilchen; ein sanftes
Mädchen suchet es auf und wiegt es am wallenden Busen.
O, wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,

Die dem gewässerten Tal und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?
Wen entzückt nicht die Lilie? O, wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Scharen der tausendfaltigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende, hangende Geißblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöffnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urteil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süßen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnell verblühenden Rose!

Sieh, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstrahlen und Rosen blüh'n; erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wenn dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfließen, in Flüss' und Bäch' und Quellen verteilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Sammle indessen in deinem Schoße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden:
Wenn die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern
Und hinsinken wird, in Einem rauschendem Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn, mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen!

THEODOR HAECKER
NOTIZEN

DIE BESTIE
Juni 1923

Mit der Deifikation des Staates gleichen Schritt hält die Bestifikation des Menschen. Und sie macht aus sich selber kein Geheimnis, wiewohl sie eine Mördergrube ist und häßlich wie nie eine natürliche Bestie ist oder sein kann, sie kommt an den Tag, sie liebt die Expression. Das Pferd freilich steht da, wie am sechsten Tag der Schöpfung und wie der Psalmist es gesehen hat und seitdem keiner mehr, weder Grieche noch Germane . . . aber welche Zecke in Unmenschengestalt preßt seine edlen Weichen? Ein zäsarischer Hinterer quirlt die Fülle seines Fettes über den Sattel, wie eines Paschas, halb Türke, halb Jude, was ja nicht hindert, daß er ein Vollblutitaliener sein kann; und weil ihm die brutale Visage, welche die Natur ihm prädestinativ verliehen hat, noch nicht genügt, schiebt er den Unterkiefer mit Gewalt und histrionischer Anstrengung noch zwei Zoll vor, denn so sieht im modernen Bilderbuch und bei Spengler der richtiggehende Diktator aus, und es knirscht nur so:

BENITO MUSSOLINI
RESTAURATORE DELLE ITALICHE FORTUNE

Und diese Inschrift läßt ein Stein sich gefallen, weil ja die sprachlose Kreatur, die tote wie die lebende, preisgegeben ist jener sprechenden Bestie, vor der freilich auch die Sprache sprachlos wird, und also auch sie ihr preisgegeben. Und doch könnte ein echtes Gelächter den Bann lösen und den Stein erweichen und den Hanswurst versenken, aber seit die Sprache in Fetzen schwimmt in der Gehirnerwei-

chung Europas, trinkt das Lachen der Menschen nur noch aus dem Sautrog und wälzt sich in der Suhle. Unbewegt und unerschüttert steht der Olymp — und müßte doch wanken, und nur der Aetna speit, und in München wird der Hitler gelb vor Neid, weils nicht einmal so weit reicht — Ehre sei den Deutschen! — und mit diesem Schulter an Schulter jener General, mit dem Deutschland schon geschlagen war, als es noch immer siegte, mit dem — wahrlich in keinem anderen Lande mögliches Phänomen! — dank der Infamie der verlogensten Presse Deutschlands, eben der Münchener, Deutschland selbst heute noch geschlagen ist, nachdem dieser General doch wahrlich schon lange geschlagen worden ist — grün vor Neid, wie der Hitler gelb, wird auch dieser geschlagene General, dessen Ehre nicht zum Schweigen und Verschwinden reicht und dessen krötenhafte Ungeniertheit — nur die des Klein Zaches Kahr ist noch größer — den fettesten Nährboden findet in der Stupidität heimlich regierender Beamten, welche, nämlich die Stupidität, nicht die heimlich regierenden Beamten, mit so engen Grenzen, wie etwa die Mainlinie, nicht sich begnügt, sondern einfach, schlechthin, ohne Grenzen ist. Auf den Knieen aber liegt verzückt in staunender Bewunderung der Generalchef des Stinnes-Konzerns (der deutsche Arbeit in Hunger anlegt, die deutsche Ehre in Kot, sein Geld aber in Gulden und Franken und Dollar), Ressort „Geist", Abteilung A, „Großstädte": Herr Oswald Spengler.

Noch im Jahre 114 v. Chr. hat Rom, die Königin der Heiden, die Wölfin, die in Herrn Mussolini heult, den Staatsgöttern lebende Menschenopfer dargebracht, hat mit sakralen Riten einen Griechen und einen Kelten lebendig begraben. Sie haben dessen bald sich geschämt und wollten es gerne nicht wahr haben, es ging dem Jahre 1 zu; die modernen Staaten gehen von ihm weg, in Eilmärschen, und welche Opfer werden diese nationalistischen Dämonen, die in der Politik für Gott stehen, noch ver-

langen?! Als Vorspiel werden Deutsche abgeschossen. Es muß als der Hauptsport des Jahres 1923 gelten: es werden Deutsche abgeschossen, sowohl in Memel, wie vor allem in den ergiebigeren Jagdgründen, an Rhein und Ruhr. Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern auf Befehl des eisernen Lügners von Frankreich, des Herrn Poincaré, und seines Brüsseler Mannekepis, des Herrn Theunis, mit der Konnivenz und keinesfalls unter dem Widerspruch der Erzbischöfe von Paris und Mecheln, der Kardinäle Dubois und Mercier; abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern — gar nicht zu sprechen von den anderen Menschenopfern, unerhört, die fallen mit der Konnivenz der Erzbischöfe von Paris und Mecheln! Greise, die faulen und wahnsinnig werden auf französischen Wanzenmatratzen in Bonn und Zweibrücken; Kinder, die hungern, weil ein Vieh von Stabsoffizier mit seinem Haushalt von Huren und Hunden ihre Milch säuft; Frauen und Mädchen, die von einem Dutzend Belgiern oder Marokkanern auf einmal vergewaltigt werden; von der Schmach jener goldgallonierten Gerichtsoffiziere, feiger, schurkischer Zuhälter der Pariser Staatsräson, die, eine ihre Eiterbeulen schminkende Megäre, schon monatelang an Rhein und Ruhr karnevalistisch als Justitia travestiert Witze macht, daß Mütter und Gattinnen Meere von Tränen ach freilich nur weinen, nicht lachen! Jene aber lachen und werden wieder weinen und es ist kein Ende. — — Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern, registriert wird die Jagdbeute, etwas phlegmatisch, von den Engländern, kaum von den Amerikanern, da jeder Ehebruchskandal und Fußballmatch natürlich die Priorität hat vor einem friedlich abgeschossenen Deutschen — es ist ja nämlich nicht Krieg, es ist Friede, sagen sie — registriert wird die Beute auch hie und da von den Neutralen, die ehrenwerte Leute sind, sogar auch manchmal von den Dänen, freilich nicht von jenen, die sogar einen Landsmann an die Saarregierung abgetreten haben, einen regierenden Fürsten also mit stattlichen Einkünften, die die

boches bezahlen, einen Moltke sogar, der so viel französischen Wind schluckt, daß der Sturm, der seine Ernte sein wird, für viele Dänen reichen wird, einen Moltke, der ein ehrenwerter Herr ist, regierender Fürst, geheiligt, ach so sakrosankt, daß kein deutscher Hund ein Bein hochheben mag. Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern — Franzosen nun sind Franzosen, ein gezeichnetes Volk, kein Wort ist zu verlieren. In der bangen Schwüle des zum Abend neigenden Sommertages fährt in die Stechmücken noch ein Furor, daß sie plagen können wie nie zuvor, aber es ist das Zeichen des Endes. Was tun denn aber die Belgier? Wie führen denn sie sich auf in Aachen und in Duisburg und anderswo im deutschen Land? Wie denn?! Die Beichtkinder des Kardinals Mercier, der eine Fanfare war gegen die deutschen Sünder im K r i e g und ein stummes, schwankendes Rohr ist gegen die eigenen, grenzenlos furchtbareren im F r i e d e n! Aber wie wird die Inful brennen an dem Tage, wo keine Lüge mehr das Offenbare decken kann, daß an Rhein und Ruhr — ohne seinen Widerspruch! — die Belgier sich benahmen — im Frieden, so sagt ihr ja alle, es sei Frieden und friedlich gemeint, im Frieden, nicht im Krieg! — sich benahmen, nicht wie die Kongoneger, nein, weiß Gott nicht, wie sollte ich solche Lüge sagen, nein, nein, nein! nicht wie die Kongoneger, sondern wie — d i e M ö r d e r d e r K o n g o n e g e r, also einfach wie: Belgier! ah, so viel Aufwand an Rhetorik für eine Tautologie.

Wo aber ist das Ende? Hilty, der, ein Freund Gottes, in gewissem Maße die Gabe der Prophetie hatte, hat vor vierzig Jahren auch dieses prophezeit: daß die Stunde in allernächster Nähe sei, in der die Menschheit zu wählen haben werde zwischen der Rückkehr, nicht nur im privaten, sondern auch im nationalen, im staatlichen, im öffentlichen Leben, zu den Geboten Gottes — oder dem Entsetzen und den Greueln jahrzehnte-, jahrhundertelanger Kriege und einer Art moderner Völkerwanderung. Man scheint be-

reits für die zweite Alternative sich entschieden zu haben. Denn es hat nicht die bedenkliche Sprachverwirrung des Krieges, die aber ja nur das offenbarende Spiegelbild einer realen Sachverwirrung war: daß die einen vernichtende Siege erlitten und die anderen herrliche Niederlagen erfochten, die europäischen Völker dazu vermocht, das einzig vernünftige Fazit zu ziehen, sich alle für besiegt, nein, was sage ich, für unbesiegt zu erklären, weil man ja doch ohne einander nicht leben kann; und wenn dann noch fünf Jahre Frieden nicht genügen, zu zeigen, daß einer um das, was er dem anderen raubt, auch sich selber betrügt —; was soll dann helfen? vielleicht der Narrentrost des commune naufragium? Wer macht ein Ende dieser furchtbaren In- und Unzucht von Rache mit Mord und Mord mit Rache? Und hier steht die Schlacht für die Kirche. Es ist der Tag, die Stunde nahe, da den Völkern offenbar gemacht werden wird und keine Täuschung und kein Mißverstehen mehr sein darf, weil es klar am Himmel geschrieben sein wird, daß die Kirche Christi in jede feinste Fiber nationaler Eigentümlichkeit und Einzigkeit eingehen kann und will, niemals aber in irgend einen Nationalismus einer selbstangemaßten oder vom Teufel eingegebenen „Auserwähltheit", dessen Gedanken Verknechtung oder Vernichtung der anderen, dessen Mittel Mord, Raub und Hunger sind. Es darf nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß ein Pariser Erzbischof und Kardinal, indem er und dadurch, daß er dem Herrn Poincaré zu seinen grauenvollen Verbrechen an Rhein und Ruhr hilft und einen unzweideutigen Papstbrief so winkeladvokatorisch millerandmerdisch interpretiert, daß die Verachtung kein Wort findet, christlich ein verantwortungsvollerer Mörder ist, als die armen vertierten Burschen, die in Essen oder Bochum oder Buer oder sonstwo zum Abendvergnügen ein paar Deutsche abknallen, weil s i e es ja doch nur tun können auf Befehl des Herrn Poincaré und seines Obergeneralbanditen Degoutte. Es kann nicht ferne sein die Stunde, man meint sie schlagen hören zu müssen,

da jenem Professor, der in München eine Rektoratsrede hielt, daß einem die Haare zu Berge standen, und als hätte der Generalchef des Stinnes-Konzerns, Ressort „Geist", Abteilung A: „Großstädte" sie entworfen, — da diesem Rektor, weil er ja nicht bloß Rektor, sondern auch nebenbei, ja wahrlich, wahrlich: nebenbei Priester ist, gesagt werden wird, nicht bloß von mir, sondern von der Autorität: daß keine bequeme Brücke ist zwischen Leben und Dogma der Kirche Christi und Betrieb und Ansichten der Firma Ludendorff, Hitler & Co. Man meint sie schlagen hören zu müssen, diese Stunde. Denn mit der Deifikation des Staates gleichen Schritt hält die Bestifikation des Menschen.

DIE OBJEKTIVITÄT DES SCHMERZES

In der Sprache des Dichters und des Religiösen, also einfach in der Sprache, ist von jeher der Schmerz ein Gegenständliches gewesen, also etwas, dem jenseits des Subjektiven, der Empfindung und des Gefühls ein, wenn auch unbekanntes und geheimnisvolles Sein zukommt. Diese Erkenntnis, ein Geschenk der Sprache aus Zeiten der Erleuchtung, deren Licht unsere höhlengewohnten Augen blendete und wie Finsternis ist, hat, wie so viele andere, unsere Wissenschaft und Philosophie lange verloren. Sie ließ den Schmerz aufgehen und untergehen in Empfindung und Gefühl, in der reinen Subjektivität. Als einzige Entschuldigung mag sie, wiewohl sie immer noch denkend die Wahrheit hätte erreichen können, die Schwierigkeit der Beobachtung anführen, die allen Dingen anhaftet, die uns so sehr nahe auf Leib und Seele rücken, wie der Schmerz oder auch der Schlaf. Wirft diesem unsere Beobachtung herrisch sich entgegen, so entflieht er und entgleitet ihr, gibt sie ihm sich hin, die rechte Haltung des Erkenntnissuchenden! so übermannt er sie, und sie ist nicht mehr. Anderer Art und noch größer ist die Schwierigkeit der Beobachtung des Schmerzes, indem das natürliche prak-

tische Interesse, ihn zu mildern oder los zu werden, die theoretische Haltung schwer aufkommen läßt oder doch nur gegenüber seinen Ursachen, nicht aber seinem eigenen Wesen. Aller physische Schmerz insbesondere fällt für gewöhnlich in der Tat als Empfindung mit unserer Subjektivität so völlig zusammen, daß seine Loslösung und die Wahrnehmung seiner Objektivität nur sehr selten und nur unter bestimmten Umständen möglich zu sein scheint. Ich erinnere mich nun einer schweren, lang andauernden Operation. Während ich zeitweise, als die Wirkung der Narkose nachließ, dem Erwachen nahe war, fühlte ich zuerst und deutlich die Gegenwart von etwas Schwerem und Dunklem, von etwas Furchtbarem und Entsetzlichem, etwas Fremdem und Drohendem, das erst noch weit, weit weg war von mir, nun aber schneller und immer schneller näher kam, bis ich plötzlich noch v o r der leisesten E m p f i n d u n g e r k a n n t e, daß es ein gräßlicher Schmerz sei, in dessen Gewalt ich im nächsten Augenblick gegeben sein würde. (Man beachte wohl, daß dieses etwas ganz anderes ist, als einen Schmerz zu e r w a r t e n auf Grund gemachter Erfahrungen oder gegebener Warnungen; in jenem erinnerungslosen Zustand, wo ich nicht einmal wußte, wo und wer ich war, erwartete ich in gar keiner Weise einen Schmerz und wußte auch, als er schon da war, durchaus nicht, daß ich auf dem Operationstisch lag und ein lebendiger Knochen mit dem Meißel behandelt wurde, er kam wie ein völlig Fremdes, e t w a s d u r c h a u s a u ß e r m i r, das mich überfiel.) Und das klare, wenn auch unerklärliche Wissen von der furchtbaren, entsetzlichen Größe des Schmerzes unterschied ich genau von dem im Augenblick nur empfundenen Schmerz, der nicht groß war, von der zunächst nur wenig schmerzhaften Empfindung, die erst allmählich der objektiven Größe des Schmerzes entsprechend anwuchs, so daß ich stöhnte und aufschrie, und der Arzt die Narkose erneuerte.

Die reine und absolute Ethik nivelliert auf ein gleichbleibendes Maß der Anstrengung. Sie sagt: die Arbeit, aus der allein das Verdienst kommt, muß vor meinen Augen für den Begabten und den Unbegabten streng die gleiche sein. Ein Ruderer, der gegen den Strom kämpft, m u ß sich anstrengen, einer, der mit der Strömung rudert, braucht nicht sich anzustrengen, aber er k a n n es; er kann mit seinem Ruder d e m s e l b e n D r u c k begegnen wie jener, und das s o l l er, das verlange ich von ihm; dann ist beider Anstrengung dieselbe, und für beide habe ich den Kranz.

Bei Schopenhauer wie bei anderen Philosophen findet man oft, daß er an Dinge herantritt und sie erklärt oder zu erklären versucht, nur deshalb, weil er sich sagt: mir als Philosophen obliegt die Pflicht, auch dieses zu erklären und auch jenes. Aber hier werden die Grenzen überschritten, so komische Motive der Eitelkeit erkennt der Geist nicht an, und die Erklärungen sind totgeboren; denn das Geheimnis des lebendigen Geistes ist, daß die Antwort da sei vor der Frage.

Overbeck schreibt: „Jede radikalere Preisgebung der Bibel als religiöses Denkmal muß zur Erkenntnis führen, daß die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit eine heillose und darum still zu stellende Verirrung darstellt." Zwar wäre auf solchem Standpunkt umgekehrt eigentlich doch besser, indem nämlich die Erkenntnis, daß die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit eine heillose und darum still zu stellende Verirrung darstellt, zur radikaleren Preisgebung der Bibel als religiöses Denkmal führen wird, aber das interessiert mich nicht, denn solche Aperçus waren schon damals wohlfeiler als Semmeln, wie also erst heute, nein, mich frappiert nur, daß, der dies schrieb, als offizieller Theologieprofessor jahrzehntelang junge protestantische Theologen Kirchengeschichte gelehrt hat, und wiewohl doch eine solche heillose Verirrung sicherlich für ihn

viel leichter still zu stellen war, als die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit, — sie doch nicht still gestellt hat.

Man muß sich Präzedenzfälle der Selbstüberwindung schaffen; sie sind wie Stufen, die ein Bergsteiger ins Eis haut; übernimmt er sich im Uebermut und fällt, so können sie ihn noch auffangen und wieder stützen.

Der eine hat die Rede, weil er fern ist von Gott, und er versänke in das Schweigen des Lebens, käme er nahe zu Gott; der andere hat die Rede, weil er nahe ist bei Gott, und er versänke in das Schweigen des Todes, ginge er in die Welt.

Die Sprache ist vom Geist. Hinter jedem Wort lauert die Entscheidung — wenn man es beim Wort nimmt.

LYRIK UND METAPHYSIK

Die Kategorie des So-Wie ist in aller Lyrik, weil sie zum Wesen aller Sprache gehört und alles, das zum Wesen der Sprache gehört, notwendig auch in der Lyrik ist, die, fast kann man sagen, principium et finis aller Sprache ist. Aber die Kategorie des So-Wie, die der philosophische Sprachforscher herauszustellen nicht umhin kann, wenn anders er auf Prinzipielles sich versteht, ist eben dadurch — durch die logische Explizierung des Nebeneinander notwendig, (es soll aber diese Konstatierung in keiner Weise eine Herabsetzung seiner Erkenntnis oder des Wertes dieser Erkenntnis sein) ist notwendig, sage ich, um eine Dimension ärmer geworden als das lyrische So-Wie in seiner lustvollen Liebesverschlingung und in seinem aus unendlichen Tiefen heraufleuchtendem geheimnisvollen Lichte — ja um nicht weniger als ein Leben ärmer. Wer nun auf dieser logischen Oberfläche und Ebene der Gegenüberstellung fertiger Bil-

der bleibt, und ob auch alle ihre Subtilitäten für ihn sich erschlössen, die ja wohl eines Denkers Leidenschaft befriedigen können — wenn er nur auf dieser Ebene bleibt — ist so wenig imstande, das Leben der Lyrik zu verstehen, wie der geübteste Mathematiker, dem das Konstruieren keiner Kurve mehr Schwierigkeit macht, was die lebendige Bewegung selber sei, deren Kurve er — richtig beschreibt, so er sie nicht in ihrem eigenen Medium erfaßt oder erlebt. Es ist aber das lyrische So-Wie ein geistiges Sehen in einem spirituellen Raum, wo alle Dinge verklärt sind, so daß sie einander nicht stoßen, sondern einander durchdringen, nicht nebeneinander sind, sondern ineinander, und doch geschieden in klarer Gestalt und Form, im Lichte der Sprache, der erstgeborenen Tochter der Weisheit, selber nicht sichtbar aber sichtbar machend, welches das immaterielle Band ist von Sphäre zu Sphäre, von Tiefe zu Tiefe, von Tiefe zu Höhe, von Höhe zu Höhe, von Pflanze zu Pflanze, von Pflanze zu Tier, von Tier zu Tier, von Tier zu Mensch, von Mensch zu Mensch, von Leib zu Leib, von Leib zu Seele, von Seele zu Seele, von Seele zu Geist, von Geist zu Geist, von Bild zu Bild, von Bild zu Gedanke, von Gedanke zu Gedanke, von Gedanke zu Idee, von Idee zu Idee —: herstellend, unbegreiflich und wunderbar! die niederzwingende Einheit, welche ist ein mysterium tremendum, das Wunder des Schöpfers in der Wahrheit und Realität, das Wunder des Sprachschöpfers im Nachleben nur und im Bilde. Die Kategorie des So-Wie, also verstanden in diesem spirituellen Sinn, so daß es gegeben und gesehen ist in einem einzigen Lichtstrahl, und enthalten in einem einzigen Satz oft, bewahrt und gehoben — aufgehoben! — o Wunder der Sprache! oft in einem einzigen Wort! — o Gnade der Sprache, Tochter der Weisheit, Erstgeborene, o Sapientia! — so verstanden ist diese Kategorie Wurzel der Lyrik wie sonst nur noch die immanente Rhythmik. Kann man auch natürlich nicht sagen und wäre ungerecht, daß Reim und Metrik der Lyrik äußerlich seien,

da sie in einer inneren glücklichen Affinität zu ihr stehen: Wurzel und quellendes Element sind sie nicht. Ein Erweis dafür ist, daß wo immer diese in Wahrheit sind, in Wahrheit auch Lyrik ist, während man weiß Gott nicht sagen kann, daß wo korrekte Metrik und Reim sind, auch Lyrik sei. Einer hat irgendwo diese Sätze geschrieben: „Wie dunkel ist der See, und verloren in der Welt! Nur wo das Rad des Dampfers das Wasser peitscht, wird es heller und ein lichtgrüner Streifen zieht mitten durch die dunkle Flut. Was starre ich? Wohin des Weges, o Herz, und woher? Ging ihr nicht von der Schläfe bis nahe zum Scheitel ein Streifen Haares, der heller war als ihr Haupthaar!“ In diesen Sätzen ist die immanente Rhythmik und das spirituelle So-Wie, das die Schöpfung durchsichtig macht, also die beiden Elemente, die sie, das weiß jener Autor oder auch ich weiß es, zu einer Lyrik machen von der autochthonen Echtheit, die man in der „Neuen Dichtung“ vergeblich suchen wird.

Wenn es gar nicht mehr anders ging, dann abstrahierte ich auf den Tod, und zwar so: hier stand ich und dort stand der Mauthner und in der Mitte der Richter, der Geist ist; zu ihm sagte ich: wenn Mauthner recht hat, dann will ich totgeschlagen werden, ausgelöscht sein, nie gelebt haben. Und da kehrte wieder Freude ein in mein Herz und Zuversicht. So ist Satire und Polemik entstanden, so und nicht anders.

JOHN HENRY KARDINAL NEWMAN
EINE NEUE FORM DES UNGLAUBENS

§ 1. Ihre Gesinnung

1.

Wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß heute infolge des engen Nebeneinander und Verkehrs von Menschen aller Religionen große Gefahr einer subtilen, stillen, unbewußten Perversion und Korruption katholischer Geister besteht, die bislang ihre Unterwerfung unter die Autorität der Offenbarung noch bekennen und aufrichtig bekennen, ist dennoch diese Gefahr weit geringer als in einem bestimmten Abschnitt des Mittelalters. Ja wenn wir die beiden Perioden miteinander vergleichen, mögen wir sogar sagen, daß sie gerade darin sich unterscheiden, daß im Mittelalter, sintemal der Katholizismus damals die einzige in der Christenheit anerkannte Religion war, notwendig der Unglaube seine Schritte in der Sprache und unter der Verkleidung des Glaubens machte, während heute, da allgemeine Toleranz herrscht und es frei steht, gegen offenbarte Wahrheit anzurennen (sei es die Schrift oder die Tradition, die Väter oder den „Sinn der Gläubigen"), infolgedessen der Unglaube die Maske abwirft und seine Stellung uns gegenüber auf eigenen festen Plätzen einnimmt und uns im hellen Licht und mit direktem Ansturm konfrontiert. Und ich zögere nicht zu sagen (abgesehen natürlich von sittlichen oder kirchlichen Erwägungen und unter der Korrektion des Befehls und der Politik der Kirche), daß ich vorziehe, in einer Zeit zu leben, in der der Kampf bei Tag vor sich geht und nicht im Zwielicht, und es für einen Gewinn halte, von einem Feind aufgespießt zu werden, eher als von einem Freund erstochen zu werden.

Ich murre also durchaus nicht über die offene Entwicklung des Unglaubens in Deutschland, angenommen, es sei Unglaube, oder über seine wachsende Kühnheit in England; nicht als wäre ich befriedigt von dem Zustand der Dinge, an sich betrachtet, sondern weil unter der unvermeidlichen Alternative von eingestandenem und verborgenem Unglauben, meine eigene persönliche Neigung zugunsten des ersteren geht. Ich halte dafür, daß Unglaube in irgend einer Form unvermeidlich ist in einem intellektuellen Zeitalter und in einer Welt gleich dieser, in Anbetracht, daß der Glaube einen Akt des Willens erfordert und die richtige Uebung religiöser Privilegien zur Voraussetzung hat. Man mag fortfahren, Europa katholisch zu nennen, wiewohl es das nicht ist; man mag eine äußerliche Annahme der katholischen Dogmen aufzwingen, und einen äußerlichen Gehorsam gegen die katholischen Gebote; und diese Verordnungen mögen insoweit nicht nur fromm in sich selbst sein, sondern sogar barmherzig gegenüber den Lehrern falscher Lehren ebenso wie gerecht gegenüber deren Opfern; aber dies ist doch alles was man tun kann; man kann nicht Konklusionen bestellen, die trotz allem dem menschlichen Willen freigelassen werden müssen. Da wird, sage ich, trotz diesem, Unglaube sein und Unsittlichkeit bis zum Ende der Welt, und man muß gefaßt sein auf Unsittlichkeit, abscheulicher, und Unglauben, listiger, subtiler und übelwollender je nach dem Maß, in welchem sie sich zu verstellen gezwungen sind.

2.

Die mittelalterlichen Schulen waren die Arena eines so kritischen Kampfes zwischen Wahrheit und Irrtum, wie ihn das Christentum je durchgemacht hat; und die Philosophie, die ihren Namen trägt, erlangte ihre Suprematie durch eine Reihe von Siegen in der Sache der Kirche. Kaum waren die Universitäten zur Popularität gelangt, als sie infiziert befunden wurden von den subtilsten und verhängnisvollsten

Formen des Unglaubens; und die Häresieen des Ostens keimten im Westen Europas und in katholischen Hörsälen mit einer geheimnisvollen Kraft, auf welche die Geschichte nur wenig Licht wirft. Die erörterten Fragen waren so tief wie nur irgendwelche in der Theologie; das Sein und das Wesen des Allmächtigen waren die Hauptthemen der Disputation, und Aristoteles wurde bei der geistlichen Jugend als ein Lehrer des Pantheismus eingeführt. Arabische Darstellungen des großen Philosophen waren en vogue; und so oft eine neue Abhandlung aus Konstantinopel importiert wurde, stürzten sich die wissensdurstigen und ungeduldigen Gelehrten auf sie, ohne Rücksicht auf die Warnungen der Kirche und unbekümmert um die Wirkung auf ihren eigenen Geist. Die schärfsten Geister wurden Skeptiker und Ungläubige; und das Haupt des Heiligen Römischen Reiches, der Kaiser Friedrich II., um zu schweigen von unserem erbärmlichen König Johann, stand im Rufe, eine Bekennung zum Mohammedanismus in Erwägung zu ziehen. Es heißt, daß in der Gemeinschaft im großen die Menschen einen vagen Verdacht und ein Mißtrauen gegen ihren Glauben an die Offenbarung hatten. Eine geheime Gesellschaft wurde entdeckt an den Universitäten der Lombardei, Toskaniens, Frankreichs, organisiert zur Propagation ungläubiger Meinungen; sie hielt sich zusammen durch Eide, und sandte ihre Missionäre unter das Volk in der Verkleidung von Hausierern und Vagabunden.

Der Erfolg solcher Anstrengungen wurde im Süden Frankreichs durch die große Ausdehnung der Albigenser bezeugt und durch das Uebergewicht manichäischer Lehren. Die Universität von Paris war gezwungen, die Zahl ihrer Doktoren der Theologie auf nicht mehr als acht zu beschränken, infolge von Befürchtungen wegen der Orthodoxie ihrer Geistlichen im allgemeinen. Die Erzählung von Simon von Tournay, der vom Schlage getroffen ward, weil er nach einer Vorlesung ausrief: „Oh, guter Jesus, ich könnte deine Existenz, wenn es mir beliebte, so leicht wider-

legen, wie ich sie bewiesen habe", mag, wie immer es um ihre Authenzität bestellt ist, wenigstens als eine Vorstellung von der furchtbaren Gefahr gelten, der das Christentum ausgesetzt war. Amalrich von Chartres war der Gründer einer pantheistischen Schule und hat einer Sekte seinen Namen gegeben; Abälard, Roscelin, Gilbert und David von Dinant, Tanquelin und Eon und andere noch, die man nennen könnte, erweisen den außerordentlichen Einfluß antikatholischer Lehren auf hoch und nieder. Zehn Geistliche und verschiedene aus der Bevölkerung von Paris wurden verurteilt, weil sie behaupteten, daß unseres Herrn Herrschaft vorüber sei, daß der Heilige Geist Fleisch werden müßte und wegen anderer Häresien.

Friedrich II. gründete eine Universität in Neapel mit der Absicht, den Unglauben, der ihm so teuer war, zu propagieren. Sie war die Geburtsstätte des großen St. Thomas, des Vorkämpfers der offenbarten Wahrheit. So innig war die Vermengung, so gedrängt das Ringen zwischen Glauben und Unglauben. Von Verschwörungen, von Verrätern und von Bürgerzwisten waren die Lehrplätze des Mittelalters der Schauplatz.

In unsern Tagen im Gegenteil liegen Wahrheit und Irrtum einander gegenüber mit einem Tal zwischen ihnen, und David geht vom Anblick aller Menschen und von seinem eigenen Lager aus, um mit dem Philister den Kampf aufzunehmen. Das ist das Walten der Vorsehung über jenes Prinzip der Toleranz, das in der Gesinnung des Unglaubens erdacht ward mit der Absicht der Vernichtung des Katholizismus. Die Herrschaft der Kirche ist eingeengt; aber sie gewinnt an Intensität, was sie an Ausdehnung verliert. Sie hat jetzt eine direkte Befehlsgewalt und einen verlässigen Einfluß auf ihre eigenen Institutionen, die ihr im Mittelalter fehlten. Eine Universität ist in diesen Tagen ihr Besitz ebensowohl wie ihre Schöpfung: auch hat sie nicht das Bedürfnis, das einstmals so dringend war, Häresien aus ihren Pfählen zu vertreiben, die jetzt ihre eigenen Zentren der

Anziehungskraft anderswo haben und spontan und von selber gehen. Weltliche Vorteile bieten nicht länger mehr einen Anlaß zu Heuchelei, und ihre Glieder haben infolgedessen den Trost, instand gesetzt zu werden, einander sicher zu sein. Ich wiederhole: ich möchte lieber mit dem Unglauben kämpfen, wie wir ihn im 19. Jahrhundert antreffen, als wie er im 12. und 13. existiert hat.

3.

Ich halte also Ausschau ins Lager des Feindes und ich versuche die Linien der gegnerischen Bewegungen zu zeichnen und der Vorbereitungen zum Angriff, die dort gegen uns getroffen werden. Das Rüsten und Manövrieren, das Graben und Minieren geht unaufhaltsam weiter; und man kann natürlich ohne die Gabe der Prophezeiung nicht sagen, welches seiner Projekte hinausgeführt werden und seinen Zweck erreichen wird, und welches eventuell fehlschlagen oder aufgegeben werden wird. Drohende Demonstrationen mögen zu nichts werden und die, welche unsere furchtbarsten Feinde werden sollen, mögen vor dem Angriff unsere Beobachtung irreführen. Alle diese Ungewißheiten sind, wir wissen es, das Los des Soldaten im Feld, und sie sind ähnlich denen, die die Krieger des Tempels befallen. Die Kraft solcher Erwägungen voll fühlend und ihrer Korrektion unterworfen, treffe ich nichtsdestoweniger meine Antizipationen entsprechend den Zeichen der Zeit; und das muß mein Vorbehalt sein, wenn ich dazu schreite, einige Charakteristika einer besonderen Form von Ungläubigkeit zu beschreiben, die in den intellektuellen Burgen Englands gegen uns in Existenz und Aktion tritt.

Man darf nicht annehmen, daß ich das, wovon ich jetzt als einer Form der Ungläubigkeit unserer Tage sprechen werde, irgend einem bestimmten Individuum oder bestimmten Individuen beilege; auch ist es für meinen Zweck nicht notwendig, anzunehmen, daß irgend ein Mensch bislang die Tendenz des Teiles der Theorie, dem er seine Zustimmung

gegeben hat, auch bewußt festhält oder sieht. Ich werde eine Gattung von Meinungen beschreiben, die als die wahre Erklärung vieler fließenden Ansichten und als der Konvergenzpunkt einer Menge von getrennten und unabhängigen Geistern gelten mag; und wie einst von Arius oder Nestorius nicht nur in ihrer eigenen Person gesprochen wurde, sondern sie betrachtet wurden als die abstrakten und typischen Lehrer der Häresie, die sie einführten, und so ihr Name einen vollendeteren und explizierteren, selbst wiewohl nicht entschiedeneren Häretiker bezeichnete, als der Häresiarch selber, so auch hier kann ich gleicherweise eine Denkschule beschreiben in ihren voll entwickelten Proportionen, die im Augenblick jedermann, dem Mitgliedschaft mit ihr nachgesagt wird, sofort zu verleugnen im Begriff ist, und ich mag auf Lehrer hinweisen, die niemand imstande sein wird, ausfindig zu machen. Trotzdem ist nicht weniger wahr, daß ich von Tendenzen und Elementen, die existieren, sprechen kann; und er mag am Ende in Person kommen, der am Anfang zu uns nur in seiner Gesinnung und in seiner Macht kam.

Der Lehrer also, von dem ich rede, wird im Verborgenen seines Herzens also reden: — Er wird, wie insoweit schon viele vor ihm getan haben, damit anfangen, daß er es als einen Satz aufstellt, der der Vernunft sich selbst beweist, unmittelbar sobald er billig geprüft wird — der von so axiomatischem Charakter ist, daß er Anspruch darauf hat, als ein erstes Prinzip behandelt zu werden, und fest und haltbar genug ist, um einen geräumigen Oberbau darauf zu errichten —, daß Religion nicht die Materie einer Wissenschaft sei. „In der Religion magst du Meinungen haben, magst Theorien haben, magst Argumente haben, magst Wahrscheinlichkeiten haben; du magst alles haben, nur nicht Demonstration, und deshalb kannst du keine Wissenschaft haben. In der Mechanik gehst du von sicheren Prämissen zu sicheren Konklusionen weiter; in der Optik bringst du deine unleugbaren Tatsachen in ein System, gelangst zu allgemeinen Prinzipien, und wen-

dest sie dann hinwiederum unfehlbar an: hier hast du Wissenschaft. Auf der anderen Seite gibt es zur Zeit keine reale Wissenschaft vom Wetter, weil du an den Tatsachen und Wahrheiten, von denen es abhängt, keinen Halt hast; es gibt keine Wissenschaft von dem Kommen und Gehen von Epidemien; keine Wissenschaft von Ausbrechen und Aufhören von Kriegen; keine Wissenschaft von den populären Neigungen und Abneigungen oder von den Moden. Nicht daß diese Materien an sich der Wissenschaft unfähig wären, nein, aber unter den obwaltenden Umständen sind wir unfähig, sie ihr zu unterwerfen. Und so gleicherweise", sagt der Philosoph, von dem wir reden, „ohne zu leugnen, daß in Sachen der Religion einige Dinge wahr sind und einige falsch, sind wir sicherlich trotzdem nicht in der Lage, das eine oder das andere zu entscheiden. Und wie es absurd sein würde, über das Wetter zu dogmatisieren und zu sagen, daß 1860 ein nasser oder ein trockener Sommer sein werde, Kriegs- oder Friedenszeit, so ist es für Menschen in unserer gegenwärtigen Lage absurd, irgendetwas über die nächste Welt positiv zu lehren, daß da ein Himmel ist oder eine Hölle, oder ein letztes Gericht, oder daß die Seele unsterblich ist, oder daß da ein Gott ist. Nicht daß du nicht ein Recht habest zu deiner eigenen Meinung, wie du ein Recht hast, ein implizites Vertrauen auf deinen eigenen Bankier zu setzen, oder auf deinen eigenen Arzt; aber unleugbar sind solche Ueberzeugungen nicht Wissen, sie sind nicht wissenschaftlich, sie können nicht öffentliches Eigentum werden, sie sind vereinbar damit, daß du deinem Freund gestattest, die entgegengesetzte Meinung zu haben; und wenn du in die Versuchung kommst, bei der Verteidigung deiner eigenen Ansicht von der Lage in diesen Sachen der Religion heftig zu werden, dann ist es wohl am Platz, recht ernstlich zu überlegen, ob Empfindlichkeit im Fall, daß dein Bankier oder dein Arzt von einem andern skeptisch behandelt wird, nicht als eine geheime Besorgnis in deinem Geist aufgefaßt werden könnte, trotz deines zuversichtlichen

Bekenntnisses, als eine Abwesenheit einer klaren unbewegten Gewißheit über seine Ehrlichkeit oder seine Geschicklichkeit."

Das ist die primäre Position unseres Philosophen. Er beweist sie nicht; er stellt sie nur deutlich auf; aber er hält sie für selbstevident, sobald sie klar aufgestellt ist. Und hier läßt er sie liegen.

4.

Diese seine primäre Position hinfort für gesichert nehmend, wird er folgendermaßen fortfahren: — „Gut also, ist die Religion eben eines jener Dinge, über die wir nichts wissen können: was kann absurder sein, als Zeit auf sie zu verschwenden? Was absurder, als mit anderen über sie zu streiten? Halten wir uns alle an unsere eigenen religiösen Meinungen jeweils und seien wir zufrieden; aber weit entfernt davon, hat sich vielmehr der Geist des Menschen an kein anderes Ding je so fest geklammert wie an die Religion. Und das Elend ist, daß, sobald wir ihr einmal gestattet haben, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wir in einem Zirkel sind, aus dem wir nie mehr imstande sein werden, uns herauszuziehen. Unser Irrtum reproduziert und verstärkt sich. Ein kleines Insekt, eine Wespe oder eine Fliege ist nicht imstande, durch eine Glasscheibe seinen Weg sich zu bahnen; und sein Mißlingen gerade ist Anlaß zu noch größerer Heftigkeit in seinem Bemühen, als zuvor. Es ist so heroisch eigensinnig in seinem Entschluß, Erfolg zu haben, wie der Angreifer oder Verteidiger auf einem kritischen Schlachtfeld; er ist unermüdlich und trotzig in einer Anstrengung, die über sich hinaus zu nichts führen kann. Wenn also gleicherweise du einmal entschlossen bist, daß gewisse religiöse Lehren unbestreitbar wahr sein sollen und daß alle Menschen deren Wahrheit wahrnehmen müßten, dann hast du dich in einem Unternehmen engagiert, das, wenn auch in alle Ewigkeit fortgesetzt, niemals seinen Zweck erreichen wird; und sintemal du überzeugt bist, daß es das tun sollte,

je mehr du bislang erfolglos gewesen bist, umso heftiger und halsstarriger wird dein Versuch in Zukunft sein. Und weiter noch: sintemal du nicht der einzige Mensch bist in der Welt, der in diesem Irrtum liegt, sondern nur einer aus Tausenden, die alle an dem allgemeinen Prinzip festhalten, daß Religion wissenschaftlich sei, und dennoch alle differieren, was die Wahrheiten und Tatsachen und Schlüsse dieser Wissenschaft anlangt, so folgt daraus, daß das Elend sozialer Streitigkeiten und Entzweiungen noch hinzu kommt zu dem Elend einer hoffnungslosen Forschung, und das Leben nicht nur in fruchtlosen Spekulationen vergeudet, sondern auch noch verbittert wird durch bigottes Sektierertum."

„Das ist der Zustand, in dem die Welt gelegen hat", wird man sagen, „immer schon seit der Einführung des Christentums. Das Christentum ist bloß der Fluch gewesen aller wahren Erkenntnis, denn es hat den Geist abgewendet von dem, was er wissen kann, und ihn mit dem beschäftigt, was er nicht wissen kann. Meinungsdifferenzen tauchen auf und vervielfältigen sich im Verhältnis zu der Schwierigkeit, sie zu entscheiden; und die Unfruchtbarkeit der Theologie ist in Wahrheit eben der Grund gewesen, nicht nach besserer Nahrung zu suchen, sondern von nichts sonst sich zu ernähren. Die Wahrheit ist in der falschen Richtung gesucht worden, und das Erreichbare ist beiseite geschoben worden um des Phantastischen willen."

Nun, ich habe hier nicht den Beruf, diese Argumente zu widerlegen, sondern bloß sie darzustellen. Ich brauche nicht zu widerlegen, was noch nicht bewiesen worden ist. Es genügt mir, zu wiederholen, was ich bereits gesagt habe, daß sie sich auf eine bloße Annahme gründen. Vorausgesetzt freilich, religiöse Wahrheit könne nicht festgestellt werden, dann natürlich ist es nicht bloß eitel, sondern verderblich, es zu versuchen; dann natürlich steigern Argumente nur den Mißgriff dieses Versuches. Aber sicherlich haben sowohl Katholiken wie Protestanten solide Verteidigungen geschrieben der Offenbarung, des Christentums und

des Dogmas, als solche, und diese kann man nicht einfach auf die Seite schieben, ohne zu sagen warum. Es ist von unseren Philosophen noch nicht erwiesen worden, daß es selbstevident ist, daß religiöse Wahrheit wirklich der Erreichung unfähig ist; es ist auf der anderen Seite von einer Anzahl tiefer Geister machtvoll dargelegt worden, daß sie erreicht werden kann, und das onus probandi liegt ganz klar denen ob, die in die Welt etwas einführen, was die ganze Welt als ein Paradox empfindet.

5.

Indessen: wo Menschen von all dem, so unvernünftig es auch ist, wirklich überzeugt sind, was wird daraus folgen? Ein Gefühl nicht bloß der Verachtung, sondern absoluten Hasses gegenüber dem katholischen Theologen und dem dogmatischen Lehrer. Der Patriot hat Abscheu und Ekel vor den Parteigängern, die sein Land degradiert und beleidigt haben; und der Weltbürger, der Advokat des Menschengeschlechtes empfindet bitteren Unwillen gegen die, von denen er meint, daß sie zweitausend Jahre lang seine Verführer und Tyrannen gewesen seien. „Die Welt hat zweitausend Jahre verloren. Sie ist ungefähr dort, wo sie in den Tagen des Augustus war. Das haben wir von den Priestern." Es gibt solche, die von einem wohlwollenden Liberalismus getragen sind und sich herablassen, zu sagen, daß Katholiken nicht schlimmer seien als andere Verfechter dogmatischer Theologie. Es gibt solche wiederum, die gut genug sind, zuzugeben, daß die katholische Kirche Erkenntnis und Wissenschaft bis zu den Tagen Galileis gefördert habe und daß sie erst in den letzten verschiedenen Jahrhunderten zurückgeschritten sei. Aber der neue Lehrer, den ich im Lichte jenes Nebelfleckes betrachte, aus dem heraus er sich festigen soll, hallt wider die Worte des frühen Verfolgers der Christen, daß sie die „Feinde des Menschengeschlechtes" seien. „Wäre nur nicht Athanasius gewesen und nicht Augustinus und nicht der Aquinate — die Welt würde schon

Jahrhunderte und Jahrhunderte früher ihre Bacons und ihre Newtons gehabt haben, ihre Lavoisiers, ihre Cuviers, ihre Watts und ihre Adam Smiths. Und nun, da schließlich die wahre Philosophie zum Dasein sich durchgerungen hat und ihren Weg macht, was bleibt ihrem Vorkämpfer anders übrig, als einen heftigen, verzweifelten Angriff auf die christliche Theologie zu richten: das Schwert aus der Scheide, und keinen Pardon gegeben? und was wird der Ausgang sein, wenn nicht der Triumph des Stärkeren — die Ueberwältigung eines alten Irrtums und einer verhaßten Tyrannei, und die Herrschaft der schönheitsvollen Wahnheit?" So denkt er und sitzt träumend über den anregenden Gedanken und sehnt sich nach diesem nahenden, diesem unentrinnbaren Tag.

Da wollen wir ihn für den Augenblick lassen, träumend und sich sehnend in seinem ohnmächtigen Haß auf eine Macht, gegen die Julian und Friedrich, Shaftesbury und Voltaire und tausend andere große Herrscher und subtile Denker vergeblich angestürmt sind.

§ 2. Ihre Politik

1.

Es ist eine erbärmliche Zeit, wenn eines Menschen katholisches Bekenntnis keine Gewähr ist für seine Rechtgläubigkeit und wenn ein Lehrer der Religion innerhalb der Pfähle der Kirche, jedoch außerhalb ihres Glaubens sein kann. Das ist zu verschiedenen Epochen ihrer Geschichte zeitweise die Heimsuchung ihrer Kirche gewesen. Es war dies der Fall während des furchtbaren arianischen Uebergewichts, als die Herde sich fernhalten mußte von dem Hirten und die arglosen Väter der westlichen Konzilien irgend einem konsekrierten Sophisten Griechenlands oder Syriens vertrauten und folgten. Es war so in jenen Abschnitten der mittelalterlichen Geschichte, als Simonie dem Oberhaupte der Kirche Widerstand leistete und als Häresien an den

2025-01-23

Universitäten lauerten. Es war eine längere und mühsamere Heimsuchung während der Kontroversn mit den Monophysiten in alten und mit den Jansenisten in neuen Zeiten. Ein großes Aergernis ist es und eine Perplexität für die Kleinen Christi, wenn sie wählen sollen zwischen rivalisierenden Prätendenten auf ihren Gehorsam und Treue oder am Ende eine Verurteilung ausgesprochen finden über einen, den sie in ihrer Einfalt bewundert haben. Wir auch in diesen Tagen haben unsere Aergernisse, denn Aergernis muß sein: aber sie sind nicht, was sie einstmals waren; und wenn es heute die gerechte Klage frommer Männer ist, daß niemals der Unglaube so um sich gegriffen hat, so ist es ihr Ruhm und Trost andererseits, daß niemals die Kirche weniger verwirrt wurde durch falsche Lehrer, niemals mehr geeint war.

Falsche Lehrer verbleiben heute nicht innerhalb der Pfähle der Kirche, weil sie sie leicht verlassen können und weil es Sitze des Irrtums gibt außerhalb ihrer, von denen sie angezogen werden. „Sie gingen von uns," sagt der Apostel, „aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so wären sie ohne Zweifel bei uns geblieben: aber sie sollten offenbar werden, daß sie nicht von uns sind." Es ist ein großer Gewinn, wenn der Irrtum offenbar wird, denn dann hört er auf, die Einfachen zu täuschen. Mit solchen Gedanken begann ich durch Antizipation zu beschreiben die Formung einer Schule des Unglaubens außerhalb der Kirche, die vielleicht bislang, wie ich es damals ausdrückte, in einem Nebelflecken erst besteht. Im Mittelalter hätte sie es vermittelst Ausflüchten so einrichten gekonnt, eine Weile innerhalb der geheiligten Grenzen sich zu behaupten — jetzt natürlich ist sie außerhalb ihrer; aber trotzdem, infolge des Verkehrs der Katholiken mit der Welt und des gegenwärtigen unreifen Zustandes der falschen Lehre mag sie zunächst einen Einfluß ausüben sogar auf jene, die vor ihr zurückschrecken würden, würden sie sie als das agnoszieren, was sie wirklich ist und wie sie am Ende sich erweisen wird.

Zudem ist es für Menschen in unseren Verhältnissen natürlich und nicht ohne Nutzen, über die Arten des Irrtums nachzudenken, mit denen eine Universität unserer Tage zu streiten haben wird, wie die mittelalterlichen Universitäten ihre eigenen speziellen Antagonisten gehabt haben. Und aus beiden Gründen wage ich es, einige Bemerkungen zu machen über eine Gruppe von Meinungen und eine Aktionsrichtung, die zu dieser Stunde, mindestens in ihren Rudimenten, in den Sitzen des englischen Geistes zu bestehen scheinen, ob nun die Gefahr von selber verschwindet oder nicht.

Ich habe bereits gesagt, daß ihr Fundamentaldogma ist, daß über eine unsichtbare Welt nichts als gewiß erkannt werden könne. Dies als gesichert nehmend wie einen selbstevidenten Punkt, unleugbar sobald nur einmal aufgestellt, schreitet sie weiter oder wird weiterschreiten zur Argumentation, daß infolgedessen der immense Aufwand an Zeit, Unruhe und Mühe, an Wohlfahrt, körperlicher wie geistiger, der mit theologischen Untersuchungen gemacht worden ist, schlechthin hinausgeworfen worden sei; ja, nicht bloß nutzlos, sondern sogar verderblich gewesen sei, insofern er indirekt die Pflege von Studien von weit größerer Verheißung und von einer evidenten Nützlichkeit vereitelt habe. Das ist der wichtigste Standpunkt der Schule, die ich im Auge habe; und das Resultat im Geiste ihrer Anhänger ist ein tiefer Haß und ein bitteres Rachegefühl gegen die Macht, die, wie sie es betrachten, es fertig gebracht hat, das Wissen der Welt und den Intellekt der Menschen für so viele hundert Jahre verkümmern zu lassen. So viel habe ich bereits gesagt; jetzt werde ich die Richtungslinien der Politik zeichnen, die diese Leute einschlagen werden, und den Gedankengang, den diese ihre Politik für sie notwendig und natürlich machen wird.

2.

Angenommen also, es sei der Hauptsatz der fraglichen Schule, daß das Studium der Religion als einer Wissen-

schaft der Philosophie und Erkenntnis die Pest gewesen sei — welches Heilmittel werden ihre Meister gegen die Uebel anwenden, die sie beklagen? Sollen sie selbst als die Antagonisten der Theologie sich bekennen, und auf Argumentationen mit Theologen sich einlassen? Dieses hieße evidenterweise die Kalamität steigern und fortsetzen. Nichts, werden sie sich sagen, nichts wünschen religiöse Menschen heißer, nichts würde so sicher die Sache der Religion fördern, wie Kontroverse. Die Taktik gerade religiöser Menschen ist es, so werden sie argumentieren, die Welt dazu zu bringen, ihre Aufmerksamkeit stetig auf das Thema der Religion geheftet zu halten, und eine Kontroverse ist das beste Mittel, dies zu tun. Ihr eigener Schlich aber, werden sie denken, ist, im Gegenteil, mit aller Mühe darüber zu schweigen. Sollten sie dann also nicht hingehen und die theologischen Schulen zuschließen und in der philosophischen Erziehung die Religion aus den wissenschaftlich behandelten Fächern ausschließen? In der Tat: dies ist und ist gewesen ein recht beliebtes Verfahren bei recht vielen unter den Feinden der Theologie; aber doch kann man nicht sagen, daß es mit irgend einem größeren Erfolg belohnt worden sei, als die Taktik der Kontroverse. Die Errichtung der Londoner Universität war nur der nächste Anlaß zur Errichtung von Kings College auf der Grundlage des dogmatischen Prinzips; und der Liberalismus der holländischen Regierung führte zur Restauration der Universität von Löwen. Es ist eine bekannte Geschichte, wie die Abwesenheit gerade der Statuen des Brutus und Cassius diese noch lebendiger ins Gedächtnis des römischen Volkes zurückbrachte. Wenn also in einem umfassenden Erziehungsplan die Religion allein ausgeschlossen wird, dann plädiert dieser Ausschluß zu ihren Gunsten. Was immer der reale Wert der Religion ist, sagen sich diese Philosophen, sie hat einen Namen in der Welt und darf nicht übel behandelt werden, damit nicht die Menschen aus einem Gefühl der Hochherzigkeit sich um sie scharen möchten. Sie werden also zu der Entscheidung

kommen, daß die exklusive Methode, wiewohl sie in dieser Generation Beifall gefunden hat, ganz ebenso ein Mißgriff ist, wie die der Kontroverse. Zu den Universitäten also Englands sich wendend, werden sie sagen, daß die wahre zu beobachtende Taktik hier sein würde, die theologischen Schulen einfach sich selber zu überlassen. Es ist ein sehr großes Unglück, daß sie aus dem Zustand der Dekadenz und Erstarrung, in dem sie vor etlichen zwanzig oder dreißig Jahren lagen, aufgeweckt worden sind. Bis zu jener Zeit waren eine mechanische Vorlesung, gehalten vor dem sukzessiven Schube für den protestantischen Pfarrdienst bestimmter junger Männer, nicht während ihres Aufenthaltes, sondern wenn sie die Universität verließen oder bereits verlassen hatten — und nicht über Dogmatik, Geschichte, Kirchenrecht oder Kasuistik, sondern über eine Liste von ausgewählten Autoren und Werken, die Leute lesen sollten, welche weder das Verlangen hatten sie zu lesen, noch das Geld, sie zu kaufen; — und weiter eine periodische Ankündigung einer Vorlesung über die 39 Artikel, die niemals gehalten wurde, weil sie niemals besucht wurde — diese beiden Demonstrationen, die eine unternommen von dem einen Theologieprofessor, die andere von einem anderen, umfaßten den theologischen Lehrunterricht eines Lehrsitzes, der einmal die Heimat eines Duns Scotus und Alexander Hales gewesen war. Welches neidische Mißgeschick setzte diesen halkyonischen Tagen ein Ende und erneute in den Jahren, die folgten, das odium theologicum? Lassen wir Gerechtigkeit widerfahren den autoritativen Lenkern der Universität; sie haben ihre Schwächen; aber nicht ihnen ist die Revolution zuzuschreiben. Es war der Fehler keines von all den Hütern der Erziehung und den Kuratoren des Geistes an diesem gefeierten Platz. Indessen: das Unheil ist geschehen; und nun ist es für die Interessen der Ungläubigkeit das weiseste, es sich selber zu überlassen und das Fieber gradweise sich legen zu lassen; eine Behandlung würde es nur reizen. Sich nicht einmengen in die Theologie, auch

nicht den kleinen Finger gegen sie erheben, ist das einzige Mittel, sie zu verdrängen. Je bitterer der Haß ist, den solche Männer gegen sie hegen, umso weniger müssen sie ihn zeigen.

3.

Welches Verfahren also sollen sie einschlagen? Sie denken, und mit Recht, daß in allen Wettstreiten die weiseste und bedeutendste Politik die ist, eine positive, nicht eine negative Opposition zu führen, nicht zu verhindern, sondern zu antizipieren, durch Konstruieren zu obstruieren, und durch Ueberpflanzen auszurotten. Die Theologie irgend geringschätzig zu behandeln, sei es nun in ihren protestantischen oder ihren katholischen Schulen, hieße nur einen unausschöpfbaren Strom von Polemikern hervorlocken und eine Phalanx dogmatischer Doktoren und Bekenner.

„Laßt Camarina nur allein; 's ist am besten so."

Das richtige Vorgehen also ist, nicht gegen die Theologie zu opponieren, sondern mit ihr zu rivalisieren. Man überlasse ihre Lehrer einander; bloß achte man auf die Einführung anderer Studien, die, so lange sie den beiläufigen Charme der Neuheit haben, ein überragendes Interesse, einen Reichtum und einen praktischen Wert ihr eigen haben. Man ergreife Besitz von diesen Studien, und benutze sie und monopolisiere ihre Verwendung, unter Ausschluß der Anhänger der Religion. Man nehme es für ausgemacht und beharre für die Zukunft darauf, daß die Religion mit den Studien, auf die ich anspiele, nichts zu tun habe, noch jene Studien mit der Religion. Man eifere und protestiere, wenn die katholische Kirche sich herausnimmt, das, was man als Waffe gegen sie zu verwenden gedenkt, selber zu handhaben. Der Bereich der Experimental-Wissenschaften, nämlich: Psychologie und Politik und politische Oekonomie und die vielen Fächer der Physik, mannigfach sowohl in ihrer Materie wie in der Forschungsmethode; die großen Wissenschaften, die das Charakteristikum dieser Epoche sind und die umso staunen-

erregender werden, je gründlicher sie verstanden werden — Astronomie, Magnetismus, Chemie, Geologie, vergleichende Anatomie, Naturgeschichte, Ethnologie, Sprachen, politische Geographie, Altertümer —, diese seien euere indirekten, aber wirksamen Mittel, die Religion zu überwältigen! Die brauchen bloß gesehen zu werden, damit man sie verfolge; man wird in den Schulen der Gelehrsamkeit der langen Herrschaft der unsichtbaren wesenlosen Welt ein Ende setzen durch die bloße Exhibition der sichtbaren. Dies war bis dahin unmöglich, weil die sichtbare Welt selbst so wenig bekannt war; nun aber, dank der neuen Philosophie, ist Sehen imstande, den Kampf gegen Glauben aufzunehmen. Der mittelalterliche Philosoph hatte gegen die Offenbarung keine Waffe außer der Metaphysik; die Naturwissenschaft hat zu diesem Zwecke eine bessere Verfassung, wenn nicht eine schärfere Schneide.

Hier nun unterbreche ich den Gedankengang, den ich zeichne, um ein c a v e a t anzubringen, daß man nicht denke, ich hegte irgendwelche verborgene Mißachtung gegenüber den Wissenschaften, die ich aufgezählt habe, oder Besorgnis vor ihren legitimen Tendenzen; während doch gerade mein Ziel ist, gegen eine Monopolisierung ihrer durch andere zu protestieren. Und es ist gewiß kein schwerer Vorwurf gegen sie, zu sagen, daß sie, wie andere göttliche Gaben, zu schlechten Zwecken gebraucht werden können, mit denen sie keine natürliche Verknüpfung haben, und für die sie niemals intendiert waren; und daß, wie in Griechenland das Element der Schönheit, von dem das Universum durchflutet wird, und die Gabe der Dichtkunst, die sein wahrster Interpret ist, in den Dienst der Sinnlichkeit gestellt wurden; wie im Mittelalter abstrakte Spekulation, ein anderes großes Instrument der Weisheit, oft in sophistischen Uebungen verzettelt wurde — so heute auch das Feld der Tatsachen und die ihm eigenen Forschungsmethoden und Experimente für den Augenblick in der Einbildungskraft des Lernenden das Licht des Glaubens verdunkeln und zu dem zufälligen Werkzeug, h i c e t n u n c,

des Unglaubens degradiert werden können. Ich bin so wenig feindselig gegen die Naturwissenschaften, wie ich es gegen die Dichtkunst oder die Metaphysik bin; aber ich wünsche für Studien jeder Art eine legitime Anwendung: ich mißgönne sie auch nicht den Antikatholiken, wofern diese nur nicht beanspruchen, sie zu monopolisieren, und gegen uns protestieren, wenn wir uns zu ihnen bekennen, oder sie gegen die Offenbarung richten.

Ich möchte mir freilich denken können, daß diese Studien nicht von einer gewissen Philosophenschule in der Absicht gepflegt würden, direkt gegen die Autorität der Offenbarung zu zielen. Es gibt Leute, die hoffen, es gibt Leute, die sicher sind, daß durch die unaufhörliche Erforschung von Tatsachen, physischen, politischen und moralischen, das eine oder andere oder viele Dinge früher oder später aufkommen werden, und dazu noch unbiegsame Fakta, die den Erklärungen der Offenbarung schlechtweg widersprechen. Sie haben eine Vision von irgend einem physikalischen oder historischen Beweis, daß die Menscheit nicht von einem gemeinsamen Ursprung herkomme oder daß die Hoffnungen der Welt niemals einer Arche aus Holz, die auf dem Wasser schwamm, anvertraut wurden, oder daß die Verkündigung auf dem Berg Sinai das Werk von Menschen oder der Natur waren, oder daß die hebräischen Partriarchen oder die Richter Israels mythische Personen seien, oder daß St. Petrus nichts mit Rom zu tun hatte, oder daß die Lehre von der heiligen Trinität oder der realen Gegenwart dem ursprünglichen Glauben fremd war. Eine Erwartung erfüllt sie, daß die letzten im Mesmerismus verkörperten Wahrheiten sicherlich alle Wunder des Evangeliums erklären werden; oder daß die Methode Niebuhrs auf die Evangelien und die Väter angewendet ein einfaches Mittel ist, das ganze katholische System als albern erscheinen zu lassen. Sie stellen sich vor, daß das ewige, unveränderliche Wort Gottes verzagt und zunichte werde vor dem durchdringenden Intellekt der Menschen. Und wo dieses Gefühl existiert, da wird es ein noch kräftigeres Motiv sein,

die Theologie sich selbst zu überlassen. Jene Partei, für die der Erfolg nur eine Frage der Zeit ist, kann es sich leisten, in Geduld zu warten; und wenn eine unentrinnbare Mine gelegt ist, um die Festung in die Luft zu sprengen — was braucht es uns dann dringlich zu sein, daß die Katastrophe heute stattfinde eher als morgen?

4.

Aber auch ohne viel Wesens zu machen von ihren eigenen Erwartungen in diesem Punkt, die teilweise erfüllt werden mögen oder nicht, haben diese Männer sichere Gründe, um zu wissen, daß die Wissenschaften, wie sie sie treiben möchten, der religiösen Gesinnung zum mindesten abträglich sein werden. Ein jedes Studium welcher Art immer, ausschließlich getrieben, läßt im Geist das Interesse, ja die Wahrnehmung für jedes andere ersterben. So sagt Cicero, daß Plato und Demosthenes, Aristoteles und Isokrates, jeder respektive auf dem Gebiete des anderen, sich hätten auszeichnen können, aber daß ein jeder von seinem eigenen absorbiert war; seine Worte sind emphatisch: „quorum uterque, suo studio delectatus, c o n t e m s i t alterum". Muster dieser Eigentümlichkeit begegnen einem jeden Tag. Man kann einige Menschen nur mit Mühe dazu überreden, von etwas anderem zu reden als ihrer eigenen Beschäftigung; sie beziehen die ganze Welt auf ihr eigenes Zentrum und messen alle Dinge nach ihrem eigenen Maßstab, wie der Fischer im Drama, dessen Lobrede auf seinen verstorbenen Herrn war, daß „er Fische so gern hatte". Die Heiligen illustrieren dies nach der andern Seite; St. Bernhard hatte kein Auge für Architektur; St. Basil hatte keine Nase für Blumen; St. Aloysius hatte keinen Gaumen für Essen und Trinken; St. Paula oder St. Johanna Franziska konnten über ihre eigenen Kinder hinwegsehen oder hinwegschreiten; — nicht daß natürliche Fähigkeiten diesen großen Dienern Gottes gefehlt hätten, sondern eine höhere Gabe überstrahlte und verdunkelte jedes niederere menschliche Attribut, wie im Himmel menschliche

Züge verbleiben mögen, ihre Schönheit jedoch erschlagen werden mag von dem überstrahlenden Lichte der Glorie. Und gleicherweise ist es klar, daß es die Tendenz der Wissenschaft ist, Menschen zu Indifferentisten oder Skeptikern zu machen, rein schon dadurch, daß sie ausschließlich gepflegt wird. Die Partei also, von der ich rede und die dies wohl versteht, würde Disputationen in den Theologenschulen an jedem Tag im Jahr dulden, unter dem Vorbehalt nur, daß sie es fertig bringt, die Schüler der Wissenschaft von ihnen fern zu halten.

Auch ist dies nicht alles; sie vertrauen auf den Einfluß der modernen Wissenschaften, auf das, was man die Einbildungskraft nennen mag. Wenn irgend etwas, das vor uns kommt, dem, was wir für gewöhnlich erfahren, recht unähnlich ist, erachten wir es eben deshalb für unwahr; nicht weil es wirklich unsere Vernunft als unwahrscheinlich anstößt, sondern weil es als fremdartig unsere Einbildungskraft stutzig macht. Nun bietet uns die Offenbarung einen vollkommen verschiedenen Aspekt dar von dem, den uns die Wissenschaften darbieten. Die beiden Informationen sind gleich den verschiedenen Gegenständen, die von den Linien derselben Zeichnung dargestellt werden und die, entsprechend wie wir ihre konkave oder konvexe Seite lesen, uns jetzt eine Gruppe von Bäumen mit Zweigen und Blättern vorweisen, und nun menschliche Gesichter, die zwischen den Blättern versteckt sind oder irgendwelche majestätische Gestalten, die aus den Zweigen heraustreten. So steht Glaube dem Sehen entgegen: es ist ähnlich wie der Kontrast, den die plane und die physische Astronomie bieten; die plane in Uebereinstimmung mit unseren Sinnen spricht vom Aufgehen und Untergehen der Sonne, während die physische, in Uebereinstimmung mit unserem Verstand, im Gegenteil aussagt, daß die Sonne stationär verharrt und daß die Erde es ist, die sich bewegt. Das meint man, wenn man sagt, daß die Wahrheit in einem Brunnen liege; die Erscheinungen sind nicht das Maß der Tatsachen; prima facie Vorstellungen, die wir

von außen empfangen, reichen nicht bis zu dem realen Stand der Dinge oder setzen sie uns schlechthin so vor, wie sie sind.

Während also Vernunft und Offenbarung in Wirklichkeit zusammenstehen, stehen sie oft im Anschein nicht zusammen; und diese anscheinende Diskordanz wirkt höchst scharf und alarmierend auf die Einbildungskraft und mag plötzlich einen Mann der Versuchung aussetzen und ihn sogar stürzen in die Begehung von ganz bestimmten Akten des Unglaubens, bei denen die Vernunft selber in Wirklichkeit überhaupt nicht in Tätigkeit tritt. Ich meine es so: man lasse eine Person den Studien des Tages sich widmen; man lasse ihn von Astronomen gelehrt werden, daß unsere Sonne nur eine von Millionen von zentralen Lichtkörpern ist, und unsere Erde nur eine von zehn Millionen im Raum sich bewegender Kugeln; man lasse ihn vom Geologen lernen, daß auf dieser unserer Kugel gewaltige Revolutionen in unzählbaren Zeiten vor sich gegangen sind; man lasse ihm von dem vergleichenden Anatomen erzählen von dem peinlich genau arrangierten System organischen Natur; von dem Chemiker und Physiker von den unwiderruflichen, jedoch komplizierten Gesetzen, denen die organische und anorganische Natur unterworfen ist; von dem Ethnologen von den Ursprüngen und Verzweigungen und Varietäten und Geschicken der Völker; von dem Altertumsforscher von alten ausgegrabenen Städten und Stammländern, die entdeckt wurden, mit den spezifischen Formen menschlicher Gesellschaft, die einst existiert haben; von dem Linguisten von der allmählichen Formung und Entwicklung der Sprachen; von dem Psychologen, dem Physiologen und dem Nationalökonomen von der subtilen komplizierten Struktur der atmenden, betriebsamen, rastlosen Welt der Menschen; ich sage, man lasse ihn aufnehmen und bewältigen die gewaltige Weite der ihm so gewährten Naturanschauung, ihrer unendlichen Komplexheit, ihrer schauererregenden Fülle und ihrer mannigfachen, jedoch harmonischen Farben; und dann, wenn er durch Jahre diese Vision in sich getrunken und von ihr

sich genährt hat, lasse man ihn umkehren und die inspirierten Dokumente genau durchforschen oder auf den autoritativen Lehrunterricht der Offenbarung horchen, das Buch der Genesis, oder die Warnungen und Prophezeiungen der Evangelien, oder das Symbolum Quicumque, oder das Leben des St. Antonius oder St. Hilarius, und er kann sicherlich einen höchst peinvollen Umschwung der Gefühle erleben — nicht daß seine Vernunft in Wirklichkeit aus seinen hochgeliebten Studien irgend etwas deduziert, das im Gegensatz zu dem Glauben wäre, sondern seine Einbildungskraft ist verwirrt und es schwindelt ihr bei der Empfindung der unsagbaren Distanz jenes Glaubens von der Weltanschauung, die ihm vertraut ist, bei seiner Fremdartigkeit, und dann wiederum seiner rohen Simplizität, wie es ihm vorkommt, und seiner anscheinenden Armseligkeit im Kontrast zu dem überquellenden Leben und der Realität seiner eigenen Welt. All dies versteht die Schule, von der ich rede, sehr wohl; sie begreift, daß, wenn sie die Bekenner der Religion aus den Hörsälen der Wissenschaft nur ausschließen kann, sie ihnen in deren eigenen getrost freies Spiel gestatten kann; denn sie wird imstande sein, Ungläubige zu züchten, ohne ein Wort zu reden, rein durch den furchtbaren Einfluß jenes Vermögens, vor dem uns sowohl Bacon wie Butler so feierlich warnen.

Ich will sagen, daß sie den Theologen im vollen und freien Besitz seiner eigenen Schulen läßt, denn sie meint, daß er keine Chance haben werde, den entgegengesetzten Lehrunterricht aufzuhalten oder mit der faszinierenden Kraft der modernen Wissenschaften zu rivalisieren. Wenig wissend — und noch weniger sich darum kümmernd — von der Tiefe und Weite jener himmlischen Weisheit, die durchzuschreiten der Apostel frohlockt, oder der Mannigfaltigkeit jener Wissenschaften, der dogmatischen oder ethischen, mystischen oder hagiologischen, historischen oder exegetischen, die die Offenbarung erschaffen hat, wissen diese Philosophen sehr wohl, daß in Wirklichkeit für Wesen, so beschaffen wie

wir, Wissenschaften, die diese Welt und diesen Stand des Daseins betreffen, weit mehr wert sind, fesselnder und anziehender sind, als jene, die auf ein System von Dingen sich beziehen, die sie nicht sehen und mit ihren natürlichen Kräften nicht meistern können. Wissenschaften, die es mit greifbaren Tatsachen zu tun haben, mit praktischen Resultaten, immer neu aufkommenden Entdeckungen und fortwährenden Neuheiten, die die Neugierde nähren, die Aufmerksamkeit erhalten, die Erwartungen anspornen, erfordern, nach ihrer Meinung, nur ehrliches Spiel und keine Begünstigung, um jene alte Wahrheit zu überflügeln, die niemals wechselt und in dem Rennen um Popularität und Macht nur mit großer Vorsicht vorwärts schreitet. Und darum sehen sie aus nach dem Tag, wann sie die Religion niedergeschlagen haben werden, nicht durch Schließung von deren Schulen, sondern durch ihre Leerung; nicht durch Diskussionen über deren Lehrsätze, sondern durch den höheren Wert und die Ueberzeugungskraft ihrer eigenen.

5.

Das ist die Taktik, die eine neue Schule von Philosophen gegen die christliche Theologie aufnehmen. Sie haben dieses Charakteristikum, verglichen mit früheren Schulen der Ungläubigkeit, nämlich: die Verbindung eines intensiven Hasses mit einer weitgehenden Toleranz gegenüber der Theologie. Sie sind erklärterweise höflich gegen sie, und laufen mit ihr um die Wette. Sie bauen nicht auf irgend eine logische Widerlegung ihrer, sondern auf drei Erwägungen; zuerst darauf, daß es die Wirkung von Studien jedweder Art ist, den Geist für andere Studien zu indisponieren; demnächst auf die spezielle Wirkung moderner Wissenschaften auf die Einbildungskraft, als der offenbarten Wahrheit abträglich; und schließlich auf das absorbierende Interesse, das mit diesen Wissenschaften infolge ihrer wunderbaren Resultate verknüpft ist.

(Uebersetzt von Theodor Haecker)

ZWEI HIRTENGEDICHTE DES VERGIL

(Ecloge VI u. X)

SILENUS

Meine Muse zuerst hatte Lust an munteren Strophen
Und errötete nie, in Wäldern und Auen zu hausen.
Als von Fürsten, von Schlachten ich sang, da zupfte Apollo
Mahnend am Ohr mich: „Hirten, o Tityrus, ziemt es, die fetten
Schafe zu weiden und in gedämpfterem Tone zu singen."
Heute auch will ich (es bleiben genug ja übrig, begierig
Dich, o Varus, zu preisen und traurige Kriege zu schildern)
Ländliche Strophen ersinnen auf dieser einfachen Flöte.
Ohne Geheiß nicht sing ich. Wenn dennoch einer auch dieses
Liest von Liebe erfaßt: Von dir, o Varus, sie reden,
All meine Sträucher und Haine. Kein Blatt ist so lieb dem Apollo
Wie eins, auf dem des Varus Namen als Widmung geschrieben

Fahrt fort, Musen! Mnasyllos und Chromis, zwei Jünglinge, sahen
In einer Grotte liegen Silenus vom Schlaf überwältigt,
Schwellend, wie immer, die Adern vom Wein, den er gestern
getrunken.
Wie wenn eben vom Haupte geglitten, lag abseits sein Kranz noch,
Hing der gewichtige Humpen am abgegriffenen Henkel.
Drauf gingen beide (denn oft schon betrog der Greis ihr Erwarten,
Lieder zu hören) und flochten aus eigenem Kranz ihm die Fessel.
Ihnen gesellte sich Aegle und brachte den Aengstlichen Hilfe:
Aegle, aller Najaden die schönste, wie er erwacht schon,
Färbt ihm die Stirn und die Schläfen mit blutrotem Safte der
Maulbeern.
Der aber lacht zu dem Streich und schreit: „Was knüpft ihr mir
Fesseln?
Lasset, Kinder, mich los, es genügt, daß ihr mich ertappt habt.
Hört jetzt die Lieder, die ihr begehrt, und nehmt sie zum Lohne —
Die da bekommt etwas anderes!" Und zugleich auch begann er.
Siehe, es tanzen im Rhythmus, im Takte die Faune und Bestien,
Schütteln im Takt ihre Wipfel die steil aufstarrenden Eichen.

Solche Freude hat nicht an Apollo der felsge Parnassos,
So bezaubert sind nicht von Orpheus die Thrakischen Berge,

Denn er sang, wie im unermeßlichen Nichts die Atome
Alle, der Erde, der Luft und des Wassers verdichtet sich fügten,
Auch des ätherischen Feuers, und wie aus dem Urstoff entstanden
Alles, ja selbst der Kreis des edleren Himmels sich wölbte;
Wie die Erde fest ward, das Meer sich schied von der Feste,
Und wie langsam geformt und gestaltet die Dinge sich zeigten,
Alle die Länder staunend die junge Sonne begrüßen,
Und aus entrückten Wolken hochher strömet der Regen.
Wie jetzt erstmals Wälder erstehen, und einzelne Tiere
Irren durch das Gebirge, das solches noch niemals erschaut hat.
Dann von den Steinen, die Pyrrha geworfen, Saturnischem Aeon,
Von des Prometheus Diebstahl und Leiden am Fels durch den Adler.
Singt von der Quelle, an der die Schiffer den Hylas verloren,
Rufend, daß rings die Gestade all hallten: „Hylas, o Hylas!"
Und von Pasiphae — glücklich, hätt' es nie Rinder gegeben —
Wie ihre Glut sie kühlt in der Liebe zum schneeigen Stiere.
Ah, unseliges Weib, welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen!
Prötus' Töchter erfüllten die Felder mit täuschendem Brüllen:
Dennoch ist keine so schimpflicher Leidenschaft jemals erlegen,
Ob sie doch gleich im Wahne das Joch schon gespürt auf dem Nacken,
Oft an der glatten Stirne getastet, ob Hörner nicht wüchsen.
Ah, unseliges Weib, nun irrst du umher im Gebirge.
Jener auf Hyazinthen gebettet die schneeige Flanke
Kaut dort unter der dunklen Eiche die hellgrünen Kräuter
Oder verfolgt aus der großen Herd' eine. „Sperret, o Nymphen,
Nymphen von Kreta, sperrt ab zu Auen und Wäldern die Pässe,
Ob nicht von ungefähr doch die Spuren des schweifenden Stieres
Irgendwo finde mein Auge — es möchte ja sein doch, daß schließlich
Von einem Kraute verlockt oder selber folgend der Herde
Heim ihn brächten die Kühe zu unseren kretischen Ställen"

Hierauf singt er vom Mädchen, das goldene Aepfel verlockte,
Kleidet um Helios' Töchter Moos und bittere Rinde,
Läßt sie als schlank aufsteigende Erlen entwachsen dem Boden.
Darauf singt er von Gallus, wandelnd am Flusse Permessus,

Wie ihn der Göttinnen eine geführt zum Aonischen Hügel,
Wie sich erhoben vor ihm, dem Mann, alle Musen Apollos,
Wie zu ihm Linus, der Hirt des unsterblichen Liedes, die Haare
Schön bekränzt mit Blüten und bitterem Eppich, gesprochen:
„Nimm diese Flöte, es schenken die Musen sie dir, Hesiod einst
Spielte als Greis sie: mit ihr und seinen Gesängen vermocht' er
Starrende Eschen vom Berge zu locken, daß sie ihm folgten.
Du sollst singen auf ihr den Ursprung Aeolischen Waldes,
Daß da kein Hain sei, dessen Apollo höher sich rühme."

Was sang er noch?! Daß von Scylla, des Nisus Tochter, erzählt wird:
Ihre strahlenden Hüften umgürtet mit kläffenden Monstren,
Hätt' des Odysseus Schiff sie bedrängt, und im gurgelnden Strudel
Hätten die bebenden Fischer zerfleischt ihre scheußlichen Hunde.
Auch von des Tereus verwandelter Form erzählte er vieles,
Von dem Mahl der Philomele und ihren Geschenken,
Wie sie im Fluge die Wüste erreicht, und mit ruhlosen Schwingen
Doch noch zuvor, unselig, das Dach ihres Heimes umflattert!
Alles, was einst Apollo sang und Eurotas glückselig
Hörte, was er dem Lorbeer gebot, für immer zu lernen —
Alles sang jener (die Berge trugen das Echo zum Himmel)
Bis die Schafe zum Stalle zu treiben und vorher zu zählen
Nahender Abend uns zwang — sein Stern war keinem willkommen.

GALLUS

Gönne ein Werk mir noch, o Nymphe der Quelle, dies letzte!
Wenige Verse — doch Lycoris sollte sie lesen —
Singe ich Gallus, dem Freund: wer weigerte Verse dem Gallus?
Möge das Meer mit dir seine bittere Welle nicht mischen,
Während du klar hinfließest unter dem Busen Siziliens:
Fang an, ruheraubende Liebe des Gallus zu singen —
Noch beknappern das zarte Gestrüpp plattnasige Ziegen.
Auch nicht singen wir Tauben, widerhallen die Wälder.

Welcher Hain denn, welche Schlucht, jungfräuliche Mädchen,
Hielten euch, da Gallus verging in unseliger Liebe?
Denn es hinderten euch doch nicht die Höhen des Pindus,
Auch nicht die des Parnassus, noch die böotische Quelle.
Ihn beklagte der Lorbeer, beklagten alle Gebüsche,

Mänalus, fichtenbewachsen, um ihn, der in einsamer Schlucht lag,
Führte die Klage, es klagten die Felsen des eis'gen Lycaeus.
Ringsum stehen auch Schafe (und sie kümmern sich unser;
Du auch, göttlicher Dichter, mißachte nicht ihre Herde:
Auch Adonis weidete Schafe nahe dem Flusse),
Und der Schäfer kam, und langsam, träge der Schweinhirt,
Naß noch vom triefenden Winterfutter kam auch Menalcas.
Alle fragen: „Woher diese Liebe?“ Es kam auch Apollo:
„Gallus, was rasest du?“ sprach er. „Lycoris, deine Geliebte,
Folgt einem andern durch Eis und Schnee und unwirtliche Lager.“
Dann Silvanus, das Haupt geschmückt mit dem ländlichen Kranze:
Blühendes Steckenkraut und riesige schwankende Lilien.
Pan, Arkadiens Gott kam; diesen sahen wir selber,
Rot sein Antlitz von Mennig und blutenden Beeren des Attich.

„Findest nimmer ein Maß; was kümmert sich darum die Liebe!
Nie wird Liebe der Tränen satt, nie Auen der Bäche,
Blühenden Klees nie die Biene, noch würziger Blätter die Ziege!“
Er aber antwortet traurig: „Singet, Arkader, singt dennoch
Dieses auf eueren Hügeln, denn ihr allein nur, Arkader,
Wisset zu singen. Wie sanft, ach, sollen dann meine Gebeine
Ruhen, wenn einst von meiner Liebe erzählt eure Flöte!
Ach, daß ich einer von euch, und mitgehütet doch hätte
Euere Herde, und mitgekeltert die schwellenden Trauben!
Mir gehörte gewiß dann Phyllis oder Amyntas,
Oder irgend jemand (was tät's, daß Amyntas so braun ist?
Dunkel sind auch die Veilchen, und Heidelbeeren sind dunkel),
Läge mit mir zwischen Weiden, und unter den biegsamen Reben:
Phyllis bände Girlanden, Amyntas sänge mir Lieder.
Hier sind kühlende Quellen, hier üppige Wiesen, Lycoris,
Hier ein Hain: hier könnte ich altern mit dir und sterben.
Nun aber hält mich heillos Liebe in drückender Rüstung
Mitten unter Geschossen und hart anstürmenden Feinden:
Du so ferne der Heimat (dürft' ich's doch nimmermehr glauben!)
Grausame! Alpen und Schnee und den eisigen Winter am Rheine
Siehst du allein ohne mich. Daß dir der Winter nicht schade!
Ach, daß das scharfe Eis nicht die zarten Sohlen dir schneide!
Fort nun! und was ich gedichtet in chalcidischem Versmaß,
Will ich begleiten hier auf der einfachen Flöte des Hirten.
Jetzt ist's entschieden: in Wäldern zwischen den Höhlen des Wildes

Lieber entsag ich und schneid meiner Liebe Leiden in zarte
Bäume: sie werden wachsen, und mit ihnen wächst meine Liebe.
Ich will Arkadien durchwandern mitten im Reigen der Nymphen,
Jagen die hitzigen Eber und nie soll mich hindern die Kälte,
Alle Parthenischen Schluchten mit Hunden rings zu umstellen.
Ueber Abhänge durch brausende Wälder seh' ich mich streifen,
Mir behagts, von Parthischem Bogen die Kretischen Pfeile
Sicher zu schnellen. — Wie denn? Soll das mir heilen den Wahnsinn?
Oder soll darum der Gott sich erbarmen des Jammers der Menschen?
Schon gefallen die Bäume mir nimmer, sogar meine Lieder
Selber gefallen mir nimmer; ihr Wälder auch lasset mich wieder!
Jene Liebe vermöchte nimmer zu wandeln unsere Mühsal:
Ob wir mitten im Frost der Maritza Wasser auch tränken,
Uns aussetzten dem stürmenden Schnee der Thrakischen Winter,
Ob wir, wann schrumpfend der Bast eindorrt an ragender Ulme,
Schafe hüteten glühend in Afrikanischer Sonne.
Alles besieget die Liebe: wir auch weichen der Liebe."

Mag es, o Musen, genug sein, was euer Dichter gesungen,
Während er hier sitzt, aus dürrem Eibisch ein Körbchen sich flechtend,
Musen: mögt`ihr dieses Lied doch teuer machen dem Gallus,
Gallus, zu dem meine Liebe so wächst mit jeglicher Stunde,
Wie im Lenz empor sich reckt die grünende Erle.
Stehen wir auf! Wachholder wirft verderblichen Schatten,
Sängern schadet oft Schatten; die Frucht auch verderben die Schatten.
Gehet gesättigt — der Abend naht — geht heim meine Ziegen!

SÖREN KIERKEGAARD

AUFZEICHNUNGEN AUS DEN JAHREN 1849—1855*)

Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten, er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.

Das Martyrium des Gelächters ist es eigentlich, was ich erlitten habe, ja etwas mehr und Tieferes darf ich über mich selbst nicht sagen: ich bin der Märtyrer des Gelächters; denn nicht jeder, der, wenn auch für eine Idee, ausgelacht wurde und litt, ist deshalb ganz genau ein Märtyrer des Gelächters. So z. B., wenn ein schlecht und recht ernsthafter Mann für eine gute Sache es erduldet, so hat er nicht das tiefere Verhältnis zu dem Martyrium, das er erduldet. Aber ich bin des Gelächters Märtyrer, und mein Leben ist darauf angelegt gewesen, es zu werden, ich verstehe mich so ganz darin, ja es ist, als verstände ich erst jetzt mich selbst — wogegen es mir z. B. schwer fällt, mich darin zu verstehen, totgeschlagen zu werden oder noch schwerer, in der Welt Glück zu machen. Nein, im Martyrium des Gelächters erkenne ich mich selber wieder. Just um das werden zu können, bin ich der Witzigste von allen, im eminenten Grad im Besitz der vis comica, hätte selber das Gelächter repräsentieren können nach einem Maßstab wie kein anderer, lockte auch die Menschen aufs Glatteis, so daß just ich die Forderung der Zeit wurde — diese Ueberlegenheit, diese Selbstbestimmung ist das Kriterium des idealeren Martyriums. Und ganz richtig, ich muß selber dem Lachen kommandieren können, auf mich zu zielen (wie Ney den Soldaten kommandierte, die ihn erschossen). Und der, welcher die Ordre

*) Aus dem soeben im Brenner-Verlag erschienenen zweiten Band der Tagebücher Kierkegaards, in zwei Bänden ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker.

ausführen muß, er wäre mit Freuden mein Leutnant gewesen, und es ist ihm auch sicherlich nie anders eingefallen, als daß mir der Platz Nr. I zukommt.

(Daß ich mich freiwillig dem Gelächter aussetzte) . . . Etwas, das in einer Hinsicht meine Seele tief mit Wehmut füllte; denn was man die einfache Klasse nennt, der gemeine Mann, hat in Kopenhagen kaum einen gehabt oder hat einen, der ihn christlich uneigennütziger geliebt hat als ich. Dagegen haben wir hier wie überall genug, die in der Eigenschaft von Journalisten seine Sparpfennige verdienen wollen — um ihm falsche Begriffe beizubringen, die ihn bloß unglücklich und das Verhältnis zwischen Klasse und Klasse nur noch verbitterter machen können; genug, die in der Eigenschaft von Agitatoren und ähnlichem seinen Numerus benützen wollen, um ihm dazu zu verhelfen, niedergeschossen zu werden, indem man von höherer Stelle aus eine verkehrte Ansicht gewinnt und sagt: es ist die einfache Klasse, die demoralisiert ist, sie muß niedergeschossen werden. Nein, nein, nein, das Unglück steckt in der Bourgeoisie, und soll die Rede davon sein, jemand niederzuschießen, dann die Journalisten für die Art, wie sie die einfache Klasse benützen und von ihr profitieren gewollt haben. Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und die Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch, ich wollte in Gottes Namen die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, so ich mich nur zuerst mit der ängstlichsten Gewissensorgfalt darüber vergewissert hätte, daß vor den Gewehrläufen nicht ein einziger anderer Mensch wäre, ja auch sonst kein anderes lebendes Wesen, — als Journalisten. Das ist vom Stande gesagt.

Der beste Beweis für die tiefe Demoralisation der Zeit ist, daß, was einstmals die Bußpredigt eines Richters war (also ethisch in ethischem Charakter), nunmehr die Aufgabe eines raffinierten Klugen geworden ist, der witzig und inter-

essant die Zeit unterhält mit den Sünden der Zeit. Und wir lachen alle; und der Verfasser ist nicht um ein Haar besser, als was er als das Schlechte darstellt. Furchtbar!

Wer hat mehr Talent, die Niederträchtigkeit der Zeit zu schildern, die Macht der Lüge, der Eigenliebe und der Erbärmlichkeit über die Welt, als Scribe! Und diese Lustspiele (ekelhaft, daß es Lustspiele sind!) werden von der Zeit bewundert und goutiert — und Scribe ist selber ganz ebenso erbärmlich wie die Welt, die er schildert.

Welcher Abgrund von Verlorenheit! Allem zugrunde liegt Verzweiflung! Auch nur das Geringste tun wollen, um der Demoralisation Einhalt zu tun, zum mindesten doch sich selber retten wollen — das würde für lächerliche Narrheit gelten. Nein, laß laufen, heißt es, laß in den Abgrund stürzen — und während wir in ihm versinken, belustigen wir uns an witzigen Lustspielen, die die Verlorenheit entschleiern. Quitt, heißt es, quitt sind wir alle, keiner soll den anderen etwas hören lassen — lasset uns lachen! Je toller, desto besser; seien wir nicht bloß erbärmliche Schlingel, sondern raffinieren wir das durch witzige Klugheit und Virtuosität in der dramatischen Darstellung.

Auf die Weise wird nun Gericht gehalten in der Welt! Wenn auch die Zeit so schlecht wäre wie sie ist, dieses letzte macht sie um hundert Prozent schlechter.

Zuletzt will man wohl, daß auch das Gericht jenseits witzig sein soll!

Wenn man, abgesehen vom Gottesverhältnis, mich fragen wollte, wie ich auferzogen wurde zu dem Schriftsteller, der ich wurde, so antworte ich: von einem Greis, dem ich am meisten danke, und von einem jungen Mädchen, dem ich am meisten schulde — von dem, was ja wohl auch wie eine Möglichkeit in meinem Wesen gelegen haben muß: einer Einheit von Alter und Jugend, von Strenge des Winters und Milde des Sommers, der erste erzog mich durch seine edle Weisheit, die andere durch ihren lieblichen Unverstand.

Wenn man den Schrecken der Ewigkeit wegnimmt (entweder ewige Wahrheit oder ewige Verlorenheit), so wird eine Nachfolge Christi im Grund zur Phantasterei. Denn nur dieser Ernst der Ewigkeit kann einen Menschen dazu verpflichten, aber auch dazu bewegen, so entscheidend zu wagen und zu verantworten, daß er es tut.

Aber da wir nun alle ungefähr in der Vorstellung leben, in der Indolenz, daß wir schon alle selig werden, ein Schurke und der Gerechte, der, der aus äußersten Kräften gerecht war, und der, der etwas mogelte, alle, alle werden wir schon gerecht: ja so haben die Menschen im Grunde recht, es phantastisch und lächerlich zu finden, daß einer alles opfern will, um Jesus nachzufolgen.

Das nämlich, worin der Ernst liegt, ist das Ethische, und nimmt man das Ethische weg und macht z. B. Christus zum Ideal und will einer auf diese Weise ihm gleichen: das heißt ihn eitel nehmen. Es soll Himmel und Hölle gelten — und aus dem Grund ihm nachfolgen wollen, um gerettet zu werden: das ist Ernst.

Aber welche Leiden stehen da bevor; es ist ganz gewiß, es wird zum zweiten Mal fast ebenso furchtbar werden wie seinerzeit, als das Christentum eingeführt wurde, denn darum dreht es sich. Es wurde einmal eingeführt in der Welt und siegte über die rohen Leidenschaften, nun hat in der Christenheit selber die Klugheit und was dazu gehört es abgeschafft, so daß es wieder eingeführt werden muß in der Christenheit, aber der Kampf geht gegen die Klugheit.

Sollte ich ein Preßgesetz schreiben, ich weiß schon, was ich tun würde. Im Verhältnis zur Tagespresse lege ich unbedingt einen großen Teil der Verantwortung auf die Abonnenten. Ein Abonnent ist sehr wesentlich mitschuldig. — Wenn man bei einem Diebstahl fragt: wer hat es getan?, so sucht das Gericht den Schuldigen, und er wird bestraft. In diesem Verhältnis ist es ganz und gar in der Ordnung, daß einer, nur einer bestraft wird, da das ganze Verbrechen

ja nur von ihm begangen worden ist. Aber im Verhältnis zu den Presseverbrechen, wo liegt hier die Gefahr für die Gemeinschaft?: vornehmlich in der Ausbreitung. Und doch hat man auf diesem Gebiete irrsinnig für gut befunden, nur das Geringstmögliche zu bestrafen, sogar einen Sitzredakteur, der nicht der Verfasser ist.

Nein, ist die Gefahr des Verbrechens die Ausbreitung, so ist auch ein Abonnent mitschuldig.

Vor allem dürfte anonyme oder falsche Subskription nicht geduldet werden. Die Namen der Abonnenten eines jeden Blattes müßten auf das genaueste öffentlich gedruckt werden und der Redakteur unter großen Geldstrafen verpflichtet werden, für die Richtigkeit einzustehen.

Demnächst müßten die Abonnenten zugleich mit dem Verfasser Geldstrafen erhalten. Das Verbrechen besteht nicht so sehr darin, daß Peer Madsen eine Lüge sagt und sie drucken läßt, sondern das Verbrechen besteht darin oder steht im Verhältnis zur Ausbreitung, also im Verhältnis zur Zahl der Abonnenten. Ergo: je mehr Abonnenten, desto größer die Geldstrafe. Doch will ich das hier nicht weiter ausführen; aber sicher ist, hier liegt ein richtiger Gedanke: daß das Preßverbrechen verschieden ist von allen anderen Verbrechen dadurch, daß die Ausbreitung eigentlich das Verbrechen ist, und daß dieses die ganze Gesetzgebung in bezug auf die Presse umbilden muß.

Man wird heutzutage Schriftsteller nicht durch seine Primitivität, sondern durch — Lesen.

Man wird Mensch dadurch, daß man andere nachäfft. Daß man Mensch ist, weiß man nicht durch sich selber, sondern in Kraft eines Schlusses: man ist wie die anderen — ergo ist man Mensch. Gott weiß, ob einer von uns es ist!

Und in unserer Zeit, da man an allem gezweifelt hat und zweifelt, kommt keiner auf diesen Zweifel: Gott weiß, ob einer von uns Mensch ist.

Man muß doch auf weit einfältigere Art gelebt haben damals, als man glaubte, daß Gott einem in Träumen seinen Willen zeige. Selbst in diätetischer Hinsicht muß man weit einfältiger gelebt haben. Ein idyllisches Hirtenleben und zum Teil nur Pflanzennahrung — so wird es möglich. Man denke sich das Leben in den großen Städten und die Lebensweise: was Wunder, daß man die Träume dem Teufel oder den Dämonen zuschreibt. — Im übrigen hängt die geringe Vorstellung unserer Zeit von den Träumen auch mit dem Spiritualismus zusammen, der beständig auf Bewußtsein drängt, während jene einfältigere Zeit fromm glaubte, daß das unbewußte Leben im Menschen sowohl das Ueberwiegende sei wie auch das Tiefste.

Eine Schwierigkeit, die mir oft eingefallen ist in bezug auf das Einfältige. Ich denke mir einen jungen Menschen, z. B. einen Studierenden; er wird kränklich, kann nichts ausrichten, sein Geist leidet. Wenn ich ihn nun trösten sollte — o wie gerne wollte ich es! —, so sage ich: bedenke, dein Leben ist trotzdem in Gottes Augen unbedingt ebenso wichtig und bedeutungsvoll wie dessen, der eine Welt in Erstaunen setzt und sie durch sein Denken umschafft. Aber siehe, um in Wahrheit in diesem Erhebenden auszuruhen: braucht es dazu nicht wieder ein starkes Hirn, bedeutende Geisteskräfte? so sind wir ja wieder gleich weit.

Doch diesen Gedanken fahren lassen, daß jeder Mensch, unbedingt jeder Mensch, wie einfältig er auch ist oder wie leidend, doch das Höchste fassen kann, nämlich das Religiöse, das kann ich nicht. Ist das nicht so, so ist das Christentum eigentlich Nonsens. Das ist furchtbar für mich, den Leichtsinn zu sehen, mit dem Philosophen u. a. Differenzkategorien anbringen wie Genie, wie Talent in bezug auf das Religiöse. Sie ahnen nicht, daß so das Religiöse abgeschafft ist. Nur einen Trost habe ich gehabt, den seligen; daß ich etwas weiß, das trösten kann, selig jeden Menschen

trösten kann, unbedingt jeden Menschen. Nimm diesen Trost weg, so mag ich nicht leben, so habe ich den Spleen.

Denke das Höchste, denke Christus — denke, daß Er zur Welt gekommen sei, um einige gute Köpfe zu retten, denn andere könnten ihn nicht verstehen. Abscheulich, ekelhaft! Ihm ekelte nicht vor irgendeinem menschlichen Leiden, nicht vor irgendeiner Beschränktheit — aber die Gesellschaft von guten Köpfen: ja, da würde Ihm geekelt haben.

Es war in meiner Seele eine Sympathie für das Schlecht-und-recht-Mensch-sein im besonderen leidend, unglücklich, beschränkt u. ä. Ich habe Gott danken gelernt für diese Sympathie wie für eine Gnadengabe. Gott weiß, ich bin ein Opfer geworden just um dieser meiner Sympathie willen; denn ohne sie hätte ich mich niemals so mit dem gemeinen Mann eingelassen, nie mich so der Pöbelhaftigkeit ausgesetzt, was ich aus Sympathie tat für die vielen, vielen, die auf die niederträchtigste Weise unschuldig leiden. — Doch ist dies mein stetes Gebet, daß Gott mich bewahren möge in dieser Sympathie und sie mehr und mehr steigere.

Das ist denn auch ein törichter Einwand gegen mich und mein Leben: daß ich außerhalb des Lebens stehe, und daß just dies nicht Religiosität sei, die wahre Religiosität greife wirksam ein in das Leben.

O ihr Toren oder ihr Heuchler; wie stehe ich denn außerhalb des Lebens? Buchstäblich so, daß nicht ein einziger hierzuhause so markiert auf vorderster Szene steht. Nein, außerhalb des Lebens leben, das heißt just, mitrennen im großen Haufen, in der „Masse" sein, wodurch Unbemerktheit gewonnen wird und doch Einfluß und Macht.

Wie stehe ich außerhalb? So, daß ich eine Produktion vorweise, wie man ihresgleichen so leicht nicht sehen soll. So, daß, als der „Pöbel" raste und triumphierte, ich der Einzige war, der zu handeln wagte. So stehe ich außerhalb des Lebens, daß ich gekannt bin von jedem Kind, eine stehende Figur in euren Schauspielen, mein Name ein Sprichwort, mein

Leben ein tägliches Opfer, um doch, wenn möglich, religiös den Knoten fest zu machen und die Religiosität wieder anzubringen.

Aber woher dann diese Rede, daß ich außerhalb des Lebens stehe? Ja, ich werde es euch sagen: sie kommt daher, daß ich mit all meinem Arbeiten keine irdischen Lohn gewinne, daß ich applaudiert werde auf Versammlungen, in die ich nicht gehe, sondern verhöhnt werde auf den Straßen, wo ich wirke; sie kommt daher, daß ich mein Leben nicht für einen Ministerposten kommensurabel mache, sie kommt daher, daß man an mir merkt, daß ich ein Narr bin, ein Narr — der Gott fürchtet!

Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurer Liebe, die sich nicht außer das Leben stellt — nein, das würde schon noch eure Selbstliebe euch verbieten! Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurem Praktischsein, das wirksam in das Leben eingreift — ja, oder eilig zugreift — nach den Vorteilen! Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurem Ernst, der nich phantastisch aus dem Leben sich zieht, in Wahrheit, eure Feigheit würde euch rasch wieder in die Herde jagen, in die Tierherde, fort von der Stelle, wo der Ernst wohnt, der Einzelne zu sein. Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurer Vaterlandsliebe, die euch verbietet, ohne Teilnahme zu sein für Wohl und Weh des Landes; ja, ich danke, ihr habt Dänemark gerettet, es davor gerettet, ein Land zu sein anstatt eine Kleinstadt, das gelobte Land der Kleinlichkeit und Mittelmäßigkeit, es davor gerettet, künftig der Geschichte anzugehören, denn meint ihr wohl, daß eure Viergroschen-Unternehmen, eure albernen Repliken auf Versammlungen, daß euer Name in die Geschichte übergehen werde — so müßte ja zuerst alles, alles im Dasein von Grund aus um und um gekehrt werden, so daß die Geschichte die partes übernähme, die früher immer dem „Vergessen" angewiesen waren. Doch vielleicht strebet ihr auch danach, daß auch so alles umgekehrt werde: „Geschichte" „Vergessen" werde und das Ausgezeichnete vergessen werde; „Vergessen" „Geschichte" werde, und „das Vergessen" historisch all das

mit sich schleife, euch alle und eure Reden und eure 17 Amendements zum 16., betreffend nichts.

Die Eisenbahnmanie ist durchaus ein Versuch à la Babel. Es hängt auch zusammen mit dem Ende einer Kulturperiode, es ist die Schlußgeschwindigkeit. Unglücklicherweise begann so nahezu gleichzeitig das Neue, 1848. Die Eisenbahnen verhalten sich als Potensation zu der Idee der Zentralisation. Und das Neue hat Bezug auf die Zersplitterung in disjecta membra.

Die Zentralisation wird vermutlich auch pekuniär Europas Untergang werden.

Der Unterschied zwischen dem Populären und dem Spekulativen ist, wieviel Zeit gebraucht wird. Fragt man einen Mann: weißt du das und das, oder weißt du es nicht — und er sofort ja oder nein antwortet, so ist es eine populäre Antwort, er ist Seminarist. Dauert es zehn Jahre, ehe die Antwort kommt, kommt sie dann in Gestalt eines Systems und so, daß es nicht ganz klar wird, ob er weiß oder nicht weiß: so ist es eine spekulative Antwort, er ist Professor der Philosophie, zum mindesten müßte er einer sein.

Juli 1850.] Die Diskussion über das Preßgesetz in Frankreich interessiert mich; endlich ist man doch so weit gebracht worden, daß man gerade heraus redet.

Das ist unvergleichlich, das Geheul der Journale zu hören, daß ohne Anonymität die Tagespresse eine Unmöglichkeit sei. Wahrlich ein herrliches Zugeständnis, was für Lumpe sie sind; und andererseits, wenn alles um Anonymität sich dreht, so ist es desto wichtiger, daß diese wenn möglich unmöglich gemacht wird.

Aber noch verteidigt die Presse sich damit: es ist unpraktisch, es läßt sich nicht durchführen — und die Journalisten jubeln. Man denke sich; die Diebe hätten eine Weise des Stehlens entdeckt, die es zur Unmöglichkeit machte, den

Täter zu entdecken: welche Freude unter den Dieben! Und welche Freude unter den Journalisten, daß dies vermeintlich eine Unmöglichkeit ist. Ob es Wahrheit ist, daß die Anonymität eines der größten moralischen Uebel ist: darum kümmert der Journalist sich gar nicht; er sagt bloß: Gott sei Dank, es ist unmöglich, die Anonymität auszurotten. Oh, von allen Verderbern des Menschengeschlechtes abscheulichste, ihr Journalisten! Oh, von allen Tyrannen ekelhafteste, ihr Journalisten, ihr, die ihr tyrannisiert durch feige Menschenfurcht.

Indessen dürften die Journalisten doch irren, es wird sich schon noch machen lassen.

13. Nov. 50.] ....Nein, anstatt wie jener Jüngling den Schleier von der Gottheit reißen zu wollen, will ich den Schleier reißen von all dem menschlichen Gewäsch und der menschlichen Einbildung und Selbstgefälligkeit, die sich und anderen einbilden wollen, daß der Mensch so gerne die Wahrheit erkennen wolle. Nein, jedem Menschen ist mehr oder weniger bange vor der Wahrheit; und dieses ist das Menschliche, denn die Wahrheit verhält sich zu „Geist" — Werden — und das ist sehr schwer für Fleisch und Blut und sinnliche Wissenslust. Zwischen dem Menschen und der Wahrheit liegt das Absterben — siehe, darum ist uns allen mehr oder weniger bange.

Oeffentlichkeit

Vollkommene Oeffentlichkeit macht das „Regieren" absolut zu einer Unmöglichkeit. Denn alle „Regierung" ruht in dem Gedanken, daß da einige Einzelne sind, die die Einsichtsvolleren sind und die just dadurch um so viel weiter sehen, daß sie steuern können; aber vollkommene Oeffentlichkeit ruht in dem Gedanken, daß alle „regieren" sollen.

Daß dieses so ist, hat auch niemand besser verstanden als die Tagespresse; denn keine Macht hat in dem Grad

auf Geheimhaltung, betreffend ihre ganze innere Organisation gehalten, wer ihre Mitarbeiter wären, welche ihre eigentlichen Absichten usw., wie just die Tagespresse, die dann in einem fort geschrien hat, daß die „Regierung" öffentlich sein sollte. Ganz richtig; die Meinung der Presse war nämlich, daß sie die „Regierung" weg haben wollte — und so wollte sie selber regieren, weshalb sie auch die Geheimhaltung sich sicherte, die notwendig ist, um zu — regieren.

.....Die erste Formation von Herrschern in der Welt waren die „Tyrannen", die letzte werden „die Märtyrer" werden, dies ist in der Entwicklung der Welt die Bewegung zunehmender Weltlichkeit; denn die Weltlichkeit ist am größten, muß am furchtbarsten die Oberhand gewonnen haben, wenn nur Märtyrer Herrscher sein können. Wenn nämlich einer der Tyrann ist, ist die Masse nicht ganz weltlich bestimmt; aber wenn „die Masse" der Tyrann sein will, so ist die Weltlichkeit ganz allgemein geworden, und so kann nur der Märtyrer der Herrscher sein. Zwischen einem Tyrannen und einem Märtyrer ist freilich ein ungeheurer Unterschied, doch haben sie eines gemeinsam: das Zwingende. Der Tyrann, selbst herrschsüchtig, zwingt durch Macht; der Märtyrer, selbst Gott unbedingt gehorsam, zwingt durch eigene Leiden. So stirbt der Tyrann, und seine Herrschaft ist vorbei; so stirbt der Märtyrer, und seine Herrschaft beginnt. Der Tyrann war egoistisch der Einzelne, der unmenschlich die anderen zur Masse machte und über die Masse herrschte; der Märtyrer ist der leidende Einzelne, der aus Menschenliebe im Christentum auferzieht, die Masse umsetzend in Einzelne — und da ist Freude im Himmel über jeden einzigen Einzelnen, den er so aus der Masse rettet. Und auch hierüber allein könnten ganze Werke geschrieben werden, sogar bloß von mir, einer Art Dichter und Denker, geschweige da von ihm, wann er kommt: der Denker-Dichter oder der Dichter-Denker, der ja außerdem aus der Nähe gesehen haben wird, was ich entfernt ahne, das

ausgeführt gesehen haben wird, was ich mir nur dunkel vorstelle, daß es einmal in einer fernen Zukunft ausgeführt werden wird.

Ein Apostel in unserer Zeit

Dächte ich mir einen solchen in unserer Zeit, er würde sich ganz des Predigens enthalten, um, wenn möglich, die Aufmerksamkeit auf das Existieren hingelenkt zu bekommen....

Man kastriert einen Menschen, um ihn zu einem Sänger zu machen, der so hohe Töne nehmen kann, wie kein natürlicher Mensch es kann: so sind auch diese Redner, christlich verstanden, Kastraten, der eigentlichen Manneskraft beraubt, die das Existentielle ist, aber den Ton können sie so hoch nehmen, so hinreißend usw., wie kein wahrer Christ es kann.

Geist

ist: welche Macht eines Menschen Erkenntnis über sein Leben hat. Der, welcher vielleicht mit einer unrichtigen Vorstellung von Gott, doch dem nachkommt, was diese unrichtige Vorstellung an Selbstverleugnung von ihm verlangt, hat mehr Geist als der, der vielleicht sogar gelehrt und spekulativ die richtige Gotteserkenntnis hat, die aber überhaupt keine Macht über sein Leben ausübt.

Poetice

In einem der älteren Journale findet sich poetice eine Replik in der Richtung, daß ich, wiewohl nicht an Blutdurst leidend, sicherlich Journalisten niederschießen lassen könnte.

Fortsetzung poetice:

Ja, raset nur, erhebet nur einen Aufstand gegen mich, daß ich wenn möglich totgeschlagen werden möge. Was kümmere ich mich darum. Aber unendlich beschäftigt mich dieses, daß ich durch Journalisten falle. Ja, wiewohl ich annehme,

was das Christentum lehrt, daß wir auferstehen sollen mit verklärten Leibern — ja ich glaube, ich will Gott bitten, ob ich doch nicht auf meinem verklärten Leib eine kleine Schramme behalten dürfte zum Gedächtnis daran, daß es Journalisten waren, durch die ich fiel.

Das ist modern und Charakterlosigkeit: der Erfinder der Rumfordsuppe — wird zum Lohn in den Adelstand erhoben, vermutlich zugleich auch reich.

An so etwas hätte man sich im Altertum und im Mittelalter gestoßen. Aber unsere Zeit und die neuere Zeit findet diesen Mangel an Reduplikation ganz und gar in Ordnung. Eugen Sue bespricht die Sache der Armen — und verdient eine halbe Million damit. Ja natürlich, sagt man, sonst wäre er ja auch verrückt, es zu tun. So hätte man im Altertum oder Mittelalter sich nicht benommen. Da war viel mehr Sinn für die existentielle Durchsichtigkeit und Respekt vor ihr.

....Diese mangelnde Reduplikation macht, daß das Ganze eine illusorische Bewegung wird, da wird wesentlich nichts getan gegen die Armut, sondern da wird ein neuer Weg, reich zu werden, entdeckt.

Diese ethische Reduplikation macht, daß es im ersten Augenblick so aussieht, als ginge das Individuum der ungeheueren eingreifenden Wirkung verlustig — aber er arbeitet auf dem Grunde, und von oben her ist eine Vorsehung, die ein Auge hat auf einen jeden solchen Redlichen. Des anderen ganze Wirksamkeit sieht so aus, als wäre sie etwas — aber sie ist ein Luftgebilde wie jene in der Wüste.

Und so ist das ganze Moderne eitel verwirrende Lufterscheinung, weil die ethischen Reduplikationen fehlen. Anstatt Geschichte und Charaktere hat man nun einen Dunst von allerhand Unpersönlichem und Charakterlosem. Die Geschichte ist im Grunde vorbei, und an die Ewigkeit glaubt man nicht — und die Menschheit ist wie eine Schule, in der das Diarium weggekommen ist. Man tröstet sich damit, daß heutzutage alles der Vergessenheit anheimfallen muß.

Politik

20. April 1851.] Die Staatsklugheit in den modernen Staaten ist nicht: wie man sich benehmen soll, um Minister zu sein, sondern wie man sich benehmen soll, um Minister zu werden; mehr versteht man nicht, so daß man eigentlich seine Weisheit in einer Art Einleitungswissenschaft verbraucht, um Minister zu werden. Auf diese Weise müssen die Staaten sich auflösen; denn es wird da eigentlich nicht regiert und gesteuert... Naiv könnte einer sagen: ich habe mich ja nicht gebildet, um Minister zu sein, sondern um Minister zu werden; und in dieser Hinsicht habe ich ja gezeigt, daß ich ferm war.

Unabhängigkeit

Woher kommt es doch, daß man in unserer Zeit nur einen Vermöglichen als den unabhängigen Mann sich denkt? Ob nicht daher, daß es rein vergessen oder zu einer Fabel geworden ist, daß von Wurzeln, von Wasser und Brot leben zu können, eine sicherere Unabhängigkeit ist.

Sokrates' Lebensweise

... Wenn Sokrates wie ein Asket auf dem Lande hätte leben müssen, so ist es eine Frage, ob er es ausgehalten hätte.

Just weil er an dem unendlich Negativen stehen geblieben ist — muß er im Gewühl sein, braucht er Menschen, neue und neue Menschen, wie der Fischer Fische, um die Operation mit ihnen zu machen.

Dieses füllt sein Leben aus, ganz richtig, aber man könnte auch fragen, ob er nicht selbst es gebraucht habe, um sein Leben auszufüllen.

„Der Weg ist schmal"

ist dieses ein historischer Bericht (daß der Weg, als das Christentum in die Welt kam, schmal war — in dem Fall müßten wir auch die Lesart ändern), oder ist es eine ewige Wahrheit...?

„Gott hat die Geringgeschätzten ausgewählt." Ist dieses historice — oder ist es, christlich, ein ewiger Satz, daß in jedem Augenblick und bis ans Ende der Welt dieses gilt: Gott hat die Geringgeschätzten ausgewählt?

Luther berief sich ganz richtig darauf: die wahre Kirche ist ein kleiner verachteter Haufe — der Papst und all dies ist nicht die wahre Kirche. Nun hat Luther längst gesiegt — und so vergißt man die Reduplikation, daß es nun wiederum gelten wird: die wahre Kirche ist ein kleiner verachteter Haufe...

Eine ältere Zeit — unsere Zeit

Psychologisch

Auffallend ist es mir gewesen, woher es wohl kommen mag, daß, während in einer älteren Zeit Schriftsteller, Dichter usw. das Bedeutende in einem späteren Alter prästierten: es für unsere Zeit charakteristisch ist, mit der Kulmination zu beginnen, item ein Mißtrauen gegen das Leben, so daß nahezu ein jeder darauf bedacht ist, in jungem Alter aufzuhören, in einigen Jahren Professor zu sein, in einigen Jahren Dichter, Schauspieler usw., kurz, als reichten die Aufgaben nicht aus für das ganze Leben.

Ich meine, daß es sich daraus erklären läßt, daß alle Aufgaben anstatt Charakteraufgaben Virtuositätsaufgaben geworden sind. Darum kann es nicht zureichen. Das Höchste sagen zu können, das Höchste verstehen zu können, es darstellen usw., das läßt sich bis zum 30. Jahr erreichen. Es zu tun: das verändert alles und würde eine Aufgabe geben genug für das längste Leben.

Sieh, das ist's, was man nicht will. Man will glänzen durch Virtuosität — und vom Charakter sich drücken. Darum schwenkt man ab.

Daher auch das Dozierende, diese Niederträchtigkeit: da, wo einer sein Leben läßt, alles leidet — da kommt so ein Bube und nimmt die Lehre, die objektive Lehre (das Sub-

jektive, zu leiden, das ist das Gleichgültige, das Niedrige) und macht Glück.

Das Schwierige an unserer Zeit

4. Juni 1852.] Daß auf der anderen Seite von „Verstand" Begeisterung liegt, das ist das Ziel des Kampfes.

Aber ach, für den, der diese Begeisterung erwecken soll, ist kein Gedanke an etwas Korrespondierendes in der Mitzeit. Ueberall nur diese halberfahrenen und dann blasierten Individualitäten, die in ganz jungem Alter vielleicht einen Anflug von Begeisterung gehabt haben, aber in einem nahezu gleich jungen Alter verständig geworden sind. Diese sind nun so weit entfernt, sich hinreißen zu lassen, daß sie im Gegenteil augenblicklich den Widerstand des Neides bilden und — anstatt teilzunehmen — meinen, sich „beobachtend" verhalten zu müssen, in der Hoffnung, daß es doch noch damit enden solle, daß auch er entweder klug werde, oder daß es ihm dabei verkehrt gehe.

Hast du ein Schiff gesehen auf Grund im Schlamm, es ist nahezu unmöglich, es wieder flott zu bringen, weil es unmöglich ist, zu pfählen, kein Pfahl kann so festen Grund fassen, daß man auf ihn sich verlassen kann. So ist das ganze Geschlecht im Verstandesschlamm; und keine Trauer darüber, nein, Selbstzufriedenheit und Eingebildetheit, die immer dem Verstand und der Sünde des Verstandes folgen. O des Herzens, der Leidenschaft Sünden, wie seid ihr der Rettung weit näher als die Sünde des Verstandes!

Die Kultur

5. Mai 1854.] Daß die Kultur die Menschen unbedeutend macht, sie perfektioniert als Exemplare, aber die Individualität abschafft, ist nicht schwer zu sehen. Hier bloß ein Exempel, das mir aufgefallen ist.

Im ersten Buch Mosis wird als Auszeichnung der Menschen angeführt: den Tieren Namen zu geben. Ist es nun nicht charakteristisch, der gemeine Mann, der Mann aus

dem Volk, hat noch diese Kraft. Wenn der einfache Mann einige Jahre in einem Zug einen Vogel gesehen hat, den man sonst nicht sieht, stracks hat er einen Namen, einen charakteristischen Namen. Nimm die Professoren, welches Unvermögen in bezug auf Namen geben! Welche Satire, wenn man die naturwissenschaftlichen Bücher liest (Tiere, Pflanzen usw.) und dort die Namen sieht, die vom Volk herrühren, und dagegen diese erbärmlichen albernen Namen, wenn einmal dazwischen der Professor mit einem Namen herhalten soll. Im allgemeinen wissen sie nichts anderes als das Tier oder die Pflanze nach ihren eigenen Namen zu nennen.

Genie — Talent

Das Talent rangiert im Verhältnis, wie es Sensation weckt; das Genie im Verhältnis, wie es Widerstand weckt (religiöser Charakter im Verhältnis, wie er Aergernis weckt). Das Talent paßt auf der Stelle und direkt hinein; das Genie paßt nicht in das Gegebene. Das Talent wärmt das Gegebene auf (wie man in der Kochkunst sagt) und gibt ihm ein Aussehen; das Genie bringt das Neue.

Aber wie unsere Zeit in allen Hinsichten lumpige Surrogate erfunden hat, so auch dieses: die Talente für Genies gelten zu lassen, so daß sie frei von den Leiden des Genies das direkte Verhältnis des Talents zur Mitzeit genießen — und zugleich honoriert werden als Genies.

Dieses hängt wiederum zusammen mit der Selbstvergottung des Menschengeschlechtes und der ungeheuren Macht der Gegenwart; denn man will sich nicht mehr finden in die Formel: Einer, der das Neue bringt. Darum will man eigentlich das Genie abschaffen, das Genus vergotten und das Talent avancieren lassen.

Oh, wie in einer verwirrten schlaffen Zeit ein Befehlshaber verzweifelt sagen kann: es hilft nichts, ehe wir nicht im Ernst wieder die Todesstrafe bekommen — oh, so müßte ein religiöser Befehlshaber in unsrer Zeit sagen: es wird nichts, ehe

wir nicht im Ernst wieder die Höllenstrafen bekommen. Ach, aber ich bebe, wenn ich daran denke, in welchen Qualen der Mensch gemartert und gehärtet worden sein muß — der sie wieder anbringen soll. Der Krieg verschlägt nichts mehr bei den Menschen, Landplagen auch nicht; gegen alles solches sind sie geistlos gewaffnet durch ihre Geistlosigkeit.

Das Weib

....in einem müßigen Augenblick fiel es mir heute beim Gehen ein: wenn man um der Kuriosität willen einen Augenblick sich dächte, daß der Mann Kinder gebären könnte — ich bin überzeugt, es würden recht schwere Geburten werden, und warum? Unter anderem auch, weil er nicht schreien wollte; er würde zu sich selber sagen: Du bist ein Mann, es ziemt sich nicht zu schreien, du mußt sehen, den Schrei zurückzuhalten. Das Weib dagegen schreit auf der Stelle — und dieser Schrei unterstützt, wie bekannt, die Geburt.

In jedem Weib ist durch diese instinktive Klugheit etwas Geniales, genial kürzt sie ungeheuer ab, verglichen mit dem Mann, der von tausend Reflexionen beschwert ist und unter anderen auch von einer zuweilen doch nur dummfeierlichen Vorstellung von eigener Würde, davon: Mann zu sein.

Das Christentum als regulierendes Gewicht

....Es kann nun nicht mehr die Rede sein von einer Revolution einmal dazwischen, sondern alles ruht auf einer Revolution, die in jedem Augenblick zum Ausbruch kommen kann.

Und dieses hängt damit zusammen, daß man das Christentum als das regulierende Gewicht abgeschafft hat.

Es muß ein Gewicht her — so braucht ja auch die Uhr oder das Werk in der Uhr ein großes Gewicht, um richtig zu gehen, und das Schiff braucht Ballast. Dieses Gewicht, dieses regulierende Gewicht, würde das Christentum abgeben, indem es für jeden einzelnen zur Bedeutung des

Lebens machen würde: daß es für ihn in diesem Leben entschieden werde, ob er ewig selig werde... Und dieses Gewicht war darauf berechnet, die Zeitlichkeit zu regulieren, sowohl die guten Tage wie die bösen Tage usw.

Und weil das Gewicht ausging — darum kann die Uhr nicht gehen, darum kentert das Schiff — und darum ist das Menschenleben ein Wirbel.

Philosophen auf dem Thron

wollte Plato haben. Unsere Zeit lehrt uns, daß ein dramatischer Dichter auf dem Thron eine bedenkliche Sache ist.

Ich meine Louis Napoleon. Er versteht als Dichter, daß es bei der Revue in Boulogne ein ausgezeichneter Effekt sein würde, daß just im selben Augenblick ein Kourier angesprengt kommt mit der Nachricht von der Einnahme Sebastopols. Nun wohl, das wird also arrangiert!

Die Folge ist natürlich, daß am nächsten Tag ganz Frankreich einen Katzenjammer hat wie nach einem Rausch.

Aber hervorragend ist Napoleon für die Prostituierung des Geschlechts. Dieses Geschlecht von Windbeuteln verdient einen Windbeutel en gros als Kaiser. Und wie hervorragend auch, daß alle großen Entdeckungen der Menschheit (Eisenbahnen, Telegraphen usw.), alle haben die Richtung — das Windbeutelartige zu entwickeln und zu unterstützen. Auf die Weise kommen doch vielleicht wieder die Menschen davon zurück.

Das Zeichen, woran erkannt wird, ob ein gegebener Zustand reif ist zum Untergang

....Wenn das Verhältnis in einer Zeit so ist, daß nahezu jeder privat weiß, daß das Ganze verkehrt ist, unwahr ist, während keiner offiziell es sagen will; wenn die Taktik, die von den Regierungen gebraucht wird, ist: Laßt uns die Sache bloß hinhalten, tun als wäre nichts, zu jedem Angriff schweigen, denn wir wissen nur allzugut selber, daß

das Ganze faul ist, daß wir falsch spielen: ja dann ist ein solcher Zustand eo ipso kondemniert, er soll fallen. Wie man davon redet, daß der Tod einen gezeichnet hat, so ist dieser Zustand das Symptom, das unbedingt Angriff gebietet. Hier kann nicht die Rede sein von einem Wahreren gegenüber etwas, das doch ehrlich sich selber für wahr hält. Nein, hier geht der Kampf gegen die Lüge.

Aber das ist im Grunde der Zustand in der Christenheit, besonders im Protestantismus, besonders in Dänemark.

Das Spezifische der Demoralisation der Christenheit

....So entspricht immer proportionsweise die folgende Demoralisation dem, was der Einsatz ist. Z. B. Askese ist, um das Fleisch und die Lust in Zucht zu halten; wenn nun mit Hilfe der Askese demoralisiert wird, oder die Folgedemoralisation nach der Askese gibt nicht: Wollust, nein gibt: perverse Lust.

Aber Lüge ist das Spezifische der Demoralisation der Christenheit (denn das Christentum war die Wahrheit); und wie ein Polizeibeamter vom Lande schaudert, wenn er in die große Stadt kommt und sieht, nach welchem Maßstab dort Verbrechen begangen werden: so würde ein heidnischer Ethiker schaudern vor der Großartigkeit der Lüge, die die Christenheit ist, ja ein heidnischer Ethiker würde keine Werkzeuge haben, mit denen er die Tiefe dieser Lügen abmessen könnte: die die Christenheit ist.

Und die Lüge ist in dem Grad habituell, die Lüge, der Zustand, daß Tausende und Abertausende bona fide gedankenlos in die Lüge verloren sind.

Alles ist Lüge und ist es in dem Grad, daß die einzige Weise, wie man ihr entgegen zu wirken sucht, die ist, mit einander zu wissen, daß es Lüge ist — in dem Grad ist die Lüge offiziell.

Und nun, was bestimmt war, ein Segen zu sein, aber was die Menschen selber zu einem Fluch über sich verwandelt

haben: das Christentum, es macht sie recht eigentlich zu Lügnern. Diese fürchterliche Lüge, daß jeder einen Christen sich nennt, bildet einem und seinem Nächsten ein, daß sie beide es seien.

Ein wie Verdientes darum über das Menschengeschlecht dieses Ekelhafte, fast Tägliche: die Lüge des Telegraphen. Freue dich, o Menschengeschlecht, daß du den Telegraphen erfandest, sei stolz auf deine Entdeckung, die der Zeit entspricht, berechnet, zu lügen nach dem größtmöglichen Maßstab. Wie bei den Römern dem Verleumder der Buchstabe C eingebrannt wurde, so ist der elektrische Telegraph ein Stempel auf das Menschengeschlecht: Du Lügner.

Ja, Lüge ist das Spezifische der Demoralisation der Christenheit; ganz wie es in dem Zustand der Verderbtheit war, den das Christentum vorfand, als die rohen Lüste und Leidenschaften nicht für Sünde angesehen wurden, sondern im Gegenteil für etwas Herrliches: so ist es jetzt in der Christenheit mit der Lüge, keinem fällt ein, daß Lüge etwas Böses ist, im Gegenteil, man nimmt an, daß es ebenso unmöglich ist, in dieser Welt ohne Lüge zu leben, wie es unmöglich ist, ohne Luft zu leben — und darin ist ja insoweit Wahrheit, als gerade das Element dieser christlichen Welt Lüge ist. Man sieht die Lüge für ein Unentbehrliches an und man bewundert die Lüge im großen, ganz wie der rohe Heide Gewalt und Raub im großen bewunderte und zügellose Lüste im Kolossalstil.

Die Unredlichkeit der Christenheit

Und wie erkläre ich denn die Unredlichkeit dieser Millionen, woraus erkläre ich sie? Als Heuchelei, und in diesem Sinn aus dem Bösen? Nein, nein. Ich erkläre sie aus Mangel an menschlichem Freimut und aus Mittelmäßigkeit.

Nimm ein Bild: ein mächtiger Fürst zu den Zeiten, wo es noch etwas bedeutete, König oder Kaiser zu sein — du sollst

sehen, die Menschen finden es am klügsten, sich so zu benehmen: das Klügste ist, eitel Gutes von ihm zu reden — aber dann zugleich sich nicht mit ihm einzulassen. Das ist die Lebensklugheit der Mittelmäßigkeit.

Und dies ist das Muster, wonach die ganze offizielle Christentumsverkündigung fabriziert ist: gut reden von Gott, trompetend und posaunend und süßlich — je mehr umso besser: aber klug, nicht mit ihm sich einzulassen.

Es gibt nichts, wovor der Mittelmäßigkeit so bange ist, wie das wirklich Erhabene, das Unendliche — aber sie ist nicht so dumm, das direkt zu sagen.. Direkt sagen: ich bin bange vor dem Erhabenen, darüber würde die Mittelmäßigkeit sagen: das ist nicht klug, denn das heißt doch mit ihm sich einlassen. Nein, eitel, eitel, eitel Lobpreisung — und dann klug sich nicht einlassen mit ihm.

Meine Aufgabe: Platz zu schaffen

Ich bin nicht ein Apostel, der von Gott etwas bringt, und mit Autorität. Nein, ich diene Gott, aber ohne Autorität. Meine Aufgabe ist: Platz zu schaffen, daß Gott kommen kann.

Daraus sieht man leicht, warum ich ganz buchstäblich ein einzelner Mensch sein muß, item in großer Schwachheit und Zartheit gehalten werden. Meine Aufgabe ist nicht, befehlend Platz zu schaffen, sondern leidend Platz zu schaffen.

Denn, wenn das, was Platz schaffen soll, an der Spitze von ein paar Bataillonen käme — ja menschlich gesprochen scheint dieses ja prächtig, um Platz zu schaffen, das sicherste. Aber dann könnte ja das, was Platz schaffen soll, selber den Platz nehmen, es könnte so viel Platz nehmen, daß Gott nicht recht dazu kommen könnte...

DIE LETZTEN TAGE SÖREN KIERKEGAARDS

Am 2. Oktober 1855 ließ sich Kierkegaard ins Frederikshospital bringen, wo er am 11. November, dreiundvierzigjährig, starb. Die folgenden Gespräche aus diesen Tagen mit seinem Freund Emil Boesen, der ihn fast täglich besuchte, wurden von diesem dem ersten hochverdienten Herausgeber der nachgelassenen Schriften K.'s H. Gottsched mitgeteilt:

Wie geht es? — „Mäßig; es ist der Tod, bete für mich, damit er rasch komme und gut. Ich bin verstimmt. Ich habe meinen Pfahl im Fleisch, wie Paulus einen hatte; so konnte ich nicht in die allgemeinen Verhältnisse eingehen, daraus schloß ich, daß meine Aufgabe extraordinär sei; ich suchte sie nun auszuführen, so gut ich konnte; ich war ein Spiel für die Vorsehung, die mich auswarf, und ich sollte gebraucht werden; so gingen einige Jahre hin, so ein Ruck und wieder ein Ruck! dann streckt die Vorsehung die Hand aus und nimmt mich in die Arche hinein; das ist immer Dasein und Schicksal der extraordinären Sendboten. Das war es auch, was im Wege stand mit Regine; ich hatte geglaubt, es könnte geändert werden, aber es konnte nicht, so löste ich das Verhältnis. Wie wunderlich, der Mann wurde Gouverneur, es ist mir nicht recht . . ., es wäre besser gewesen, es wäre in Stille abgegangen. Es war recht, daß sie Schlegel nahm, es war das erste Verstehen, dann kam ich und störte. Sie litt ein gut Teil mit mir" (und er redete recht liebreich und wehmütig von ihr), „ich war bange, sie müßte Gouvernante werden; das wurde sie nicht und ist doch jetzt Gouvernante in Westindien." — Bist du zornig gewesen und bitter? — „Nein, aber betrübt und bekümmert und indigniert in hohem Grade, z. B. über meinen Bruder Peter; ich empfing ihn nicht, als er letzthin bei mir war nach seiner Rede in Roskilde.

Er meint, er sei der ältere, so müsse er voran gehen, sei in die Schule gegangen, als ich noch auf den H. bekam. Ich schrieb etwas gegen ihn sehr scharf, es liegt daheim im Pult." -- Hast du Bestimmung getroffen über deine Papiere? — „Nein, das mag kommen wie es mag, aber es kommt auf die Schickung an, wie es sich fügen kann. Und dazu kommt, daß ich finanziell ruiniert bin und nun nichts habe, nur fürs Begräbnis; ich begann mit wenig, etlichen Zwanzigtausend, und sah, daß sie so und so lange reichen könnten, 10—20 Jahre; nun hat es 17 Jahre gehalten, das waren große Dinge. Ich konnte ein Amt suchen, als alter Kandidat hätte ich ja eines bekommen müssen, aber ich konnte es nicht annehmen (es war mein Pfahl im Fleisch im Wege), so war es entschieden, ich verstand das ganz plötzlich. Es gilt, Gott so nahe zu kommen wie möglich; so sind da die, die dazu andere brauchen, viele, das ganze Gewäsch von der Masse; so ist da einer, der nur einen braucht, er steht am höchsten unter denen, die jemand brauchen; wer am meisten braucht, steht am niedersten. Nur einen braucht es, um das zu sagen." — Fräulein Fibiger*) hatte ihm Blumen geschickt, sie hatte er in die Schublade eingeschlossen. Es schien, daß er sich danach gesehnt hatte, mit mir über seinen wunderbaren Pfahl im Fleisch zu reden. „Die Aerzte verstehen nicht meine Krankheit; sie ist psychisch, nun wollen sie sie auf die übliche Aerztemanier nehmen."

„Es geht mäßig; bete für mich, daß es bald vorbei sein möge." Er sah auf die Blumen, die ihm Fräulein Fibiger schickte, aber wollte sie nicht im Wasser haben: „Es ist das Schicksal der Blumen, daß sie blühen sollen und duften und sterben." Könnte er den Glauben bekommen, daß er leben sollte, würde es auch geschehen; er könnte heimkehren; bekäme er ein Glas Wasser und Stiefel an, so würde er vielleicht wieder fortgehen, nicht im Hospital bleiben; doch es sei in der Ordnung, unter der Bestimmung des Allgemeinen

*) Oberwärterin im Hospital.

zu sterben, wenn das Leben eine Ausnahme gewesen sei. Er kam dann auf den Gedanken, ob es dann nicht wie ein Selbstmord werden könnte, hier außen zu bleiben; aber als ich sagte, daß das doch schließlich nicht von ihm abhinge, war er ganz einig damit.

Donnerstag. Er war sehr schwach, der Kopf hing ihm auf die Brust und die Hände zitterten. Er fiel in Schlummer; der Husten weckte ihn auf; er schlummerte zuweilen am Tage, besonders wenn er gegessen hatte. „Nun habe ich gegessen... und alles ist fertig dich zu empfangen, das tue ich nun mit offenen Armen." — Ich fragte ihn, ob er seine Gedanken sammeln könne oder ob sie sich für ihn verwirrten. Die meiste Zeit hatte er sie frei, in der Nacht verwirrten sie sich zuweilen etwas. Ob er im Frieden zu Gott beten könne. „Ja, das kann ich!" Ob er nicht noch etwas zu sagen habe. „Nein; ja, grüße alle Menschen, ich habe von ihnen allen zusammen viel gehalten, und sage ihnen, mein Leben ist ein großes, andern unbekanntes und unverständliches Leiden; alles sah aus wie Stolz und Eitelkeit, aber war es nicht. Ich bin gar nicht besser als die anderen, ich habe das gesagt und nie anders gesagt; ich hatte meinen Pfahl im Fleisch, darum verheiratete ich mich nicht und konnte in kein Amt eingehen, ich bin ja Kandidat der Theologie und hatte öffentliches Anrecht und private Gunst, ich hätte ja bekommen können, was ich gewollt hätte, aber statt dessen wurde ich die Ausnahme. Am Tage ging es in Arbeit und Anspannung und am Abend wurde ich beiseite gelegt, das war die Aufnahme." Als ich fragte, ob er in Frieden beten könne: „Ja, das kann ich; so bete ich zuerst um Vergebung der Sünden, daß mir alles vergeben werden möge, so bete ich, daß ich frei bleiben möge von Verzweiflung im Tode, und es fällt mir oft ein das Wort, wo es heißt, daß der Tod Gott ein Wohlgefallen sein möge, und so bete ich darum, was ich so gerne wollte, daß ich es etwas vorher wissen möge, wann der Tod kommen soll." Es war an dem Tag schönes Wetter, und ich sagte: wenn du so dasitzest und redest, siehst du frisch aus, als

solltest du aufstehen und mit mir weggehen. — „Ja, da ist nur das eine im Wege, daß ich nicht gehen kann, aber es gibt die andere Beförderung, daß ich gehoben werden kann; ich habe das Gefühl gehabt, Engel zu werden, Flügel zu bekommen, das ist es ja auch, was geschehen soll, rittlings sitzen auf einer Wolke und singen: Halleluja, Halleluja, Halleluja! Alles übrige ist böse, ich meine nicht, daß böse war, was ich sagte, aber ich sagte es, um das Böse wegzubekommen und dann zu kommen zum Halleluja, Halleluja, Halleluja! Das kann jeder Dummkopf nun sagen, aber es kommt darauf an, wie es gesagt wird." — Und das ist ja alles, weil du glaubst und fliehst zur Gnade Gottes in Christus? — „Ja, natürlich, was sonst?" — Ob er nicht etwas geändert wissen wolle in seinen Aussagen? Sie seien ja der Wirklichkeit nicht entsprechend, sondern strenger. „So soll es auch sein, sonst hilft es nichts; das glaube ich schon, wenn die Bombe platzt, muß es so sein! Meinst du, ich solle das verschleiern, erst zur Erweckung reden und dann zur Beruhigung, wie willst du mich darin verwirren!" — Gjödvad wollte er nicht bei sich haben: „Er hat mir privat Dienste geleistet und mich dann öffentlich desavouiert, das kann ich nicht leiden. Du hast keine Vorstellung davon, welche Giftpflanze Mynster gewesen ist, du hast keine Vorstellung davon, es ist ungeheuer, welches Verderben er verbreitet hat. Er war ein Koloß, es brauchte starke Kräfte, um ihn umzureißen, und es mußte über den kommen, der es tat. Die Jäger haben, wenn sie das Wildschwein jagen sollen, einen Hund, der auserwählt ist; sie wissen schon, wie es gehen wird: das Wildschwein wird gefällt, aber es geht über den Hund her, der es faßt. Ich will gerne sterben, so bin ich gewiß, daß ich die Aufgabe gelöst habe. Was von einem Verstorbenen kommt, wird man oft eher hören, als was von einem Lebenden kommt." — Ich möchte gerne, du solltest noch etwas leben, du bist so streng gewesen und bist so weit gegangen, mir scheint, es müßte noch etwas für dich zu sagen übrig sein. — „Ja, dann sterbe ich auch nicht. Ich habe alle „Augen-

blicke" vergessen müssen und das übrige, um Ruhe zu bekommen, und meine, ich habe eine Aufgabe gehabt, passend, bedeutungsvoll und schwierig genug. Du mußt beachten, daß ich vom Innersten des Christentums aus geblickt habe, so ist das alles zusammen Verzögerung, richtige Verzögerung. Du hast es wohl bunt genug gehabt wegen deiner Bekanntschaft mit mir?" — Ja, aber ich habe nicht weiter darüber geredet und wo darüber gesprochen wurde und es bekannt war, wurde es respektiert. — „So, taten sie das. Es freut mich, daß du kamst. Dank, Dank!"

Freitag, d. 19. Er hatte am Abend vorher ein paar Stunden geschlafen und war in Stimmung. Der Bruder war da gewesen, aber ohne die Erlaubnis zu bekommen, einzutreten. „Dieser", sagte S. K., „konnte nicht durch Disput angehalten werden, sondern durch Handlung, so habe ich angehalten und gehandelt." — Willst du nicht das heilige Abendmahl nehmen? — „Ja, aber nicht von einem Pfarrer; von einem Laien." — Das kann schwerlich geschehen. — „So sterbe ich ohne es." — Das ist nicht recht! — „Darüber kann ich nicht disputieren, ich habe meine Wahl getroffen, habe gewählt. Die Pfarrer sind königliche Beamte, königliche Beamte verhalten sich nicht zum Christentum." — Das ist ja doch nicht wahr, stimmt nicht mit Wahrheit und Wirklichkeit. — „Ja, siehst du, Gott ist der Souverain, aber dann sind da alle diese Menschen, die sich bequem einrichten wollen, so bekommen sie das Christentum für sich alle, und da sind die tausend Pfarrer, so kann keiner im Land selig sterben, ohne dazu zu gehören, so werden sie der Souverain und es ist vorbei mit Gottes Souveränität, aber Ihm soll man gehorchen in allem." — Dann sank er um, die Stimme wurde schwach, und er wurde leiblich müde, so daß ich bald danach ging. Ich war bekümmert: nimmt er einen Laien, wird ein positiver Schritt getan sein und wird von einem Laien leicht ungeheuer gemißbraucht; dazu wird große Versuchung sein; dann ist der Laie ein guter Christ, bloß weil er kein Pfarrer ist. — Fräulein Fibigers Blumen freuten ihn: „In der Nacht überwacht

sie das Ganze; am Tage wacht sie über mich." — Und, sagte die Wärterin zu ihm, was mehr ist, sie weint über Sie.

den 20.] Zwei Wärterinnen trugen ihn von einem Stuhl in einen anderen; er war ganz ohne Kräfte; der Kopf hing ihm auf die Brust und er schlummerte sofort ein; er sagte, daß alle seine Krankheit jetzt Todeskampf sei; er bat mich, seinen Kopf zu halten; und eine Zeitlang stand ich und hielt ihm den Kopf. Als ich gehen wollte, sagte ich, daß ich ihn am nächsten Tag wiedersehen würde. „Ja", antwortete er, „das tust du wohl, aber niemand weiß es, und wir können ebensogut sofort einander Lebewohl sagen." — Gott segne dich, Dank für alles Gute! — „Lebwohl, Dank, vergib mir, daß du durch mich in Schwierigkeiten gekommen bist, von denen du wohl sonst befreit gewesen wärst." — Lebewohl, da sitzest du nun im Frieden Gottes, bis unser Herr dich ruft; lebwohl!

den 21.] Ich war nur einen Augenblick bei ihm drinnen: er sagte, die Zeit sei ungelegen. Er sprach von Thura und Martensen.

den 22.] Du solltest eine etwas bessere Aussicht haben von deinem Fenster, auf den Garten sehen können. — „Was kann es helfen, sich sowas vorzugaukeln; jetzt ist es anders, es heißt sich plagen, die Vorstellung von so etwas ist nur Marter; nein, wenn man leiden soll, soll man leiden."

den 23.] Welch schöne Blumen! — „Ja, sie übertrifft sich selber an Erfindsamkeit." Aber dann klagte er darüber, wie angestrengt er sei.

den 25.] „Ich werde jeden Tag mehr entkräftet und zittere an den Händen und am Leib." — Er sah einen Augenblick in Zweifel auf Fengers Abschiedspredigt, die ich ihm gebracht hatte, dann sagte er: „Schick sie ihm zurück, ich nehme sie nicht an." — Es geschah nicht, damit du sie lesen solltest; aber in Wohlwollen denkt er an dich. — „Er hat sich ausgesprochen, aber will privat mir so etwas schicken, und dann soll es sein, als wäre nichts, privat sich nähern und dann so große Gegensätze." — Dein Bruder Peter war da auf der Rückreise. — „So war die Sache, daß ich ihn nicht empfing,

wohl bekannt; man ärgerte sich wohl?" — Nein, das kann ich nicht sagen, sie denken in Wirklichkeit an dich mit viel Teilnahme; du kannst dich ja darüber nicht wundern, daß sie so geredet haben; das ist ja alles nur Selbstverteidigung, und wir alle müssen uns ja verteidigen, darum können sie ja doch an dich mit großer Teilnahme denken. — „Glaube du mir, das ist das, was Christus sagt: weiche von mir Satan, du bist mir zum Aergernis; du denkst nur an das Irdische, aber hast nicht Sinn für das, was oben ist." — Nein, aber sie reden so, weil sie von dem Richtigen ihrer Meinung überzeugt sind und daß du unrecht hast mit einem solchen Angriff auf das, was besteht; der Weg zur Seligkeit muß ja doch möglich sein auch durch das Bestehende hindurch. — „Ich kann es nicht aushalten, darüber zu reden, es strengt mich sehr an." — War schlechte Luft in deinem vorigen Schlafzimmer? — „Ja, ich werde ungeheuer gereizt, wenn ich daran denke, ich merke es schon." — Warum zogst du nicht um? — „Ich war zu angestrengt dazu; ich hatte noch einige Nummern vom „Augenblick", die heraus sollten, und einige hundert Taler übrig, die dazu verwendet werden sollten; so konnte ich alles hinlegen und mich schonen, oder dabei bleiben und dann fallen; und ich wählte richtig das letztere: so war ich fertig." — Bekamst du dann die Augenblicke heraus, die du wolltest? — „Ja!" — Wie vieles in deinem Leben ist wunderbar gerade hinausgegangen. — „Ja, ich bin darüber sehr froh und sehr wehmütig; denn ich kann die Freude mit niemand teilen."

den 26.] Er behielt die Wärterinnen drinnen bei sich, und es wurde nur über unbedeutende Dinge geredet.

den 27.] Ebenso. Er hing den Kopf und fühlte sich müde. Es war eine größere Menschenmenge auf der Straße als gewöhnlich. „Ja, das wars, wobei ich mich einmal so wohl befand." — Du kamst nie zu mir in Hersens! — „Nein, wie hätte ich Zeit dazu bekommen sollen!" —

Das letzte Mal, als ich ihn sah, lag er und konnte fast nicht sprechen; ich mußte verreisen, und kurz darnach starb er.

JOSEF LEITGEB

OSTERN IN DER FREMDEN STADT

GRÜNDONNERSTAG

Wehe, die Wohnung der Menschen, sie ist zerstört!
An das Gemäuer schwankt die finstere Wolke.
Keine Schwalbe hab ich im Giebel gehört.

Keinen freundlichen Gruß im armen Volke.
Aus den Fenstern hab ich kein Lied gehört,
keine menschliche Stimme aus meinem Volke.

Schweren Flugs an euren Türen vorbei
dunkelt ein stummer Vogel, die stumme Trauer:
Wehe ihr Brüder und Schwestern, ihr seid nicht frei!

Gegen die goldene Sonne erhebt sich die Mauer,
wild dahinter euer gefangenes Herz.
Eure Brüste, sie atmen heiß und beklommen

und im Aug erglüht euch das sündige Erz.
Gottes Sohn ist in die Hölle gekommen
sammelnd von Tür zu Türe euren Schmerz.

Wie ist um ihn der tröstliche Abend entglommen,
milde auf seinem Antlitz der menschliche Strahl!
Um ihn ragen zum Himmel die schwarzen Kamine.

Aber er leuchtet weiß in der Dunkelheit.
Daß er allen um ihretwillen diene,
lädt er die Brüder zum letzten Liebesmahl.

Seine Rede ertönet sanft und weit.
Kommt aus euren Häusern, düsteren Dächern,
die ihr des Menschensohnes Brüder seid!

Eure Herzen bereitet zu hellen Gemächern,
esset und trinkt in Eintracht Brot und Wein!
Liebt einander! der letzte von seinen Schächern

wird mit ihm im Paradiese sein!

KARFREITAG

Frei ist das Herz des Fremdlings dieser Welt.
Aber wehe, wenn ihn zur Abendstunde
nicht von innen her ein Licht erhellt!

Da wird Freiheit ihm zu einer Wunde
und sein Antlitz sinkt in das schwarze Land
brennend von feurigen Tränen und geht zugrunde.

O wie leuchtet von brauner Scheunenwand
heilig das weiße Fell von einem Lamme!
Ach wie schwesterlich erbebt die Hand

warm am schlanken Birkenstamme
und wie blaut ins Aug die Anemone!
Aber nein, das Licht ist ausgebrannt

und das Böse glüht, die süße Flamme.
Immer tiefer blüht die Dornenkrone,
immer tiefer in des Menschen Stirn,

bis er, schuldig vor Gottes Throne,
seine Geburt verflucht und sein Gestirn. —
In der fremden Stadt sind die Lichter entzündet.

Aber keines lädt ihn freundlich ein,
denn sein Auge ist zu Tod erblindet.
Ohne Heimweg denk ich immer dein.

Langsam, schweigsam, voll gerundet
steigt herauf der Frühlingsmond.
Alle Qual und Trübsal mündet,

wo sein milder Friede wohnt.
Aus dem Herzen quillet Blut und Liebe.
Daß ich dich lasse und dennoch liebe,

leuchtet der weiße Ostermond.

OSTERSAMSTAG

Selig kommst du heute mir gegangen,
landend mit dem letzten scheuen Schritt
in den Armen, die dich ganz umfangen.

Alles, was ich in der Fremde litt,
schlägt das Herz in heimatlicher Wonne
und dein liebes Herz schlägt wonnig mit.

Ostermorgen, Ostersonne,
gehet auf aus meiner Brust!
Strahlet, strömet eure Wonne

brüderlich in ihre Brust!
Siehe Kind, die ersten süßen
Veilchen blühn an deiner Brust!

Morgendlich zu unsern Füßen
dampft das braune Frühlingsfeld
und die Frühlingsbäche fließen!

Augen, die ihr überquellt,
schaut, in eurem blauen Feuer
schmilzt die winterliche Welt!

Und ihr Arme, schlinget freier
euch um dieses schöne Herz,
haltet seine Fülle treuer!

Fühlt in ihm das große Herz
aller Wesen nahe schlagen,
ihre Hoffnung, ihren Schmerz!

Arme, an das Kreuz geschlagen,
löset euch in Frühlingstriebe,
alle Welt in euch zu tragen!

Denn das Größte ist die Liebe.

ANTON SANTER
BRUCHSTÜCKE

DER NICHTPOLITIKER

Daß Leben sich auch ohne Rest als unmittelbares oder mittelbares Töten aufzeigen läßt, das wollen jene nicht ganz wahr haben, welche Fleisch essen, aber nicht schlachten, welche Weltläufe bald beklagen, bald bewirtschaften, welche ihre Tugenden dort haben, wo andere dafür sündigen. Sie, die Lügner so vielfacher Lüge, unschuldig nur insoweit, als wenige die volle Wahrheit wissen, von Interesse hier nur als ein Sonderbeispiel, daß eben jedes Dasein ein anderes aufhebt: so ihre Optik die meine. Mögen sie ungestört von meinesgleichen aus ihren Nöten ihre Tugenden machen und sich also vom Tiere unterscheiden, dem noch unschuldigeren.

Wer hat unter uns aber je so gelebt, daß er nichts anderes damit verdrängt und nicht einmal sein Ende oder sonst ein Künftiges damit verschoben wußte, daß ihm kein Zweifel dabei über die Achsel sah? —

Der Einblick in die funktionelle Idiotie alles Lebens ist wohl selbst lebendig und damit idiotisch genug, um sich an Stelle der Blindheit unschuldiger Tiere und Politiker zu setzen und so da und dort Menschen und weniger unschuldige Politiker ins Dasein zu rufen, ein Vorgang, der im einzelnen Lebenslauf nur durch Kriegsgeschrei (und Wehgeschrei und Siegsgeschrei) bisweilen rückläufig wird. Keineswegs aber wird jener Einblick das Dasein eines Menschen brechen, dem die Erde nicht so leicht ist, wie den Tieren, den Ungeborenen und den Toten, welche unbescholten von meinesgleichen in Menschengestalt die Erde bevölkern, und wie den Unschuldigen im Kampf des

Lebens, zu denen ich Amen sage, wenn sie hier nicht weiter lesen.

* * *

Wenn irgendwelche Einheit, sei selbe ein Mensch, ein Volk oder sonstwas, das gern in der ersten Person spricht, auch wenn es nichts zu sagen hat, sich äußert, so spielt diese Aeußerung in Wort oder Tat mehrere Rollen, so z. B. eine in Zusammenhängen des Ganzen. Man kann dazu gar zu hören bekommen, daß jene Aeußerung eine Aufgabe erfülle. Man hört das von Beistimmenden, welche nicht wissen, daß sie letzten Endes aus Gründen ihrer Selbstbehauptung beistimmen — was denn doch Andere nur gelegentlich interessieren, nicht aber überzeugen kann. Man kann dieselbe Wendung auch von Wissenschaftern hören, welche nicht wissen, daß sie damit ebenfalls nur ihre Objektivität, den Wissenschafter an und für sich sozusagen, vertreten, also eine einzige begrenzte Daseinsart neben anderen, vielleicht übrigens nur solange es ihnen dabei wohlergeht, behaupten.

Aber nicht für diese nichts besagende Wendung vom Aufgaben-Erfüllen suche ich hier Anteil, sondern für eine andere Rolle, welche Aeußerungen in der ersten Person spielen. Für diese Rolle ist es entscheidend, ob das Aeußernde die Welt in Ich und Nichtich teilt, ohne dabei zu verstehen, was hier weiter folgt, oder ob es dabei versteht: daß einer solchen Teilung eine Optik zugrunde liegt, welche nicht die Optik aller Augen ist, welche nichts von jener Opferung des Einzelnen enthält, welche dazu geführt hat, daß es ein bis zu einem gewissen Grade gemeinsames Erkennen und dessen Mitteilung unter Menschen heute noch gibt. Nur die Lebensäußerung eines Wesens, das sich dabei als Einheit neben anderen Einheiten weiß, nicht aber naiv die Welt in Ich und Nichtich teilt, spielt die gewinnende Rolle oder, anders gesagt, erzeugt Resonanz, ohne den Widerstand des Tierischen und des Menschlichen

im Nächsten zu finden. Dies ist also von Bedeutung als Merkmal für jene zwei Arten von Selbstbehauptung oder Leben, deren einer ich die Kälte des Verstandes und meinen Eigensinn, deren anderer aber ich Widerhall entgegenbringe.

Bevor ich selber Widerhall in Anderen suche, möchte ich Unschuldigen das Leben unverhüllter zeigen, das sich unschuldig-blind an Stelle von anderem setzt: die Pyrrhussiege der blinden Selbstbehauptung, alle jene Versuche, sich geltend zu machen auch ohne Lohn, blinde Versuche wie alles Tierische, und zu teuer bezahlte wie alles Bezahlte. Wenn man sieht, wie viele Gescheite da mit der Wahrheit für alle bezahlen und also Narren werden, da gehen die Augen weiter auf. Da wirst du keine Bresche mehr in einer Seele sehen und keine Schwäche, welche sich nicht einer zunutze macht, um sich selbst auf Kosten anderer geltend zu machen, nur weil er blindlings leben will, sei es als Beichtvater, Psychiater, Erfolgsmensch, Weib oder Säugling, laut oder leise, gerade oder krumm, mittelbar oder unmittelbar. Lasse nur Blut, so trinken es andere und machen es zu ihrem Blute, so wahr jedes Leben die Einformung des Nächsten unablässig begeht und all dem gegenüber nur wenige wissen, ob sie leben wollen oder sterben. Insofern liebt alles Lebendige seinen Nächsten wie sich selbst, nicht aber wie ihn selbst. Und letzteres ist dem gemäß, der sich vom Nächsten verzehren läßt, ohne zu wissen, daß man bisweilen den Nächsten auch vom Magen aus erobern kann. Man kann aber diese Seite des Lebens nicht aufzeigen, sondern höchstens Wissende daran erinnern. Und auch diese fühlen sich ja lieber geschaffen als frei und wollen nicht wissen, was sie tun. Immerhin ist es vielleicht gut, sich an das Idiotische im „Kampf ums Dasein" zu erinnern und daran, daß im Leben nicht nur Kämpfe siegreich sein können und nicht nur Kämpfer mit der Optik Ich und Nichtich; und nicht nur Politiker.

* * *

Die Eigenschaften der Einzelnen aber, welche zu lenkbaren politischen Erfolgen nach außen überhaupt summierbar sind, scheinen mir nicht notwendig immer dieselben zu sein, meist aber solche, die zu Lüge und Gewalt im weiteren Sinne befähigen — auch schon im Einzelleben. Was allerdings der Unterlegene Lüge und Gewalt benannte, das wird vor dem Auge dessen, der das gesamte System und also beide Gegner als Einheit im Dasein eines beide umfassenden nächstweiteren Wesens überblickt (im allgemeinsten, vielleicht aber trügenden Falle gar in Gott) freilich anders erscheinen, nämlich begabt mit Lüge und Gewalt allen Lebens, so daß er an Stelle nun einmal scheltender Benennungen sich lieber anders faßt. Dieser, dem es also gelänge, wenigstens das nächstweitere System mit eignen Gesetzen, welches eine dynamische Einheit, eine Macht, aber noch kein Gott ist, über Siegenden und Unterliegenden zu erkennen, etwa von Amerika aus die Geschicke Europas, einer immerhin verwaschen wahrnehmbaren Einheit, in welcher sich blinde Völker verdrängen, würde sich alsbald aller Bewertung enthoben sehen, solange er die Funktionen nur wissenschaftlich erkennen und Politiker (nicht aber Zeitungsleser) rechnerisch beraten wollte. Er müßte sich, wofern er von solchen Dingen reden will, vor allem eine Sprache schaffen, abseits von der Sprache aller mit ihrem Willen Mitbeteiligten, abseits von der Sprache, welche seit Jahrtausenden im verdrängenden und verdrängten Leben und für das Mitleben geschaffen und mit dem Willen verknüpft wurde, eine Sprache unverständlich Unterliegenden und Siegern und unverständlich allen, die sich in Sieger und Besiegte noch einfühlen; noch unverständlicher als die Sprache Nansens etwa den Politikern der Rußland fürchtenden Staaten; etwa so unverständlich, wie die Sprache eines Physikers heute noch einem Historiker.

* * *

Auch Völker gibt es, welche sich damit bemühen, die Welt in Ich und Nichtich zu teilen, und deren Bastarde auch sich selbst noch immer daran erkennen und deuten können, daß sie Freund und Feind ertragen, nicht aber den, der weder für sie noch gegen sie ist, weil er die Zweiteilungen der Welt in Slave und Nichtslave, in Jude und Nichtjude und dergleichen nicht mitmacht und derlei für ihn fallweise wissenschaftliches oder praktisches, nicht aber das alleinige Interesse hat, welches da beansprucht wird. Wie viele vergebliche Suche nach derartigen, die „Menschenseele" restlos ausfüllenden polaren Gegensätzen, welche sich ähnlich den Atomen zur Einheit der modernen Seele binden sollen, wenn ich mir damit erlaube, auf die weniger denn je erschöpfte Brauchbarkeit des atomphysikalischen Begriffsinventars zur Erörterung derartiger Phänomene hinzuzeigen! Wie eitel ist das Bestreben, ein Ich, das sich darin kennen mag, mit einem unbekannten Nichtich also verknüpfen zu wollen. Ich würde das wahrlich nicht einmal für den umfassendsten Gegensatz wagen, den ich kenne, für den Gegensatz zwischen dem Zweifler, den ich meine, und dem Anderen. Und dergleichen von einem Volkstum aus zu unternehmen, scheint mir je nach Tag und Stunde bald ein Gegenstand für den auflösenden Verstand, bald für ein flüchtiges Lächeln derer, die verschiedene Volkstümer begegnet haben, bald für Literaten, deren keiner sich selbst oder andere achtet. — Welches ist nun aber die Bedeutung solcher Polarisationen des geistigen Lebens für den auflösenden Verstand?

* * *

Gelingt es, einen in derartiges Entweder-Oder, welches jederzeit dem funktionellen Idiotismus apostolischen Daseins entsprach, zu drängen, so ist er allerdings gewonnen, auch wenn er sich für einen leidenschaftlichen Gegner hält und als solcher weitergebärdet. Denn er ist seelisch vom Gegner gebunden und mit diesem gemeinsam be-

schränkt. Wie das ja jede Gegnerschaft mit sich bringt. So besteht z. B. der eigentlichste Antisemitismus darin, daß sich einer nicht zum Antisemiten machen läßt. Wogegen sich aber einer sträubt, damit wird er zur Einheit und, eben in seiner Eigenschaft als Antikörper, der seelisch meistunterworfene, weil meistirritierte Typus, das Analogon einer chemischen Bindung ohne freie Kräfte. Es lassen sich dergleichen kompliziertere Verbindungen ja meistens analysieren, ohne daß damit irgendwelche Bewertung erfolgt, und vielleicht läßt sich die Analogie sowohl der Historie als der Politik für Sieger und Besiegte aller Arten empfehlen.

Es dürften sich, auch bei ungünstigen Schicksalen für geistige Freiheit, in einigen Völkern Geister finden, welchen eine Eroberung durch den früher erwähnten Widerhall oder durch die eben erwähnte höhere Chemie, die einzige Waffe so vieler Religionen („Bindungen") und nomadisierenden Scheinbürger, haltbarer erscheint als die Einverleibung eines, der dann „für oder wider" ist auf Kosten jenes Widerhalls, der die Grenzen der Mannigfaltigkeiten überklingt, ohne diese selbst aufzuheben.

* * *

Mir ist, als ob sogar dem Zweifel daran, daß das politische Dasein soviel entscheide, als man ihm zuzuordnen pflegt, noch etwas vom kurzen Atem anhafte, welcher die Politik so oft zur Sache der Tatkräftigen und der irgendwie Zeitung-Schreibenden macht und derer, die am Asthma der beiden mitzuleiden haben. Denn es mag in den Ohren manches Sünders, der nun selber in fremdes Volkstum eingeformt wird oder an dessen Ausrottung ein Sieger gemäß seiner nationalen Idiotie arbeitet, leider schon fast wie eine gute Zeitung klingen, daß ein tieferer Unglaube an alle nationale Politik langlebiger ist und macht, als deren schöne Früchte sind — welche schneller faulen als Kirchen, die nur ein tieferer Unglaube unbefragt Eingeformter überlebt, unbeirrt von nichtsmehrsagenden Namen.

Und es mag einem besonders unschuldigen nationalen Politiker gar wie eine schlechte Zeitung klingen, wenn er beachten soll, in welchen Fällen nationalistische Einformungsversuche auf dem Weg über die Einsicht in die Schattenseiten der funktionellen nationalen Idiotien zur immer bewußteren Hingabe an irgend ein Unnationales erziehen oder an das Konnationale irgendwelcher innerstaatlicher Nomaden, über deren Vorhandensein den unschuldigen Politiker ihr nationales Schutzkleid mit oder ohne guten Glauben und viele andere Umstände täuschen können, deren Erörterung ich hier weniger unschuldigen Lesern erspare.

Vielleicht aber fällt es den Unschuldigen leichter, derartiges zu lesen, wenn sich jeder seine seligmachende Kirche und Nation dabei vor Augen stellt — denn es gibt ja gemäß der funktionellen Idiotie alles unschuldigen Daseins für jeden nur eine.

Die Gefahr, nur für einen imaginären Leser zu schreiben, eine Gefahr, der gegenüber nur der Lyriker blind bleibt, leitet mich dazu an, zur Bestärkung im echten Unglauben und in der inneren Enthaltung von jeder äußeren Politik und in der Wendung zu irgendeinem Unnationalen das Brieffragment eines unschuldigen Politikers hier einzurücken, welches vor einem Jahre angesichts der Anregung, in einer Gründung „Uxama" Gemeinsames der politisch geteilten Alpenbewohner mehrsprachig und also international verständlich zum Ausdruck zu bringen, geschrieben wurde. Dem Fragment wurde seither überall dort der Boden entzogen, wo die Einformung fremder Volkstümer unter dem Zeitungsgeschreibe noch weit unschuldigerer Politiker und von außen her vor sich geht, so daß man sich fragen kann, ob nicht die Deutschen in Italien, die Italiener in Jugoslavien, die Slaven in Italien usw. mehr für die künftige österreichische Levante als für irgend einen Nationalismus von den nationalen Politikern letzten Endes „erobert" werden.

* * *

„— Sie greifen als keltische Uxama ein Gebiet aus der Welt von heute und sagen damit auf eine vielleicht nur wenige verstimmende Weise allen Insassen, daß dieses Gebiet wesentlich von Mischlingen bewohnt ist, welche Gemeinsames haben. Etwas also, das uns die Prähistorie der Hallstätter Kultur, die Geschichte der heute namentragenden Völker, naturgeschichtliche Einblicke in die Tatsachen der Vererbung, Mischung und Entmischung lehren.

Vielleicht lassen es uns auch die Minuten erraten, in welchen wir Dunkelheiten unseres Inneren begegnen, für welche jede Muttersprache eine fremde Sprache, jede herkömmliche Außenform des Lebens ohne tiefere Bedeutung und keine von uns begegnete Kunst ein Ausdruck ist, während wir uns doch der tiefliegenden Lebendigkeit solcher heimatloser Innendinge und oft sogar ihrer Künftigkeit gewiß finden.

Aber noch anderes weist uns auf den Weg, uns als Mischlinge zu erkennen — diesen unausweichlichen Weg zur Persönlichkeit für viele — und eine erste Vorschulung für diesen Weg ist wohl vielen ähnlich wie mir zuteil geworden, als ich wandernd da und dort die Resonanzböden fand, welche als engere Heimaten meiner Voreltern unbenanntes Erbe aus dem Chaos der Seele aufklingen ließen; nicht nur in den Alpen.

Dieser Weg nun, sich als Mischling kennen zu lernen, vielleicht sogar zwischen Parteien bekennen zu lernen, ist sicherlich für viele Bewohner Uxamas und andere Europäer ein Weg der Läuterung und des Zweifels an der Sicherheit jener, welche da lieber ganz restlos in dem aufgehen möchten, was man heutzutage mit irgendeinem politischen Volksnamen belegt. Und es wäre für viele Mischlinge noch immer besser, ihr dunkleres und heimatloses Menschentum in Uxama zu beheimaten, als etwa einem politischen Willen allzu schnell zum Opfer zu bringen.

Aber ich meine, Sie haben Ihrer Zeitschrift Uxama eine schwierigere Aufgabe gestellt, als Undeutliches zu behei-

maten. Und es wartet auch der gemischtesten Gesellschaft noch dieselbe schwierige Aufgabe.

Diese ist, daß um Uxamas willen nichts ersterbe, was bereits die Gestalt eines Volkstums besitzt, doppelt deutlich vielleicht gerade in der Seele des Mischlings.

Was ich hier Volkstum nenne, ist eine Daseinsform, an welcher soviel Vorleben beteiligt ist, bis es die haushälterische Gleichgewichtsform unter mächtigen Bedingungen wurde, daß es sich ja bekanntlich letzten Endes jeder anderen Kritik durch den Einzelnen als tätiger Verneinung und Bejahung entzieht.

So wird denn auch gerade der Mischling, will er an sich nicht freveln und zum Nurpolitiker verarmen, erlebte Formen seines Innenlebens dankbar wahrnehmen und wahren, auch wenn sie beispielsweise die Namen „deutsch" und „italienisch" tragen.

Und er braucht nichts als hierin wahrhaftig zu sein, um der geborene und leibhaftige Anwalt der Volkstümer zu bleiben, von denen er in sich hat, wider alle äußere Zeitlage.

Das sind dauerndere Umstände und entscheidendere als etwa, welches Volk in der Welthistorie dem anderen gerade um einen „Mißerfolg" voraus ist.

Und mit der Aufgabe Ihrer Zeitschrift, selbst in Mischlingen unverblaßtes Volkstum mit Würde zu Worte zu bringen und über den Tag von morgen und übermorgen hinaus zu erhalten, wird es zusammenhängen, ob Uxama der Name eines vergessenen politischen Versuchs, ein Abseits für allgemein Menschliches oder Beginn und Dauer einer tieferen unpolitischen Besinnung und Darstellung sein wird, welche so unabhängig von heutigen Grenzen wie altes Keltenland die Vielgestaltigkeit der Alpen und damit ihr besonderstes Wesen ausdrückt.

Diese Aufgabe ist nur lösbar, wenn es gelingt, auch die Mitarbeit jener „Besiegten" zu gewinnen, welche nicht allzuviel Keltentum, sondern deutlicheres Volkstum in sich fühlen, und das sind voraussichtlich zwar keine Politiker, wohl aber

Leute mit Empfindlichkeit für künstliche Eingriffe in Volkstümer, so wie ich selbst. Diese sind nicht durch den Glanz der Namen Ihrer Mitarbeiter, nicht durch die Ausdehnung des Unternehmens vor ein so weites internationales Forum, nicht durch die Gewähr unübersetzter Wiedergabe ihrer Beiträge zu gewinnen, sondern erst durch den Einblick in Ihre laufende Zeitschrift und hiernach durch die Erfahrung darüber, was heute als politisch tendenzlos gelten soll.

Gelingt es Ihnen, das Vertrauen der Erben Uxamas zu gewinnen, nun, so begegnet Ihre Zeitschrift auf diesem Boden eine Fülle von Themen, welche alle Alpenbewohner berühren, auch jene, denen die Alpen keine alte, sondern eine erworbene Heimat sind und werden, sei es durch äußerliche Schicksale, durch neugierige Wanderschaft oder dadurch, daß der Krieg den Samen ihrer Väter ins Gebirge verschlug.

So erscheinen mir alle berufen zur Erfahrung, daß der Raum in den Alpen ein anderer ist als der des Meeres und der Ebene und gemacht, ein anderes Innenleben zu behausen und mit Symbolen zu begaben.

— —

Auch wäre es reizvoll für alle, die Alpen des Tätigen, des Bauern, Hirten, Jägers, Technikers neben die Alpen dessen zu stellen, der müßig oder als Alpinist versucht, die Symbolik seines Innenlebens im Gebirge auszubauen oder abzutun. Aber gerade die Behandlung derartiger Themen müßte dazu führen, das Unterscheidende der alpenbewohnenden Völker farbig hervortreten zu lassen, damit es sich weder auf dem grauen Grunde des Gemeinsamen verliere, noch etwa an politischen Genzen verleugne."

* * *

Gegenüber der langen Weile, welche derartig unschuldige Anregungen den Tatkräftigen neben den Tatsachen erzeugen müssen, und angesichts der höheren Mächte, welche so vielen, an denen sonst gar nichts wäre, zwar nicht Kerne, aber Schalen geben, lockt es mehr denn je, das Laute

schweigend, aber unverbrüchlich zu bezweifeln. Und wären diese Zeilen, wie mir dünkt, schon allzu laut gewesen, so möchte ihr bester Leser sein Schweigen dran wenden und zusehen, ob ihm nicht ein paar Körner in der Hand bleiben, mit denen er sich neben dummen und hungrigen Riesen als Mensch ernähre.

LOB DES GEWISSENS

Im Jenseits der Polemik gilt es, den Anderen merken zu machen, wo er seine Begriffe bekämpft, nicht meine, und merken zu machen, daß es einen Erfolg gibt, zu welchem keinerlei Räsonieren führt, sondern die Mitteilung neuer Vorstellungen; wofern es Erfolg heißen soll, den Anderen, ob er will oder nicht, mir ähnlicher zu machen.

Ferner gibt es unter allen Reden, welche sich zu Büchern fügen, deren Chaos für den Leser den Sinn hat, das Seine trotzdem zu finden — unter allen Reden gibt es eine, anders und immer wieder anders gesagte, welche das Chaos für jeden zu seiner Zeit aufheben kann: Daß jenes Leben, sei es von anderen gelobt, getadelt oder übergangen, von der weitesten Tragweite für das Unbekannte, Andere, Künftige vielleicht ist, welches unabhängig von Lob, Tadel und jederlei Beachtung erfolgt und also in diesem Sinne am vollkommensten schweigt. Dies sind zwei Binsenweisheiten, auch für Schreiber und Leser.

* * *

Wenn es etwa einer, der irgendwie beichten geht, noch nicht klar hat, daß gerade die Sünden von Tragweite sind, von denen dies kein anderer spüren kann und in denen uns keiner mit unserem Gewissen beurteilt, so mag er dies noch einmal mit anhören, gesagt und bekannt vom kalten Verstande: Noch keiner ist für sein Bestes gelobt, noch keiner für sein Schlechtestes getadelt worden. Wenn wir dabei Gutes und Böses nach dem Zusammenhang mit unbekannter Zukunft so benennen, nach der Dauer für Künftiges, wo nicht

gar vielleicht nach „den Früchten". Denn es ist wirklich Sache des geduldigen und kalten Verstandes, nach und nach zu erkennen, wann das Einzelgewissen unter Menschen auftritt und der Zusammenhang mit dem Künftigen ist; und wieder, unter welchen Bedingungen der Einzelne sein Gewissen los ist und einem Gott oder dessen Priester seine eigene Verantwortung irgendwie vertraglich abgibt und also davon wegsieht, daß er keinem anderen so gegeben ist wie sich selbst.

Zwischen diesen beiden entscheide ich nicht und bescheide mich, vielleicht einmal ihre Bedingtheit zu erkennen. Aber ich rede hier nur zum Gewissenhaften, der nicht beichtet. So, weil man nicht zu beiden in einer Sprache reden kann und weil es — o der schönen unbezwungenen Freiheit — freisteht, mit wem man ernstlich und verständlich reden will. O du schöne, wenig genutzte Freiheit für alle der Sprache Mächtigen, was bist du auch eine Freiheit, als auf daß dich wenige nutzen und viele nur als Zwang erfahren, der da bellen oder blöcken macht.

* * *

Wenn der Mathematiker der Anschaulichkeit vorgreift, so treibt er eine rein menschliche Spitzentätigkeit und stößt vom festen Land der Anderen, an seine Mittel glaubend, seinen Weg aber in angemessenen Pausen bezweifelnd oder, anders gesagt, das Ergebnis prüfend. Solcherlei Spitzentätigkeit treibt der Lebendige, auf Künftiges gerichtet, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit jeder Funktion seines Lebens, welche er, sei er Denker, Musiker, Bildner, Schauspieler, oder habe er nichts an sich als das unbenannte, seiner Zeit heimlich vorgreifende Leben, in meiner Sprache seine Sache nennen darf. Jedes Leben ist Aenderung, also der einzige durch sein bloßes Dasein siegreiche Gegner des Bestehenden. Jedes gesteigerte Leben ist Spitzentätigkeit, also vom Glauben begleitet, dessen auch der Mathematiker nicht entraten kann, und vom Zweifel in angemessenen Pausen

begleitet, dessen auch der Mathematiker nicht entraten kann. Dieser Zweifel ist es, den ich den gläubigen Zweifel nenne. Seine Vielgestalt, je nachdem was einer zu seiner Sache macht, darzustellen und seine Einfalt, welche trotz aller Vielgestalt allen also Lebendigen das Mitgefühl gemeinsamen Menschentums gibt, darzustellen — ist eine Aufgabe. Diesen Zweifel lyrisch auszusprechen, sofern er sich auf alles gesteigerte Leben bezieht und also dessen Lebens-Zeichen ist — dies war oft mein Unterfangen.

Und wenn ich nun kälter davon rede, so ist dies nur ein vielleicht verfehltes Entgegenkommen, und rede ich damit vielleicht schon allzulaut die Sprache von Leuten, welche jederlei gesteigertes Leben und dessen Zeichen aller Art irgendwie zum Turngerät ihres Verstandes machen, zum Gegenstand eines Verstandes, der schon den Schülern als Waffe gegen jedes Mitgefühl gesteigerten Menschenlebens in Schulen mitgegeben wird, und mich mehr als alles vereinsamt und zum Zweifel am Verstand jener Leute erzogen hat, welche ihm alles zum Gegenstande machen, wofür sie keinen Widerhall besitzen.

Hängt dies etwa nicht mit der Frage zusammen, ob einer irgendwie beichten soll oder nicht, vornehmlich bei den verständigen Beichtvätern?

* * *

Wenn ich bedenke, ob es ein und derselbe Drang ist, welcher drängt, von allen dasselbe zu verlangen wie von sich, und drängt, aus seiner Medizin Medizin für alle zu machen, so sage ich nach reiflicher Ueberlegung: ja, dies ist ein und derselbe Drang: sich zum Maße anderer zu machen. Und diesen mir bis zur Selbstverachtung verhaßten Drang will ich bloßstellen, wo er lügt, und ihm gegenüber möchte ich jeden stellen von den vielen Verschlossenen, welche ihre Eigenheit — wie belanglos, ob sie diese gut oder böse nennen — in sich verschließen und behaupten. Und ohne in den Fehler derer zu fallen, die mir das Ihre ansinnen, wähle ich als meine

Genossen solche, die noch anderes zu verbergen wissen als Unsitten ihres Leibes. Und sage nicht: geht hin und seid verschlossen, und ziele heimlich damit auf meine Geltung, sondern ich sage: behauptet eure Geheimnisse, wenn ihr welche habt, so wie andere ihr Gerede und verleugnet sie nicht vor euch selbst —. Etwa gar um jener lauten Lehrer willen, deren einziges Geheimnis darin liegt, daß manche davon doch spüren, wie ungemäß ihre Lehren und Schicksale für so viele andre jederzeit sind und daß allen Lebendigen gemäß nur diese Einsicht und Bescheidung selbst ist, so lange es ums Leben geht und nicht um Totes und Tote.

Auch dies hänge ich mit der Frage zusammen, ob einer irgendwie beichten soll oder nicht; insbesonders ob er bei öffentlichen Charakteren beichten soll, die Beispiel geben und auf Bekennen und Beichthören erpicht sind.

* * *

Wenn einer Michael Kohlhaas nicht kennt, die tiefere Schule für alle Zweifel angesichts menschlicher Rechtlichkeit, so mag er bis dahin mit meinen Worten vorlieb nehmen. Und ich suche aus einem Abseits, das mit seinen eigenen Leiden und Freuden nur wenigen zugänglich wird, aus dem Abseits wissenschaftlicher Arbeit, wohin schon manche ihre ganze, also anderen uninteressante Rechtlichkeit, irrend in den Augen von Spöttern, getragen haben, aus diesem Abseits ohne Aussicht auf den Anteil vieler suche ich wenigstens hervorzuheben, was ich in solchen Dingen Bescheidung nenne. Oft habe ich mich beschieden gegenüber dem, was manche geistiges Eigentum nennen, und doch wieder gelitten, wenn ich sah, daß ein erster Zweifel daran das Element ist, in welchem nicht nur die Fischer im Trüben fischen, sondern auch die Möglichkeit untergeht, die Quellen am Boden des trüben Flachwassers noch zu finden. Und mich wieder beschieden bei der Einsicht, daß Rechtlichkeit innerhalb von Handwerk und Wissenschaft und deren Leiden eine Sache vergehender Zeiten ist, eine interne Angelegen-

heit für wenige und also ein Komödienstoff ist für weitere Kreise —.

Und ich habe mich beschieden, eine solche Sache nicht zum Maß aller Dinge zu machen, und sollten mir auch die Früchte langer Arbeit gestohlen werden. Und wenn ich mich um der Sache willen wehrte, weil eben Dinge aus erster Hand für andere und für die Sache was anderes sind als gestohlene, auch innerhalb der fachlichen Arbeit, so habe ich mich doch beschieden, die vergänglichen und nicht alleinherrschenden Uebel des Freibeutertums am sogenannten geistigen Eigentum nicht zum Maß aller Dinge zu machen, etwa gar zum Maß einer Welt für Weiber und Kinder.

Und dies ist nur als ein Beispiel gesagt für Dinge, welche man Außenseitern nicht beichten kann, weil sie nur im Abseits etwas bedeuten.

* * *

Wer die Stille der Nacht kennt und sie liebt, trotzdem sie quälen kann, der ist gefeit vor dem Weine, mit dem sich Gequälte vertieren. Und wird vielleicht was folgt verstehen, auch ohne Weine berauscht von der bloßen Stille der Nacht.

„Keinen gibt es," so sagte ein Narr, der Narr genug war, sich selbst in der Nacht anzureden, „keinen als mich, der Narr genug ist, sich selbst zuzuhören unter allen, die mir die Nacht da zeigt als Tote, die sich lebendig gebärden.

Tot zeigt sie mir viele, die sich lebendig gebärden, und ich kann es fassen. Tot und nur zur Kenntnis sind sie mir gegeben und keiner als ich mir ganz zur Qual des Lebendigen, dem alle anderen als Tote gegeben sind und nur er selbst sich unsterblich und sonst kein Freund.

Jedem vielleicht, so sagte er sich, mag es gehen wie mir, und auch ich bin ihm anderes als er sich, und auch er sucht und gibt mir, Larve der Larve, die Hand und wir können nicht zu einander.

Keinen Lebendigen hab ich als mich, dem ich beichten könnte ohne mich zu verraten."

Ob dieser Narr von der Erde schied oder nicht, gleichviel, er war doch einmal erwacht und zu sich gekommen unter so vielen Mitmenschen.

So kann selbst ein Träumer zu einem Gewissen gelangen, nicht aber einer, der es meidet, in der Nacht allein zu sein statt zu beichten.

* * *

Vielleicht aber und letzten Endes wäre es das Wahre, lachend zu beichten?

Wenn man vom Humor und seinen Begleitern redet, so redet man zu solchen, die einen haben, und zu solchen, die keinen haben. Dem ist es angemessen, ohne Humor zu reden, wenn man weiß, wie oft die ersteren es noch übler nehmen als die zweiten, sich selbst belächelt zu wissen. Allem Humor u. dgl. liegt eine zweite, mittelbare, erworbene Art der Selbstbehauptung zugrunde, eine ungerade Manier, mit der Welt umzugehen, und allem Humor u. dgl. ist es gemein, daß ein selbstgefälliger Kitzel stärker wirkt als etwa der Trieb, den Kitzel zu bezweifeln.

Mit alledem, ihr Humorvollen, ist nichts gegen euch gesagt. Auch nicht, wenn ich weiter sage, daß ich im Kindhaften, im ganz Wahrhaftigen und bei anderen Völkern nichts von jener ungeraden Art zu leben fand, welche bei uns schon unter ironischen Schulknaben jeden tröstet, der Mißerfolge hat.

Es gibt aber eine Art von geradem Leben, welche durch die mittelbare, an Bezugnahmen und Anspielungen reiche, ungerade Lebensart der Belachenden und Belächelnden getötet wird, gleichviel ob dem Kinde das Grinsen und Wiehern einer Menge, die Ironie eines „Menschenfeindes" oder der Humor eines „Menschenfreundes" ansteckend begegnet, welch letzterer sich seiner Selbstgefälligkeit am schwersten bewußt wird.

Da nun das ganze Altern der Menschenseelen auflösbar ist in nie restlos gelungene Versuche, Narrentümer aus-

zugleichen, in Blutverluste und Narben solcher Kämpfe, so wäre es jederzeit leicht, den Lebenskampf von dieser Einsicht aus zu belachen und z. B. zu zeigen, daß die Lüge eine unvollkommene Waffe in diesem Kampfe ist.

Ich zeige es nicht, da es jedermann, wofern er nicht lieber beichtet, sich selbst abfragen kann, bis auf die Kinder, und da ich das wahre Leben dieser noch nicht durch irgendein Lachen neben dem der Gesundheit entstellen will.

Hienach bleibt es dem Geschmack überlassen, ob man humorvollen Beichtvätern was anderes beichten soll als etwa, wo man so wie sie — gelächelt habe.

ANTON SANTER

DREI APOSTROPHEN

VOR EINEM MÄNNLICHEN BILDNIS

Daß das Schweigende immer siegt,
wenn es von Sieg nicht schwatzt —
sei es vor dir gesagt, du männliches Bildnis,
da es kein Redender glaubt!

Schon vor Menschen sich zu verschweigen ist schwer,
schwerer, vor Mächten sich zu verschweigen.
Hinter allem aber ist etwas, das nicht mehr
schweigt mit uns, noch redet mit uns, das Andre.

Vor dem Andren sind Reden zu Menschen und Mächten Selbstgespräche.
Vor dem Andren ist Reden von Menschen und Mächten Eitelnennen.

* * *

In jugendlicher Arbeit, aus dem Begegneten,
Steinen, Bäumen, Tieren, und Menschen auch

machtest du Zeichen der inneren Sprache,
dir mehr als Wörter bedeutend,
nicht für immer dir — einer eiligen Jugend nur.

Heute jener Zeichen Bedeutung für Männer bezweifelnd
scheinst du gewillt, dir neue Mittel zu suchen,
und gewillt, einen Mann zum Reden zu bringen,
der bisher noch schwieg unter uns und sich selbst gegenüber.

Denn es ist ein Leben ohne die Träume,
ohne die Namen, und also noch unbezweifelt!
Manchen Stunden schon ist es gemäß und Tagen und Jahren,
ist dem Jenseits näher als Träume vom Jenseits
und dem Manne gemäßer als Träume der Jugend.

* * *

Wenn in uns die Zeichen der Dichtenden alle vergehen,
die wir als Jünglinge schufen zum Reden und Deuten —
aber statt allem wird uns die Mannheit gegeben —
wenn in uns die Zeichen nun alle vergehen,
will ich dein männliches Leben und Antlitz begrüßen.

Nicht den Knaben, der noch opfert und klagt,
will das Sachliche — will den Mann wie dich,
der unkünftiger oft als vordem,
aber der Gegenwart gewisser, der heutebesonnten,
taub wird für vergehender Jugend Musiken.

VOR EINEM BILDNIS DES EROS

Bis die Zeit kommt, da du im eignen Gewande
oder nackt neben unseren Masken das Wort hast,
schlag um dich den entlehnten Mantel und schreite
hier im Takte, du Bildnis des leiblichen Eros,
noch gegängelt vom Geist, wider den du das Leibliche antreibst.

Einer Beichte noch gleicht unter Dienern des Geistes
und in Worten noch jedes Bekennen des Leibes
wider den Geist, und vielleicht wären Taten das Wahre
und ist Rede schon Sieg wider dich, du zu Worte gebrachter
schweigsamer Eros.

Wenn vom zärtlichen Wahne des „Ich und Du" die Befreiten
Fischen gleichen, die im gemeinsamen Wasser
atmen, fühlen und laichen als Teile des einigen Leibes —
Wenn die Städter umhüllt die gemeinsame Hülle
aus dem Atem aller, ein Trank des Vergessens
nach der Paarung im zärtlichen Wahne
„Ich und Du", eine Schule allfacher Berührung —:
Dies ist dein Sieg in der Stadt, nichtredender Eros,
über die Paarigen alle und ihre Liebe
und die Lügen derselben, von Träumern beschworen.

Wenn das den Kindern des Fleisches gemeine Mittel und Merkmal
des Geschlechtes sich blindlings einigt zu Einem,
so dem Mann wie dem Weibe alles hinabsinkt
was als Vielgestalt aufstand und wieder aufsteht —
Wenn den Frauen alle Männer zu Einem
und den Männern alle Frauen zu Einem
werden im Fall aus den Bildern der Welt in das Eine
fragt' ich dich, Eros, ob es doch andres bedeute
als unsinnige Lust, daß die Lust uns begleitet.

Aber du schwiegst, nicht feindlich nicht freundlich,
und machtest die Augen
leer von der Seele, die sonst als einzelne blickte,
und du einigtest alles Erdische wieder
mehr als es je sich schied in bedeutenden Bildern.
Und ich stand, wofern ich noch fragte, ein Sünder,
ein Rebelle, dem einigen Leibe genüber,
ein Renegat vom Gemeinen, dem auch die Lust nicht
mehr galt als Weine dem Harten, ein leidender Wüstling.

Denn dein leerer Blick würdigt Dichter und Frager
keines Blickes — er schaut, wenn er schaut, auf die Scharen
derer, die nichts vom Fleisch und Blute dem Geiste
opfern, nichts vom Fleisch und Blut dem Behagen
noch der Betrachtung opferten;
denen Venus prolifera hieße und Eros ein Kampfgott
hieße, wenn sie die Gabe der Sprache besäßen.

Wenn das Glas erzittert, in dem uns die Frauen
lieblich scheinen, und Unsagbares bevorsteht,
unsagbar den noch Berauschten am Rausche der Gattung,
unsagbar den Knechten verarmter Gewohnheit,
unsagbar den Denkern und Dichtern, die Gattung
machen zum Maß aller Dinge, und ganz unsagbar den Weichen,
die, in der Larve des Manns, ihr Geschlecht nicht erkennen —:
dann beginnt deine Ohnmacht, du mächtiger Götze,
der du die Deinen in Nöten züchtest und züchtigst.

Geißeln schwingst du, nichtlächelnder Eros, Krankheiten des Fleisches
und der geplagten Seele für dich und wider dich, Unzahl der Kinder,
müttertötende schwere Geburten und stummes Ermüden
der Nährväter und Peine des Geistes im Tiere —
Geißeln schwingst du, aber es ist uns daneben
doch ein Ende gezeigt, wo immer ein Mann sich,
ohne von dir zu fliehn, besinnt und Geduld hat.

Also lächelt' ich deiner, nichtlächelnder Götze,
denn auch das Weib ward mir Kind, ob es Kinder gebäre
oder selber die Binde vom Auge uns nehme.
So auch entmischt sich das Chaos, vom Weibe und Dichter
und von Wüstlingen Liebe genannt und von Gottesgelehrten.

Es entsteigt das Neue, ledig der Namen,
an der Schwelle des Mannes, der nicht mehr
seine Augen bedeckt, um Träume zu hüten,
nicht mehr redet, um in Worten zu bleiben,
nicht mehr lebt, um sich gegen andre zu werten,
nicht mehr fröhnt der zweiten Freude am Leben,
welche leidend zu spotten liebt und zu lächeln.

Denn nach dieser Freude der einmal Enttäuschten
und bis auf der Füchse Weisheit Verarmten
wird es dem Manne endlich gegeben, sein Lachen
einem Weib oder Kinde zu opfern, das Lachen,
das man Kinder nicht lehrt, ohne Leben zu töten.

Auch dem Sünder, der also Kinder geärgert,
kommt das Unbefangene wieder entgegen,
nutzloser Reue ihn zu entheben und in das Chaos
eines neuen Lebens ihn wieder zu mischen.
Freilich — wo sind die verdorbenen Kinder? —
Es werden noch Männer daran zu Knaben, des Knabentraumes gedenkend,
daß sie allein des Lebens Verantwortung tragen —
sich bescheidend, dem Kinde endlich gewogen,
werden sie dann zum Manne, der liebt ohne Lachen.
Diesem lächelt für immer das Antlitz des Kindes:

DAS TOTE

Mir ist, als hätte einer meinesgleichen
mit euch gelebt, sich anderen entzogen,
des Lebens Gabe schon zu ernst genossen,
um sie in Worten noch zu teilen.
Ja, stummer Mönch, du hast gelebt, ich rede.
Verfall verklärt nun das Karthäuserkloster
und in den rotbedachten Einzelklausen
mit kleinem Gärtlein hausen Nachgedanken.
Sie wissen von der ganz in sich Gekehrten
jenseitiger Kunst, das Leben zu erneuen,
wie man aus Lust am Leben Mönch wird,
wie unvermengt mit Weiblichem der Mann
ein Mann bleibt, mancher Lüge ledig,
wie dem Stummen der Blumen Farben doppelt prangen,
wie der Mann da mehr zum Kind wird ohne Weib und Kind. —
Du bist mir, Kloster im Verfall, das Bild,
wie tief die Mönche hier am Leben hingen,
wie ungestillt von Taten ihrer Zeit.
Wohl mag es keine Regel ganz verhüten,
daß sich der Wille noch nach außen wende
noch nach dem Nachbar greife, aber Schweigen
ist eine gute Regel —
und unter Mönchen war vielleicht der Mönch,

der seinen Willen nicht vergeudete,
nicht an den blinden Fleiß, nicht an Erfolg,
an keine leeren Künste, nicht an Taten,
nicht an die Lehrer auf dem Markt — an nichts —,
es sei denn an die Tötung seiner selbst
und an das neue Leben des Erstorbnen.

Satan der Wackern, warst du nicht ein Mönch?!

Die Mönche gingen. Kinder spielen dort.
Ich liebe sie, weil sie nicht meine sind.
Entschlafen will ich nun dem bösen Mönch,
der über euch, ihr Kinder dieser Welt,
sich wie von je und ohne Wort erhebt.

* * *

Fast wie in eines Toten alten Kleidern
haus' ich im alten, allzu weiten Hause.
Musik und Bild wird das Gespenstige,
und alter Hausrat tötet Gegenwart
mit seiner Sage: daß du was versäumtest.

Wie sollt' ich des Zerfallenen vergessen,
umlaubt vom Sommer, eingedenk der Zeit
der Kindheit, voll zerrissner Fäden
an altem Hausrat, ungenützt, zu weit,
zu ungenützt und weit vielleicht für jeden,
der je verfiel dem Traume Sündigkeit.

Und hier, umblüht vom wilden Wein voll Bienen,
im Sommer ohne die Symbole,
die Knabensommer Knabenwintern ließen,
zurückgebunden in das Epos aller
bin ich der engen Kindheit hoch enthoben —
doch fast versucht, das Tote laut zu loben.
Empfangend wölbten sich die runden Hügel,
aus Weiten in die Steilen zwang Gestein
den Blick, ich träumte eitel alle Zügel,
und meiner Jugend Zeichen wurden mein.

Zum Tagtraum ward die Welt mir in Symbolen,
Tagträume wollen Träumerwünsche stillen.
Was da geschah, war heimlich mir zu Willen,
so auch der Teufel, kam er mich zu holen.

So auch der Engel, wies er zur Erlösung,
so alles Fremde, kam es mich beleben.
Und nur das Selbstgefällige war mir gegeben
zum Hasse — nicht zu spottender Entblößung.

Uneinig ward mein Wesen. Ich verstummte.
Mißtönige Stimmen redeten im Traum.
In tieferen Schlafes schwarze Kissen mummte
ich da mein Haupt. Ich schlafe ohne Traum.

Der Träumer Land, es ist der Träumer Sache.
Sieh da — ich wache!

Amen wird nicht gesagt, es wird getan.
So schau ich gerne eure Schatten an,
ihr Dichter mannigfaltigen Sündertumes —
die Kunstgeschichte walte eures Ruhmes!
Amen wird nicht gesagt, es wird getan.
Die Kinder treten fest auf euren Garten.
Es ist mein Teil, zu leben und zu warten.

* * *

Ueberdrüssig aller Gezeiten der Seele
nahm ich Trank und Speise zu mir, und lebendiger schritt ich
talwärts, hinab zu den reifenden Saaten.
Reicher August, die langen Mauern umbuschend,
leitete mich zum Grab eines Sünders, daß ich da lache,
der Vergebung gewiß für die Toten
unter den rauschenden Sommerbäumen.

Und es geschah, was an mir liegt, zum Troste der Toten:
Jenseit der Sünder vermag ich zu lachen ohne Verzeihen.
Anderes ist. Und was liegt an meinem Verzeihen
hier im Friedhof, dem letzten Spiel und Gepränge

von uns Zeitlichen neben so zeitlosen Nachbarn.
Und was liegt an mir selbst noch als eigenes Leben
an der Schwelle lebend im laubigen Sommer!

Endlich wird mir Erinnerung mehr
als wehmütiges Maß verabsäumter Zeiten
ist mir nur noch ein Zeichen eigenen Lebens.
Meine Toten aber sind nicht wie ich,
dem da Augustus, der Irdische, rauscht.

Ziemend schweigt unter grünem Baumdach dein Antlitz,
steinernes Traumbild der Trauer, das Menschen sich bilden,
leugnend, daß sich Lebendiges mehr liebt als andre,
aber den Toten doch nichts, und lebendigen Sinnen
Steine, über denen es unsagbar rauschet,
wenn das Tote, ein friedlicher Nachbar, uns anschweigt.

* * *

Was wollt ihr mehr, ihr sterbende Alte,
neben denen die Jungen stehn?
Gleichviel ob ihr gerne geht oder ungern,
ob ihr die Jugend bezweifelt und überlistet,
fällt euch das Los, das ihr eigentlich wollt:
von hinnen zu gehen.

Sind dem Manne zwei stumme Hände gegeben,
daß er eine dem Knaben reiche, eine dem Greise;
ist sein Herz in die Mitte gestellt, daß er schweige,
weil sich Jugend und Alter nimmer verstehen:
hab ich dies Herz in der Brust, so will ich es auftun
gegen den Freund, der auch diesem Geheimnis im Bilde
Farben antut, die uns der Rede entheben.

O wie lang bin ich so, dem Himmel entgegen,
hingezogen, dem blauenden Alter entgegen,
jenem leersten und tiefsten Abglanz der Sonne,
die das Blühende treibt, auf welches mein Fuß trat,
bis ich zurücksah auf jene sonnigen gelben

Wiesen, daran ich alternd vorüber geschritten
bis zur Rast in der Mitte, zur Rast im Gemüte,
welches der Knabe Kälte nennt und Hitze der Alte.

Was wollt ihr mehr, ihr ungern sterbende Alte,
neben denen die Jungen stehn, die ihr zeugtet?!
Und was wollt ihr mehr, ihr wachsende Knaben,
als die schweigende Hand des Mannes,
wenn die Sommerwinde die Farben mischen
und die Worte der Knaben und Alten mischen
wieder zum Winde, der männlichem Ohre mehr tut
als das Laute, das täglich in Winde gesagt wird.

Wenn sie den Tod zum Maß aller Dinge machen,
nicht, wie ich, über jene, dann lächelt die Jugend —
aber sie lacht, die doch besser zu sterben gewußt hat
als die Doppelgänger des sterbenden Alten,
dessen Hand man nicht drücken kann, weil sie Geld hält,
dessen Mund, der das Sieche zum Maße der Dinge
machte, mit undankbarem Gleichmut der Tod schließt.

Denn ein andrer ist dieser, als man es aussagt. —
Blinder als Blinde und tauber als Taube erscheint er —
unabsehbar vorsehend und heimlich erhörend erscheint er —
und er ist als ein Unverstandner ein Zufall
unter uns, vom Leben bedingt, das wir wollen,
bis wir sterben, nicht einmal gewiß unsres Todes:
ungewiß des Doppelgängers, der fortlebt.

Dieses aber ist der Stachel des Todes:
Viele sterben vergeblich und bleiben auf Erden.
Süß ist dies, wenn sie wollen, und bitter, wenn sie nicht wollen
und gewaltig ist das Sterben des Mannes,
welcher sich auf der weiten Erde allein meint.
O wie muß er schreien, wenn er sich liebte
und nicht sterben will und doch allein stirbt,
bis er schreit zu Gott und es glaubt, daß es Gott ist,

der auf Erden dem Tod unterliegt unter denen,
die nicht wissen, was sie da tun, wenn sie leben.

* * *

Aus den Strafen, die der Schwärmende leidet,
wird Mannes Härte. Aber noch immer,
ob zu sich er rede oder zu andern,
entspannt des Wortes Laut von Leiden.

Denn er leidet, vielleicht noch am Traume der Jugend
dessen, der nur dreißig Jahre lang Mensch war
und den Mann verdammte, der endlich zum Andern
sagt: Du Narr! oder schweigt: Du Narr! und für sich geht.
Und es leidet heute und immer, wer nicht mit den Narren
rechnet um seines eigenen Lebens willen;
wer da laut sagt, wie viele verdammt sind, noch aneinander
hinzusiechen, bis tierische Kindheit sie wegdrängt,
deren Geschrei übertönt ihre flüsternden Lügen;
daß sie nicht leben, nicht sterben, weil sie nicht wagen,
weil sie Seelenärzten die kranke Seele verraten,
ihnen gegeben als eigene, nicht aber jenen.

Hinter den Gotten dem Gott möcht' ich schauen ins Antlitz,
der auch Mann ist, und lesen im Antlitz des Mannes,
ob er leidet wie wir unter Narren, ob er es aussagt,
sagt: Du Narr! oder schweigt — ah, er schweigt ja! —

Ihr aber, die ihr nicht hört, daß er also schweigt, wie ich meine,
die ihr einander es ansinnt, einander zu tragen
länger als er, der nur dreißig Jahre lang dablieb,
bis er — sich selber doch wohl — am Kreuze den Tod gab,
die ihr Selbstmörder nennt, die sich töten, weil sie nicht Männer
werden wollen mit uns, die wir wissen und leben —:
wisset, daß viele zogen, im Kriege zu fallen,
den ihr geschlagen beklagt, und sie flohen von euerem Dasein,
heimlich getrieben von euch, deren Blöße nun bloßliegt,
mehr als sonst und kläglicher auch, eines Zeternden Blöße,
das da schilt und faselt mit sich und Kindern im Weg steht.

Beide sind sie besiegt, die schwärmenden Knaben
und die rechnenden Männer — von anderen Männern und Knaben.
Leiber im Dienst eines Leibes, den ich nicht spüre,
Seelen im Dienst einer Seele, die ich nicht liebe,
Tote im Dienst eines Todes, den ich nicht achte.

Wenn ich leide vielleicht noch am Traume der Jugend,
will ich mich senken in jene Mechanik des Weltlaufs,
deren Räder nicht einzeln ein Gott treibt, wenn er das Werk schuf
und ein Hirn, die Gesetze des Werkes zu fassen.

Will mich senken in jene Bilder des Raumes,
die mein Auge, ein Punkt, erschaut aus unendlichem Unbild,
mehr symmetrisch dem Chaos und mir, als ein Spiegel dem Eitlen.

Will mich senken in jene Töne der Zeiten,
die mein Ohr erhorcht aus unendlichem Unton,
mehr gemäß dem Chaos und mir, als Verse dem Leser.

Will mich senken in Düfte der wehenden Sphäre,
die ich erlese aus Blust und Verwesung des Lebens,
mehr gemäß dem Chaos und mir, als der Odem des Redners.

Will mich erheben damit zur Wonne des Daseins
in das Leben empor aus den Leiden des Sterbens
und zum Geschicke, gemäß meiner ältesten Sehnsucht,
welche noch immer in irdischer Jugend heranwächst.

FRANZ JANOWITZ

VERWANDLUNG DES WINTERS

Zündet die Lampe an, sie soll den Winter verdrängen. Ihre goldene Flamme erinnert sich leuchtend des Sommers, und Schatten und Schauer schleicht in die Ecken des Raumes und durch die Ritzen der Tür und der Fenster ins Freie hinaus. Die Winternacht ist bös und bitter, ein schwarzer Sturm flutet über das Land. Das war einst gastlich. Wißt ihr noch? Im Grunde der Teiche und Flüsse lag ein tiefgesogener Bogen reiner Bläue, das bunte Land lag in einer Eierschale blauen Glases. Weiltet ihr nicht, leicht atmend, am Ufer des Flusses oder in der warmen, ewig singenden Wiege einer Mittagswiese? O, es umschloß euch mit freundlichen Armen jeglicher Ort, den ihr besuchtet, riß euch näher an das warme, von Glück und Freundschaft überströmende Herz der Erde. Wart ihr jetzt, in der weißen und schwarzen Zeit des Jahres, bei den Heckenrosen zu Gast? Stellt euch vor ihren Strauch, ob ihr wohl den Freund aus dem goldenen Einst wiedererkennt? Er wirft seine dürren Glieder im Wind, seinem leidenden Schlafe ganz gewidmet, und beachtet euch nicht. Ein jeder Ort ist der Wegweiser nach euerer Hütte. Sie wollen euch nicht, der Wald und der Fluß und die Heide und das Feld. Und jede Bank im Freien und jeder Tisch gleicht einem ganzgebliebenen Kruge am Scherbenhaufen; er erinnert sich an eine Jugend. Das Land will euch nicht mehr sehen, es hat seine lieben lichten Augen geschlossen. Aber wir lernten schon als Kinder vor dem Einschlafen verstehen, daß in dunkeln Lidern Farben von ungeahntem Glanz und Formen von niegesehener Schönheit eine zögernde Auferstehung feiern. Hinter diesen feuchten, rissigen, schwarzen Rinden starrender Kastanien,

flimmern nicht Farbensternchen, die sich zu Bildern der Freude fügen? Wohin schwanden die Farben? Sie flohen vor dem Schnee in das Mark. Dort treiben sie ein holdes Unwesen. O glaubet nicht, daß Bäumen Träume unbekannt seien! Ich sage euch, im Innern dieser schlafenden Welt treibt ein Traumsommerspuk herrliche Spiele, in dieser stummen weißen Oede der Felder widerhallt tief innen leisestes Echo unvergeßlicher Lerchenlieder. Und wollt ihr die weiten, flachen, unübersehbaren Wiesen des Sommers wiedersehen, die verschwunden scheinen, so folget mir diesen schmalen Gartenpfad nach, der zu den Bienenhäusern führt. Auch sie schlafen, schlafen wie Särge. Und wisset, daß sie Särge in Wahrheit sind! In diesen Grüften von Holz liegen die verschwundenen Wiesen. Oeffnet behutsam, daß ihr die toten nicht stört, den widerspenstigen Deckel. Weicht ihr erschrocken zurück? Welche Fülle zarten, goldgrünlichen Lichtes strahlt aus den Schächten der Waben flutend euch entgegen! Sie ist der letzte Rest eines unermeßlichen Lichtmeeres, das an klaren blauen Tagen vom Himmel auf die blühenden Wiesen niederströmte. Den feinsten, den leisesten, dichtesten Regen, den die Erde kennt, bedeutet das Licht. Und diese blauen und roten und gelben Wunderkinder, sie spannten ein jedes sein Schlündchen auf und nahmen, so viel nur gegeben ward. Ein Tröpfchen Honig, o welche Fülle des Lichts! Hier ruht es begraben. Es leuchtet, ein Licht unter dem Scheffel, den kleinen fleißigen Tierchen, die es heimführten. Und mitten im kalten, duftlosen Winter leuchten in diesen Totenhäuschen, wie Millionen kleiner Lämpchen, die unzähligen Blumenseelen des Sommers und streuen Gerüche und Wärme und Licht aus, die Heimgeführten.

O meine Freunde, fühlt es mit mir: es gibt keine Vergänglichkeit, es gibt nur Verwandlung. Was uns entgeht, das laßt uns liebend in seiner nächsten Verwandlung ergreifen. Den verschwundenen Sommer, den träumen die winterlichen Bäume und Büsche, er ist nicht vergangen,

denn Quellen und Nachtigallen hören sie so deutlich, wie je. Und die leuchtenden Wiesen verwehten nicht herbstliche Winde. Versucht vom Honig, legt ein Tröpflein dieses Sommerlichtes auf eure Zunge: welches Glück des Wiedersehens wird euch durchrieseln. Auf Erden ist es nicht mehr schön. Wer hört nicht Völker seufzen? Doch laßt sich noch auf dem letzten Loch der Welt ein Lied der Freude, der Schönheit pfeifen. Was uns entgeht, entgleitet — wir werden in der Dichtung es finden. Nicht schminken will ich die Wirklichkeit, verwandeln. Auflösen den irdischen Stoff und aus seinen Elementen ein neues Werk fügen nach den Gesetzen meiner Sehnsucht. Es soll das Bittere und Süße der Welt ungeschieden in meine Hände kommen. Das Süße, das ihr vermisset, das Bittere, das ihr fliehet, beides findet ihr hier. Aber das Bittere schmerzt nicht mehr. Wem es auf Erden nicht gefällt, der komme. Die Kunst ist ein zweites, besseres Diesseits. Nicht sättigen will ich euch, aber auf die feinsten Klänge will ich euch spannen. Wen betrog eine Erfüllung noch nicht? Kein Mensch ist glücklich. Sehnsucht ist das Beste.

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, der, fünfundzwanzigjährig, ein Opfer des Krieges, 1917 starb.

CARL DALLAGO

DIE MENSCHWERDUNG DES MENSCHEN*)

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." Mit dem Wort, das im Anfang und bei Gott war, war also auch der Mensch da als geistige Realität durch seinen Anschluß an das Wort, in dem das Leben als das Licht war, das das Dunkel des Daseins erhellte. Es verdeutlicht die Verwirklichung des Menschen durch seine Gottverbundenheit, durch sein Aufgehen in das Unentwegte, das von jeher und immerwährend in Kraft ist, rein dadurch, daß es ist. Insoferne nun das Gottesverhältnis des Menschen auch dessen Religiosität ausmacht, war und ist der wirkliche Mensch aller Zeiten religiös, und die Irrtümer, denen er verfällt, müssen auf sein Gottesverhältnis, somit auch auf seine Religiosität, Einfluß haben; daher sie alle als im Grunde religiöse Irrtümer angesehen werden müssen.

Ich habe das vorgebracht, um in meiner Weise dem katholischen Parlamentarier von Rang, Donoso Cortèz, beizupflichten: „Erstens, daß alle Irrtümer einen gleichen Ausgangs- und einen gleichen Mittelpunkt haben, und zweitens, daß sie alle, von ihrem Ausgangs- und von ihrem Mittelpunkt aus betrachtet, religiöse Irrtümer sind." Wenn nun nach neunzehnhundertjährigem Bestand des Christentums gerade die „christlichen" Völker und Staaten ihrer allgemeinen Beschaffenheit nach, die ja im Tun und Lassen ihren Ausdruck findet, sich unchristlicher erweisen als die sogenannten unchristlichen und heidnischen Völker, müssen in ihnen zweifellos religiöse Irrtümer zur Herrschaft gekommen sein. Und daß solche Irrtümer zur

*) Der erste Teil dieses Kapitels muß hier aus Raumgründen entfallen.

Herrschaft gekommen sind — das heißt, daß sie nicht mehr als Verirrungen gefühlt und angesehen werden, sondern als Satzungen Geltung erlangt haben — muß wiederum fraglos in Beziehung gebracht werden zur Beschaffenheit der Kirche, als jener Institution, welche die von Gott ermächtigte Vertretung des Christlichen für sich in Anspruch nimmt und ihrerseits Völker und Staaten ermächtigt, sich christlich zu nennen, nur weil bei ihnen, wiewohl sie dem Christlichen Christi völlig ferne sind, die Kirche offizelle Geltung erlangt hat.

Diese Lage der Dinge hat es erst ermöglicht, daß Kierkegaard — der zweifellos größte religiöse Kämpfer neuerer Zeit und ein größter aller Zeiten — die offizielle „christliche" Kirche, also auch die Papstkirche, und mit ihr die offizielle Geistlichkeit, die ihre Existenz auf die offizielle Existenz der Kirche und nicht auf die geistige Autorität des Vorbildes Jesu Christi gründet, erledigen konnte. So sehr erledigen, daß nicht angenommen werden kann, Kierkegaard wäre Katholik geworden, wenn er länger gelebt hätte. Es ist allzu Entscheidendes gegen die Kirche als solche von ihm vorgebracht, und noch auf seinem Sterbebett hat er aus Abneigung gegen das Offizielle von Kirche und Geistlichkeit auf den Empfang des Abendmahles verzichtet.

Höffding faßt, was Kierkegaard der Kirche vorwirft, dahin zusammen: „die Kirche soll weg — es bleibt nichts anderes übrig; denn sie lügt das Christentum zu Tod. Sie hat seinen Gegensatz zur Welt und den Aufgaben der Welt abgeschafft und hat damit das Christentum abgeschafft." — Ja, diese Auffassung hatte Kierkegaard. In der Schrift „Ueber den Unterschied zwischen einem Apostel und einem Genie" tut er den Ausspruch: „Im Falle es in Wirklichkeit so wäre, wir wollen es einmal annehmen — daß ein Apostel im weltlichen Sinn die Macht hätte, großen Einfluß und mächtige Verbindungen hätte, Kräfte, durch die man über die Meinungen und Urteile der Menschen siegt —, im Fall er sie dann gebrauchte, hätte er eo ipso seine Sache verspielt." Ent-

scheidenderes kann der Kirche, die — in ihrem Oberhaupte sich auf die direkte Nachfolgerschaft des Apostels Petrus berufend — den Anspruch göttlicher Autorität erhebt, gar nicht vorgehalten werden, um deutlich zu machen, daß sie selbst ihre Sache längst verspielt hat. Anzunehmen, das von Kierkegaard Vorgebrachte gelte eigentlich nur seiner lutherischen Landeskirche, wäre geradezu absurd; da doch das spekulative weltliche Machtgebaren der Papstkirche ursprünglich das Uebel war, gegen das Luther und die Reformation ankämpften, und zwar aus religiösen Motiven. Wenn die Reformation schließlich demselben Uebel erlag, dem sie ursprünglich entgegentrat, ist es wohl, weil sie das Uebel zu wenig gründlich erfaßte und es nur an seinen weltlichsten Auswüchsen beschnitt, nicht an seiner Wurzel, der alle Weltlichkeit entsprang — mit anderen Worten: weil sie nur den vermeintlichen Auswüchsen der Kirche entgegentrat und nicht der Kirche selbst, als dem weltlichen Auswuchs des Christlichen Christi, das, als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher, niemals von dieser Welt ist. Was die aufgreifbare Kirche in ihrer weltlichen Position hält und erhält, kann darum auch nicht das Christliche Christi, sondern muß ein religiöser Irrtum sein.

* * *

Wenn man das Wirken der Kirche ernster Betrachtung unterzieht, fällt einem auch besonders der Mangel an echter Gläubigkeit auf Seite ihrer höheren und höchsten Würdenträger auf, ferner, daß sie Nebensächliches zur Hauptsache gemacht hat, oder anders ausgedrückt: daß sie von den Mitteln den Zweck unterjochen ließ. Religiöse Irrtümer also von immerhin großer Tragweite! Denn es ist mehr als bedenklich zu lehren oder zu verkünden, wenn man selbst nicht mehr im Grunde gläubig von dem durchdrungen ist, was man lehrt oder verkündet. Und es entsteht wohl immer nur ein Zerrbild des Glaubens, wenn man Nebensächliches zur Hauptsache macht, oder von den Mitteln den Zweck unterjochen läßt.

Einmal soweit, kann es freilich zu einer fast alltäglichen Erfahrung werden, daß besonders der geschulte Theologe — auch der katholische — die Seelsorge leichter und leichter nimmt und die Vorstellung, wie sie der religiöse Laie vom schweren Beruf des Seelsorgers hat, gründlich widerlegt. So hörte ich z. B. einen solchen im Gespräch sich dahin äußern, man habe als Seelsorger doch eigentlich so wenig zu tun, daß man beispielsweise ganz gut zugleich auch Bank- oder Fabriksdirektor sein könnte, daß die Seelsorge also sich ganz gut noch nebenher — neben solchen Beschäftigungen! — ausüben ließe. Wenn aber die Sorge für die Seelen der Gläubigen von jenen, die sich zur Vertretung der Lehre Christi eidlich verpflichtet haben, so aufgefaßt und zur Geltung gebracht wird, ist es kein Wunder, daß schließlich auch die Gläubigen mehr von aller Welt an sich haben als vom wahren Glauben und mit geistloser Kirchengängerei ihrer Christenpflicht völlig zu genügen wähnen.

Es scheint, daß bei alledem die Sorge der Kirche weniger auf das Seelenheil ihrer Gläubigen als auf ihr eigenes gerichtet ist; und als ihre Seele — da ja Seele im christlich-persönlichen Sinn der Kirche als solcher nicht eignen kann —, darf gelten, was ihr sozusagen zur zweiten Natur geworden ist, es wäre: in dieser Welt zur Herrschaft zu kommen. Man verstehe es richtig: nicht auf Erden, dieser Welt entgegen, zur Herrschaft zu kommen — nein: in dieser Welt, die sich im Gegensatz zu allem Geistigen und Religiösen durch Gewaltmittel hält; in dieser Welt, von der das Reich Christi, als das Reich des Geistigen und Religiösen, niemals sein kann, und vor deren Eindringen diese Erde, die des Herrn ist, zu schützen wohl die zunächst liegende Aufgabe jedes geistigen und religiösen Menschen ist. Damit ist aber gesagt, daß die Kirche gar nicht mehr imstande ist, von der Weltbildung, in die sie aufgegangen ist, sich frei zu machen.

Hier darf es kein Mißverständnis geben. Der vielhundertjährige Bestand der Kirche als Staatskirche mag ihr in

manchen Augen das Aussehen einer triumphierenden Kirche gegeben haben; die Kirche Christi, sofern die Staatskirche je damit zu tun hatte, ist dabei gründlich zu Fall gekommen. Das Christliche Christi setzt sich nicht als Staat durch. Der Gottesstaat bleibt eine Vorstellung, die sich im Bereiche dieser Welt nicht realisieren läßt. Die Juden aber, die unter allen Völkern seiner Realisierung wohl am nächsten kamen, waren in ihrer Staatsverfassung unseren herkömmlichen Staatsgebilden, diesen Wahngebilden menschlicher Ueberhebung, am entferntesten. Sie hatten noch das von Gott Gesetzte, das allein Gesetz ist, als dominierendes Gesetz, und was nebenher ging, war eine Ausgestaltung ihrer Lebensführung und Familienrechte. Unsere Staaten halten sich durch Gesetze, die von Menschen gemacht sind; d. h. sie stützen sich auf Gesetze, die nicht Gesetz sind, und sind so, geistig gesehen, ohne allen Halt. Und mit solchen Staaten paktiert die Kirche, die eine Kirche Christi sein will, wirbt um Einfluß und wird immer mehr Weltbildung, je mehr sie Einfluß gewinnt und Staat wird. Dadurch, daß das Christentum Staatsreligion wurde, ist noch kein Staat in seiner politischen Betätigung der Lehre Christi nähergebracht worden, wohl aber haben sich die Vertreter der Kirche durch eitle Staatsdienerei von der Lehre Christi entscheidend entfernt.

Was wurde nicht alles möglich dadurch, daß die Kirche dem Staat, dieser hinfälligen Schöpfung der Menschen, ungleich mehr Gefolgschaft leistete als ihrem angeblichen Stifter Jesus Christus, dessen Lehre zu vertreten sie vorgibt! Man sehe nur nach dem Christentum der Gegenwart, wie es sich in den verschiedenen „christlichen" Kirchen bemerkbar macht; es läßt an Groteskheit nichts zu wünschen übrig. Wie „christlich" ist doch der Vertrag von Versailles! Im Sinne der herrschenden Kirchen ist er im Ernst christlich; man frage nur die Franzosen und Lloyd George, dessen Verhalten maßgebend war. Dieser englische Politiker war es doch, der den Deutschen, die vor Bedrängnis sozusagen weder aus noch ein wußten, das Bekenntnis der Alleinschuld am Kriege abzwang.

Vielleicht dachte er, auch vor Gott bestehen zu können, wenn einst Rechenschaft gefordert würde für seine Schandtat, die dem deutschen Volk die Grube grub, in die es fallen sollte zur „Strafe" für seine Verwegenheit, dem überseeischen Handel Englands Konkurrenz gemacht zu haben. Mit dem Alleinschuldbekenntnis der Deutschen in Händen, mag sich dieser Staatsmann und Kirchentrabant nun auch vor Gott gesichert fühlen, den sich ja dieser politische Menschenschlag immer auch als sein politisches Ebenbild vorstellt. Aber Gott ist gerechter als das ganze politische Pack sich auszudenken vermag, und so wird es sich noch einmal erweisen, daß mit Lloyd George der Beginn des Zerfalls der englischen Weltmacht eingesetzt hat.

Wenn man nach der Beschaffenheit Wilhelms II. sieht, der seiner Landeskirche nicht nur ein „christlicher" Herrscher sondern auch deren oberster Würdenträger war, gewinnt die ganze Kirchenchristlichkeit ein noch schlimmeres Aussehen. Das Gefühl für Verantwortung, im rein geistigen wie im christlichen Sinne, scheint diesem Herrscher in der Obhut der Kirche völlig abhanden gekommen zu sein. Sonst könnte er, der ja Speichellecker züchtete wie kaum ein anderer Regent und seinen unbedingten Befehl überall verlautbarte, nicht heute noch alles Unheil, das sein Volk und sein Reich betroffen hat, fremden Einflüssen, die ihm sein Volk verdarben, zuschreiben, anstatt sich selber; läßt sich doch kein schlimmerer Einfluß denken als das Beispiel, das dieser Herrscher in seinem Größenwahn dem Volk gegeben hat, nicht nur von seinem Regierungsantritt an bis zu seiner Entthronung, nein: auch nachher noch, im Exil, durch die Herausgabe seiner unwahren „Erinnerungen", die alle Schuld beschönigen möchten, durch deren Feilbietung an die bestzahlende Sensationspresse — auch an die der Siegerstaaten — und zuletzt noch durch seine neue Eheschließung, bei der bekanntlich auch ein Brautschmuck von Millionenwert Aufmerksamkeit erregte. Ich denke hier der übervielen jungen Toten im Reich, der ungezählten Frauen und Kinder, der

darbenden Mütter, all des Unheils und Elends, des Hasses und der Auflösung aller natürlichen Ordnung, die zurückblieben als Folgen des nicht endenden Kommandos Seiner Majestät: „Nur immer feste druff!". Und da war kein christlicher Priester mit dem nötigen Rückgrat, der der abgesetzten Majestät — denn wenn schon Gottesgnadentum einem regierenden Herrscher zugesprochen wird, ist auch verdientes Gottesungnadentum dem abgesetzten zuzusprechen — zu sagen wagte: Herr Exkaiser, unter solchen Umständen heiratet man nicht mehr. Aber was geschieht? — Es ist freilich ein Hofprediger — was Jesus nicht war —, der die Zeremonie vornahm, bei der die Orgel einsetzte und der Choral angestimmt wurde: „Jesus, geh voran auf unsrer Lebensbahn!". Dann war auch die Rede vom „Ideal des christlich-germanischen Familienlebens", und „besonders fiel ein von der deutschen Volkspartei gespendeter Blumenstrauß durch seine Größe auf". Und das galt einem Herrscher, der bei seinem Regierungsantritt den Gedanken erwog, Bismarck, den Schöpfer des Deutschen Reiches, nach Spandau zu schicken, und der bei seinem Abgang, der Flucht war, Reich und Volk völlig geschlagen und zerrüttet zurückließ. Was sich in mir bei solcher Betrachtung nur noch mehr festsetzt, ist: daß der politische Nationalismus im Verein mit der Kirche die Menschen nicht nur schlecht macht, sondern sie auch völlig verdummt.

Die Holländer aber, die von einem Hofprediger in Doorn also auch etwas vom „Christlich-Germanischen" vernommen haben, seien an etwas erinnert, das s i e auf dem Gewissen haben: an den Untergang der letzten Fürsten von Bali, wie ihn uns der Bericht von Gregor Krause in seinem Bali-Buch überliefert hat. Sollte ihnen da nicht eine Geisteshaltung begegnet sein, die mehr vom wahren Christlichen und vom echten Germanischen an sich hatte, als sie bei der Trauung des deutschen Exkaisers zu beobachten Gelegenheit hatten? Man lese nur, wie die europäischen Eindringlinge (in diesem Fall eben die Holländer) die Freundschaft jener Insel-

menschen mißbrauchten, wie sie einen nichtigen Vorwand aufgriffen, um sich der Herrschaft über das Land zu bemächtigen, und wie der letzte Fürst, als er gewahrte, daß alles Kämpfen nutzlos sei, im Gefühl der ganzen Verantwortung für das Wohl und Wehe seines Volkes, die er mit seinem Regierungsantritt übernommen hatte, sich mit seinem ganzen Hause dem Tode weihte. Der Bericht (ich las ihn im „Brenner", 7. Folge, Band 1) sagt: „Die Soldaten zögern, weiter zu schießen. Da werfen ihnen Frauen einen Regen von Goldstücken entgegen: ‚hier habt ihr das Gold, wofür ihr kamt'. Sie weisen auf ihre Brust, um dorthin getroffen zu werden. Der Weg zum brennenden Palaste des Fürsten ist frei. Tote und Röchelnde machen ihn unbequem. . . . Der europäische Regierungsbeamte, der oft der Gast des Fürsten gewesen ist, sucht hastig und erkennt schnell in dem Berg von Leichen die des Fürsten. Ein christlicher Priester, der für das Seelenheil der Truppen sorgt, wendet voll Abscheu über den heidnischen Wahnsinn seine Blicke hinweg und flieht von dem Orte dieses Sterbens."

Ich frage hier: Wie kommt es, daß gerade in den „christlichen" Völkern und Staaten, völlig entgegen der Lehre Christi, die Besitz- und Machtgier so sehr entwickelt ist? Und die Kirche ist wahrnehmbar überall mit im Spiele. Da kann es wahrlich nicht verfehlt sein, zu schließen, daß sie Weltbildung ist, sie, die sich an den Unternehmungen dieser Welt, auch wenn sie der Lehre Christi noch so Hohn sprechen, immer wieder beteiligt zeigt. Auch ist es ebenso vermessen wie lächerlich, dem vorsätzlichen Morden — Notwehr ist etwas anderes! —, also einem Tun, das das Seelenheil verwirkt, Priester beizugesellen, die für das Seelenheil der Mordenden zu sorgen haben. Wollten sich Priester ernstlich um das Seelenheil solcher Schützlinge besorgt zeigen, müßten sie ihnen das Morden verbieten, ja, ihnen verbieten, der Aufforderung zum Morden Folge zu leisten. Alles andere ist Humbug. Und wahre Christlichkeit hätte mehr Grund, sich mit Abscheu vor einem Unternehmen christlicher Staaten wie

jenem der Besitzergreifung von Bali abzuwenden als vor der Todesbereitschaft von Männern und Frauen, die noch Sinn für Verpflichtung bewiesen und in ihrer Weise das Wort Christi betätigten: Fürchtet nicht jene, die euch den Leib töten. Und über das Seelenheil Andersgläubiger zu richten, ist der entartete christliche Priester, der jeder kriegerischen Aktion, jedem Massenmordunternehmen, auch wo es von gemeiner Habsucht diktiert ist, wie selbstverständlich zur Seite steht, gewiß nicht mehr der Berufene. Auch der Glaube an den Christengott kann übrigens der Gewißheit von Gottes Unveränderlichkeit keinen Eintrag tun. Und auch der werktätig fromme Götterglaube muß einen Menschen dem ewigen unveränderlichen Gotte entschieden näherbringen, als der Glaube an die Menschwerdung Gottes, wie ihn die bloßen Kirchenchristen mit ihren Werken bezeugen, weil er den Menschen der Menschwerdung des Menschen, wie sie von Gott gewollt ist, näher bringt als dieser.

Mein Hinweis auf das unchristliche Verhalten, wie es sich im herrschenden Protestantismus, bezw. Anglikanismus aufdrängt, soll aber ja nicht glauben machen, im Katholizismus sei die Widerchristlichkeit geringer. Geben doch in Frankreich, Belgien und Italien selbst höchste Würdenträger der katholischen Kirche redlich Zeugnis davon, daß sie das Beispiel und die Lehre Jesu gründlich mißachten. (Wenn in Deutschland bei den katholischen Würdenträgern der Kirche solche Mißachtung heute weniger zu spüren ist, schreibe ich es dem Umstande zu, daß die Deutschen heute noch die Geschlagenen sind.)

Wohl hat die katholische den anderen „christlichen" Kirchen voraus, daß sie klüger ist und eine gefestigte Tradition hat, an die sie sich theoretisch hält, wenn sie auch in ihrer aufgreifbaren Form, die Weltbildung ist, beständig dagegen handelt. Und daß sie in letzter Zeit, da in dieser argen Welt mehr die anderen Kirchen das große Wort hatten, sich mehr als diese als eine geistige Institution erwies, hat seinen Grund wohl darin, daß sie weniger Macht hatte. Man sehe heute nur

nach Frankreich, Belgien und Italien. Die Gewalttätigkeit wächst mit der Geltung der Kirche; ja, es ist so, daß man sich der Kirche bedient, um der Gewalttätigkeit mehr Recht zu verschaffen. Mit der Zunahme des Kirchlichen wächst also das Widerchristliche. Deutlicher: Man fährt mit der einen Hand dem Gegner an die Gurgel, mit der anderen wird das Kruzifix in den Schulen aufgerichtet. So ist diese politische Welt!

Und ein Laie im Geistigen und Religiösen und also auch im Christlichen, wie ich, vermag da wohl nichts besseres zu tun, als seine Kräfte zusammen zu nehmen, um die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen. Und ich glaube zu diesem Schutze beizutragen, wenn ich, das religiöse Gutachten Kierkegaards hervorkehrend, es also ergänze und in meine Fassung bringe: Die Kirche, die Weltbildung ist, soll weg — es bleibt nichts anderes übrig; denn sie lügt das Geistige und Religiöse und also auch das Christliche zu Tod. Sie hat seinen Gegensatz zu dieser Welt, zu den Gütern und den Aufgaben dieser Welt, die eine Schöpfung der von Gott abgekommenen Menschen ist, abgeschafft und hat damit das Geistige und Religiöse und also auch das Christliche abgeschafft.

* * *

Der Name Kierkegaard hört sich heute an wie ein Aufruf zum Religiösen. Und es ist gut so. Denn er, der sich wie kaum ein anderer Ihm, dem unveränderlichen Gotte, unterworfen hat, hat sich keiner Kirche unterworfen. Es ist das umsomehr beachtenswert, als Kierkegaard, der wohl ein einzigartiges Genie war, sicherlich wie kaum ein anderer der Versuchung dieser Welt ausgesetzt war, weil er eben wie kaum ein anderer die intellektuellen Fähigkeiten hatte, alles weltliche Hochhinauswollen zum Ziele zu führen. Zugleich aber war etwas in ihm, das ihm immer wieder alles weltliche Zielstreben als völlig nichtig erscheinen ließ, und so war er wohl in beständigem Kampfe mit sich selbst, bis

er sich in einer Weise zu Gott durchrang, die in ihm nichts anderes mehr als Staunen, Unterworfenheit und Anbetung Gott gegenüber zurückließ. Wenn er von sich sagen konnte: „Es ist mir niemals eingefallen, daß ein Mensch gelebt habe oder gleichzeitig geboren werden könnte, der mich an Gaben des Geistes überragte," und dann bekennen mußte: „In meinem Innern war ich mir der Elendste von allen. Ich konnte alles, was ich wollte, nur eines nicht: die Schwermut heben, in deren Macht ich war," so können wir wohl die Verfassung, die im ersten Satz zum Ausdruck kommt, gewissermaßen als mitschuldig an der Verfassung, die sich im zweiten Satze kundtut, betrachten. Denn so phänomenal begabt ein Mensch auch sein mag — sich für den Begabtesten zu halten, macht ihn Gott gegenüber ausgesetzt durch die weltliche Einstellung der Selbstbewertung. Auch zu glauben: „ich konnte alles, was ich wollte," ist noch eine allzu äußerliche Auffassung; denn dieses Wollen ist noch nicht der gute Wille, der sich wie eine erste Anknüpfung an den Willen Gottes anläßt und so auch die Macht haben müßte, die Schwermut zu heben. Daß es Kierkegaard zu hohen weltlichen Ehren und einträglichen Aemtern, zu einem Gefeiertwerden in der Gesellschaft, ja auch zum hohen kirchlichen Würdenträger gebracht hätte, wenn er nur gewollt hätte, dürfen wir ruhig annehmen; aber das Große an ihm ist, daß es ihn unglücklich gemacht hätte, den Weg zu beschreiten, der zu derlei führte. Eine Tagebuchaufzeichnung sagt: „Ich komme eben von einer Gesellschaft, in der ich die Seele war; der Witz strömte aus meinem Mund, alle lachten, bewunderten mich — aber ich ging, ja der Gedankenstrich muß so lang sein, wie die Radien der Erdbahn ———— hin und wollte mich erschießen." Hier wird deutlich, daß Kierkegaard reichlich gekonnt, was er gewollt hatte; aber im Banne solcher Wirkungsmöglichkeiten wußte er seine Geistesgaben allzu sehr der Versuchung dieser Welt ausgesetzt, so daß in ihm die Schwermut überhand nahm — sie, die zur Krankheit, zum Tode wird. Wer aber dann wie

Kierkegaard noch jene Abhandlung über die Krankheit zum Tode schreiben konnte, die in wohl nie dagewesener Weise alle Formen der Verzweiflung aufdeckt, der freilich ist gerettet. Daß bei solcher Entwicklung einem Kierkegaard auf dem Wege zur Gottangeschlossenheit das Christentum etwas anderes wurde und werden mußte, als aus diesem durch die Kirche geworden ist, ist selbstverständlich. Und verständlich ist wohl auch, daß er, der durch seine außerordentlichen Geistesgaben auch außerordentlich der Versuchung, diese Welt an sich zu reißen, ausgesetzt war, das Christentum in größtmöglicher Strenge und Härte sich vor Augen halten mußte, um der Versuchung nicht zu erliegen. So mag zuweilen das Christliche bei Kierkegaard gleichsam als ein potenziertes Christliches in Erscheinung treten; war es doch bei ihm mehr der Gefahr des weltlichen Hochhinauswollens, die es zu bewältigen galt, ausgesetzt als beim weniger begabten Menschen. Wo aber Kierkegaard als Mensch und Schaffender diese Bewältigung hinter sich hat, wo seine religiöse Verfassung in der ganzen Abgestorbenheit gegenüber dieser Welt zutage tritt, dort muß auch deutlich werden, daß ihm das wahre Christliche in hohem Maße eigen war — jenes Christliche, das ja nach Christi Lehre seine Hauptaufgabe darin sieht, den Menschen von dieser Welt der brutalen Bedingtheiten abzuziehen und ihm das Reich Gottes als ein Inwendiges, als das von jeher Geistige und Religiöse, als das Reich des Unbedingten und Absoluten, zu erschließen.

Der Kirchengläubige — und sei er wer immer — sollte darum, bevor er seine Kirchengläubigkeit gegen Kierkegaard sprechen läßt, sich fragen, ob diese allein je imstande wäre, in ihm eine Verfassung auszulösen wie jene, von der bei Kierkegaard beispielsweise die Rede von der Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen ausgelöst ist. Bei verneinender Antwort müßte er sich sagen, daß Kirchengläubigkeit doch niemals das Ausschlaggebende im Geistigen und Religiösen, also auch nicht im Christlichen sein kann. Es könnte zur Untersuchung führen, inwieweit die tiefe Religiosität, die

redliche Christlichkeit Kierkegaards mit Kirchengläubigkeit sich deckt oder wenigstens mit ihr zu tun hat.

Den Werken Kierkegaards nach, die ich kenne, läßt sich durchaus nicht behaupten, daß er Christus entschieden mit Gott identifiziert hat. In mancher seiner religiösesten Schriften, die immer von seinem Gottesverhältnis aussagen, ist über sein Verhältnis zum Fundamentalsatz der Kirchengläubigkeit, der Menschwerdung Gottes, gar nichts ausgesagt. So könnte die eben erwähnte Rede auch einer vor Christi Geburt geschrieben haben, freilich nur einer, dem Theismus das Leben war. Kierkegaard erwiese sich dann als ein Gerechter, was nicht gegen die Aussage Christi wäre, die ja zuläßt, daß es Gerechte zu allen Zeiten gegeben hat und noch immer geben kann, auch abseits vom Wissen um Christi Sendung, nicht aber abseits der Befolgung des von jeher von Gott Gesetzten. Dem widerspricht auch nicht der Ausspruch Christi „Niemand kommt zum Vater denn durch mich", insofern hier Christus nicht als Person, sondern als Anwalt des von jeher von Gott Gesetzten aufzufassen ist, dessen Erfüller er eben war, und ohne das kein wahres Gottesverhältnis möglich ist; das auch nur insofern erneuert werden mußte, als es im Laufe der Zeiten durch Zutaten des Weltlichen entstellt worden war. Im „Buch über Adler" steht freilich der Satz: „Das Christliche hat keine Geschichte, denn das Christliche ist dieses Paradox, daß Gott einmal Mensch geworden ist in der Zeit." Und noch paradoxer ist gesagt: „Das Christentum ist die paradoxe Wahrheit, es ist das Paradox: daß das Ewige einmal geworden ist in der Zeit." Aber hier heißt uns die Vernunft, gewiß zu sein, daß, was in der Zeit geworden ist, nicht das Ewige ist. Und daß „Gewißheit zum Geist gehört", wie Kardinal Newman sagt. Ich freilich stelle die Vernunft ganz hintenan, wenn der Glaube in mir erweckt ist. In dem zitierten Satz aber hat Kierkegaard das Paradoxe vielleicht doch übertrieben. Mein Glaube müßte den Satz so bringen: Das Christentum ist die paradoxe Wahrheit, daß das Ewige einmal T a t geworden ist in der Zeit. Und das müßte

ich so deuten: daß das von jeher von Gott Gesetzte, das Wort, das im Anfang und bei Gott war, durch einen Menschen seine volle Erfüllung gefunden hat. Mit dieser Deutung vertrüge sich auch der spätere Satz Kierkegaards in demselben Buch: „daß Gott in menschlicher Gestalt sich in Christo offenbart hatte", wenn man dabei der Aussage des Johannesevangeliums gedenkt „Und Gott war das Wort", womit doch bedeutet ist, daß sich Gott nur als Verlautbarung dem Menschen gegenüber geltend macht. Nun aber sagt mir der Satz Kierkegaards, daß die Verlautbarung Gottes durch das Menschendasein Christi verwirklicht worden ist. Dem entspricht auch: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt"; es macht Christus zum Menschen, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Es handelt sich also immer wesentlich um die vorbildliche Menschwerdung des Menschen, nicht um die Menschwerdung Gottes, gemäß den eigenen Worten Christi: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben." Auch wenn Gott Mensch geworden ist, wenn der Glaube an die Menschwerdung Gottes einem Menschen zur Gewißheit wurde, ist er noch nicht das Entscheidende für das Christliche. Das Entscheidende ist und bleibt der Glaube an Christum als an das Vorbild, das in der Wahrheit ist; daß also diktatorische Geltung hat für jeden Menschen und für alle Zeiten, was Christus gelehrt hat, weil er eben das von jeher von Gott Gesetzte gelebt und gelehrt hat. Das Gesagte befürwortet wohl auch noch Kierkegaard in demselben Buch, wenn er sagt: „Das Christliche ist da, ehe irgend ein Christ da ist; es muß da sein, damit einer Christ werden kann." So muß es auch da sein, ehe Christus da ist.

In der Schrift Kierkegaards „Darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen?" sind freilich auch noch Aussprüche, die mit Kirchengläubigkeit zu tun haben. So heißt es einmal: „daß dieser Gekreuzigte Gott war", dann auch: „Er sagte selbst, daß Er Gott sei", was übrigens nicht wahr ist dem Inhalt der Evangelien nach. Aber Kierke-

gaard beginnt diese Abhandlung auch so: „Es war einmal ein Mann, er war als Kind in der christlichen Religion streng erzogen worden." Und wenn er sich auch mit diesem Mann identifiziert, in manchem läßt er ihn doch einen kirchengläubigen Standpunkt einnehmen, den er selbst nicht — jedenfalls nicht dauernd — eingenommen hat. Es ist auch bezeichnend für Kierkegaards Verhältnis zu dieser Abhandlung, daß er sie als Dichtung ausgibt. Am Schlusse sagt er nämlich: „Dies sind, wie gesagt, ‚jenes Mannes viele Gedanken in einem kurzen Inbegriff'. Da das ganze Dichtung ist, ‚dichterischer Versuch', aber wohlgemerkt: von einem Denker, so wird der denkende Leser es in Ordnung finden, daß ich nichts über jenes Mannes Person sage; denn just weil es Dichtung ist, kann ich ja gerade so gut das eine sagen wie das andere; sagen, was ich gerade will." Mich dünkt aber, Kierkegaard hätte nicht so abschließen dürfen, falls ihm der Inhalt der Abhandlung ein Entscheidendes für den christlichen Glauben, für die ganze christliche Verfassung gewesen wäre.

Es ist auch etwas Ueberreiztes — vielleicht ist es überschwängliche Erfindungsgabe — in der Problemstellung Kierkegaards: „Darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen?" Für die Wahrheit — es wäre: für die Geltung des Absoluten. Die für die Wahrheit in diesem Sinne totgeschlagen wurden, die Wahrheitszeugen, zu denen Kierkegaard als zu den Herrlichen auch aufsah, fragten nicht so, sondern baten Gott, sie instand zu setzen, den Tod freudig hinnehmen zu können. Das Absolute zur Geltung zu bringen in den Zeiten, es auf Erden zur Geltung zu bringen entgegen dieser argen Welt, mit dem Einsatz des eigenen Lebens — vorausgesetzt, es erforderte dies — wäre immerhin ein Sympathieakt von größerer Tragweite durch sein Hineinragen in die Zeiten als der, es als Schuld zu fühlen, andere schuldig werden zu lassen an dem Tode eines Wahrheitsvertreters. Auch bleibt es sehr fraglich, ob, wer die absolute Wahrheit als solche erkannt hat, noch fähig ist, den,

der sie vertritt, totzuschlagen. Hat der Totschläger jedoch diese Wahrheit als die Wahrheit nicht erkannt, wird er wohl unmittelbar des Totschlages schuldig, aber nicht des Totschlages an einem Wahrheitsvertreter. Freilich hat er seinen Zustand geistiger Verderbnis zu verantworten, der ihm den guten Willen und mit ihm die Fähigkeit benahm, die ihm verkündete Wahrheit zu erkennen; aber diese Schuld haftet schon vor dem Totschlag an ihm. Daß Kierkegaard bei seiner Problemstellung übers Ziel schießt, scheint mir daraus hervorzugehen, daß es bei ihm gilt: „für die Wahrheit", womit er in das Reich des Absoluten übergreift, dem der Mensch nie genug Unterwerfung, nie genug Hingabe entgegenbringen kann. Innerhalb des Reiches des Bedingten müßte ich der Auffassung Kierkegaards, die aus Sympathie für die Menschen einem Menschen nicht erlauben möchte, sich für seine Meinung oder seine Sache totschlagen zu lassen, völlig beipflichten.

Zwischen Kierkegaards Gottesglauben und der herkömmlichen Kirchengläubigkeit ist immerhin ein qualitativer Unterschied. Der zeigt sich am deutlichsten in dem Unterschied zwischen dem, was bloße Kirchengläubigkeit, die sich in Anerkennung der Kirche und Erfüllung ihrer Vorschriften Genüge tut, hervorgebracht, und dem, was aus Kierkegaard sein Gottes- und Christusglaube gemacht hat. Hier zeigt sich ein Mensch, der zunehmend befähigt ist, der Menschwerdung nach dem Beispiel Christi in Gottangeschlossenheit zuzustreben; dort haben wir heute „christliche" Völker, „christliche" Staaten, ja sogar eine „christliche" Welt — insgesamt eine „geographische Christenheit", die im großen und ganzen geradezu als der verweltlichteste Teil der Menschheit auf Gottes Erdboden sich geltend macht. Daß Kierkegaards existenzielle Religiosität mit dem angeblichen Christentum dieser Christenheit, die nur durch eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, Geltung als Christenheit erlangt hat, kaum etwas gemein hat, ist eigentlich selbstverständlich. Umso seltsamer berührt die Aussage, daß Kierkegaards schriftstellerische

Wirksamkeit „ihren entscheidenden Ruhepunkt am Fuße des Altars" findet, wenn nicht hinzugefügt wird, daß damit nicht gesagt ist: zu Füßen der Kirche. Das muß hervorgehoben werden. Ein Mensch, der nahezu am Ende seiner schriftstellerischen Wirksamkeit sich noch also ausspricht: „Wer du auch seist, mein Freund, wie im übrigen dein Leben auch sei — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienste teilnimmst, wie er jetzt ist (mit dem Anspruch, das neutestamentliche Christentum zu sein): dadurch hast du beständig eine, und zwar eine große Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott dadurch für Narren zu halten, daß man für neutestamentliches Christentum ausgibt, was es doch nicht ist", — und der (wie Höffding berichtet) auch auf seinem Sterbebett „das heilige Abendmahl nicht empfing, weil er es nicht von einem Pfarrer, sondern nur von einem Laien annehmen wollte" — also von keinem amtlichen Vertreter einer offiziellen Kirche annehmen wollte —: ein solcher Mensch ist n i c h t kirchenchristlich im herkömmlichen Sinn und hat sich keiner der herrschenden Kirchen unterworfen.

Welche der herrschenden Kirchen könnte beispielsweise mit ihrer Glaubens- und Kirchenlehre vereinbar halten, was Kierkegaard (demselben Bericht nach) glaubend lehrt: „Wenn von zwei Menschen der eine in persönlicher Unwahrheit zu dem wahren Gotte betet, der andere ‚mit der ganzen Leidenschaft der Unendlichkeit' zu einem Götzen, so betet der erstere in Wirklichkeit zu einem Götzen, während der andere in Wahrheit zu Gott betet. Es kommt zu allererst auf ein Wie, nicht auf ein Was an, auf die persönliche Innerlichkeit und Energie, nicht auf den Inhalt, an den diese Innerlichkeit geknüpft ist." Jesu Verhalten zu den Schriftgelehrten und Pharisäern, die den Anspruch erhoben, Hüter des Gesetzes und des wahren Glaubens zu sein, widerspricht nicht der Auffassung Kierkegaards. Zudem bezeugt Jesus selbst, als unser Herr und Meister in

der Verinnerlichung, daß der Mensch dem wahren Gottesverhältnis umso näher rückt, je mehr Innerlichkeit er aufbringt. Insoferne nun zweifellos auch der Kirchengläubige zu Innerlichkeit gelangen kann, mag dieser freilich mitunter näher bei Gott zu stehen kommen, als der nur an Gott und an Christum Glaubende; aber dann ist es eben darum, weil er eine Verinnerlichung aufweist, die sogar seinen Götzen, die Kirche, Gott näher bringt als jener von seiner Gottesgläubigkeit gebracht wird, dem es an Verinnerlichung mangelt.

Aber hier handelt es sich nicht darum, was ein verinnerlichter Mensch, der den Glauben an die Kirche nicht verloren hat, aus dieser macht mit Hilfe seiner Vorstellungskraft, die wahrlich an Einbildungskraft grenzen muß, wenn man die existenzielle Beschaffenheit der Kirche in Betracht zieht. Hier handelt es sich darum, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, die jede existierende offizielle Kirche als Kirche Christi v e r n e i n e n —, ja, die jede auffindbare offizielle Kirche als Weltbildung und Politikerin dartun und den Glauben an ihr Hauptdogma von der Menschwerdung Gottes, der wohl bei den Uebervielen, die sich Christen nennen, Gewohnheitsglaube geworden ist, als unfähig erwiesen haben, die Menschen so auszurüsten, daß sie imstande sind, in ihrer Lebenshaltung die Menschwerdung des Menschen, wie sie von Gott gewollt und von dem Vorbilde Jesu Christi gelebt worden ist, dieser Welt entgegenzusetzen. Die ersten Christen, die das tatsächlich gekonnt haben, hatten noch keine offizielle Kirche, dafür aber den lebendigen Glauben an Christum als an das Vorbild. Das Vorbildliche an Christo, das mit Christi Leben und Lehre den Menschen gegeben ist, aber kann nicht die Menschwerdung Gottes, sondern nur das Werden des Menschen zum Menschen, wie er von Gott gewollt ist, kann nur die M e n s c h w e r d u n g d e s M e n s c h e n sein.

* * *

Selbst Theodor Haecker, „der berufene Anwalt und Ausdeuter Kierkegaard'schen Schaffens", muß mir hier beipflichten, wenn er Kierkegaard also beipflichtet: es „finden sich auch bei Kierkegaard, Gott sei gedankt, Gedanken und Sätze, wie der, daß das Christentum die ‚Vollendung des echten Menschlichen', der wahren ‚Humanität' ist." Denn auch aus meiner ganzen Darstellung geht hervor, daß das wahre Christentum, als Ausfluß des Christlichen Christi, mit dem vollendet Geistigen und Religiösen von jeher identisch und dieses das vollendet Menschliche sein muß, das Menschliche, wie es von Gott gewollt ist. Steht diese Anschauung einmal fest in dem Sinn, daß man fühlen kann, die Innerlichkeit hat sich ihrer bemächtigt, kann auch die Christusfrage in jeder Form an einen herantreten. Und wenn gesagt wird, daß sie zur Entscheidung zwinge, und diese Entscheidung sein soll: „ob man Christus als Typus nimmt (und dementsprechend sein Verhältnis zu ihm hat) oder als den absoluten Einzelfall," wird man gut tun, sich daran zu erinnern, daß Christus gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit", und sich zu vergegenwärtigen, daß die absolute Wahrheit, auch wenn sie noch so oft auftritt, immer auch als der absolute Einzelfall angesehen werden kann, weil eben nur die absolute Wahrheit die absolute Wahrheit ist. So daß man sagen kann, daß der absolute Einzelfall das Typische des Absoluten und die Wahrheit das Paradox ist: daß sie sowohl Typus wie Einzelfall ist. Wenn man daher wie zur Wahrheit auch zu Christus, der die Wahrheit ist, das Verhältnis hat, so kann das sicher nicht fehlgegangen sein.

Aber man geht wahrscheinlich fehl, wenn man Glaubensforderungen mit Philosophie ausstattet, um ihnen mehr Gewicht zu verschaffen. Besonders wenn man Gewissensfragen stellt wie diese: „Willst du glauben" (nämlich: daß Christus Gott war), „um hierin dein ewiges Leben zu haben, oder willst du nicht glauben?" So deutlich das ist, der Satz „um hierin dein ewiges Leben zu haben" bedarf noch einer Klärung, da es sich hier um den christlichen Glauben handelt, der

auch Verdammnis kennt als Gegensatz zum ewigen Leben. Also könnte der Satz auch sagen wollen: um nicht verdammt zu werden, und das würde bedeuten: um nicht für die Ewigkeit unter Gottes Zorn zu stehen. Das völlig Absurde, das darin läge, die ewige Verdammnis eines Menschen einzig davon abhängig zu machen, ob er glauben will, daß Christus Gott war, oder ob er es nicht glauben will, drängt sich hier ebenso auf wie die maßlose Glaubensunwilligkeit, die verborgen in dem umgehen muß, der nur Gott selbst Glauben schenken will, nicht aber einem Menschen, der, absolut eindeutig bekennnend: Ich bin die Wahrheit, sich auf Gott, den Vater beruft, der ihn gesandt hat und im übrigen sein ganzes Leben für sein Bekenntnis sprechen läßt.

Aber es ist merkwürdig, daß Menschen, die die Glaubensforderung ein so bedenkliches Aussehen annehmen lassen (mich würde es unbedenklich veranlassen, sie niemals anzuerkennen), auch etwas vorbringen müssen, das gleichsam mit dem Eintreiben der Forderung diese verändert. Das geschieht, wenn zugleich mit der Forderung die Behauptung aufgestellt wird, daß „Christus selbst der Fragende, der Mensch der Gefragte“ ist. Damit ist doch zugegeben, daß der Mensch bezüglich der Glaubensforderung sich mit Christus selber auseinander zu setzen hat. Christus selbst ist also als der Fragende auch der Fordernde, und was er fordert, kann zum Ausdruck kommen nur in dem, was er gesagt hat, und dieses fordert zweifellos den Glauben an ihn; aber nicht den Glauben an ihn als Gott, sondern den Glauben an ihn als an das Vorbild, das er unbedingt ist als der Mensch, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Christus ist aber nicht nur der Fragende und Fordernde, sondern auch der Bescheidgebende, und so hören wir durch ihn von seinem vollendeten Gottesverhältnis, von seiner Gottangeschlossenheit, die ihn eins sein läßt mit Gott als dem Vater, des weiteren aber auch, daß er die qualitative Gleichsetzung mit Gott entschieden zurückweist. (Schon mit der Gleichnisrede: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben — der Vater ist der

Weingärtner", stellt er sich völlig eindeutig seiner Wesensbeschaffenheit nach den Menschen gleich und wesensungleich zu Gott). Und seinem ganzen Verhalten nach im Umgang mit den Menschen können wir gewiß sein, daß er dem, der ihn und seine Lehre so in sich aufnimmt, daß er dieser Welt entzogen wird, ungleich näher steht als denen, die an ihn als an Gott zu glauben vorgeben und trotzdem von dieser Welt so angezogen werden, daß sie beständig wider sein Beispiel und seine Lehre handeln.

Darum ist es verfehlt, das Entscheidende für das Christentum (als das Christliche Christi) oder für das Menschsein im Geiste dieses Christentums darin zu sehen, ob man Christus als Typus nimmt oder als den absoluten Einzelfall, was hier ja heißen soll: als identisch mit Gott. Vielmehr ist, wenn man auf Christus selber, als den Fragesteller und den Antwortgeber hört, das Entscheidende für das Christsein, daß man ihn zum Vorbild nimmt und dementsprechend handelt oder doch zu handeln strebt. Und, daß Christus, als das Vorbild, die Menschwerdung des Menschen dem Menschen zur Aufgabe macht und nicht den Glauben an die Menschwerdung Gottes, gehört auch zum Entscheidenden.

Wo Theodor Haecker diese Seite der Christusfrage berührt, ist er weit zurückhaltender im Sichäußern; er erwähnt nur „die absolute Einzigkeit des Gottmenschen", die wohl unanfechtbar dem zugestanden werden muß, der die Wahrheit ist, weil die Wahrheit im absoluten Sinn von absoluter Einzigkeit ist.

* * *

Es ist hier wohl am Platze, den Satz Kierkegaards aufzunehmen, der sagt: „die Subjektivität ist die Wahrheit", den Höffding, der dänische Philosophie-Professor, mißverstanden hat, wenn er meint: „Mit diesem seinem berühmten Satz, daß die Subjektivität die Wahrheit ist, hat Kierkegaard den Lessingschen Satz noch verschärft, daß unser Verhältnis zur Wahrheit nur in einem ewigen Suchen

nach ihr bestehen k ö n n e. — Der Sinn ist eigentlich: Die Wahrheit hat nur dann Wert, wenn sie im persönlichen Fühlen und Streben angeeignet und festgehalten wird. Der persönliche Nährwert der Wahrheit ist das Entscheidende. Der Maßstab liegt in der Bewegung, die im inneren Leben der Persönlichkeit geweckt wird." Der Satz Kierkegaards hat nämlich meines Erachtens etwas ganz anderes zur Voraussetzung als die Aussage Lessings über unser Verhältnis zur Wahrheit. Lessing war ein redlicher Sucher, nicht mehr; Kierkegaard ist Glaubender, schon bevor er jenen Satz niederschrieb, der wohl auch nur im Glauben erreichbar ist, denn er hat Glauben zur Voraussetzung, und zwar den Glauben, daß Gott den Menschen erschaffen hat nach seinem Ebenbilde, so daß der Mensch zu Gott — um im Gleichnis zu reden — in demselben Verhältnis steht wie das Kunstwerk zu seinem Schöpfer (wobei fraglos das Kunstwerk als solches um so bedeutender ist, je mehr in ihm das Eigenste seines Schöpfers zum Ausdruck kommt, je mehr es dessen geistiges Ebenbild ist). Nun weiß der Glaubende: Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild. Der Mensch ist also als Gottes Ebenbild von Gott gewollt. Damit stimmt auch die Aussage des Evangeliums überein, daß alles durch das Wort gemacht ist, das im Anfang und bei Gott war. Wenn nun der Mensch das Werk Gottes und dessen Ebenbild ist, muß das ihm wesentlichst Anhaftende das Entscheidende an ihm sein, und das ist: daß er die Eigenart Gottes, seines Schöpfers, der Geist ist, zum Ausdruck bringt (wie es ja auch beim Kunstwerk das Entscheidende ist, daß in ihm die Eigenart seines Schöpfers zum Ausdruck gebracht ist). Ja, es muß so sein, daß der Mensch eigentlich erst dann der Mensch i s t, als der er von Gott als Gottes Ebenbild erschaffen und gewollt ist, wenn er die Eigenart Gottes, seines Schöpfers, zum Ausdruck bringt. Die Eigenart Gottes aber ist das Absolute, das Unbedingte, das Ewige, die große Wirklichkeit. Dem kann aber nur derjenige Mensch existenziellen Ausdruck geben, der durch Aufgehen in das Wort, als in die Verlautbarung Gottes,

das ursprüngliche Gottesverhältnis wieder hergestellt und damit zurückgefunden hat zu dem, was an ihm das Eigenste, das Wesentlichste, das Entscheidende war im Anfang, als bei Gott noch das Wort war, durch das alles gemacht ist. Und nun läßt sich sagen: Mit dem Erreichen seines Eigensten hat der Mensch auch die Wahrheit erreicht. Es entspricht dem Satz, daß die Subjektivität die Wahrheit ist. Der Sinn ist immer: Je mehr der Mensch zu sich selbst kommt, umso mehr kommt er auch zu Gott. Dem allen entspricht auch, daß die Menschwerdung des Menschen — das Werden des Menschen zum Ebenbild Gottes, als das er von Gott gewollt ist — den Menschen zum Träger der Wahrheit macht.

Höffding, der Philosoph, wird der Religiosität Kierkegaards nicht immer gerecht, weil er überhaupt der Religiosität nicht gerecht wird. Wer nicht einsehen kann, daß von jeher alle wahre Humanität vom Geistigen und Religiösen gespeist wird, sondern glaubt, daß es der Humanität zustehe, auch am Geistigen und Religiösen eine Auslese vorzunehmen, unterschätzt das Geistige und Religiöse und mit ihm auch das Christliche Christi. Wer aber meint, das Neue Testament gehe durchweg davon aus, daß das Ende aller Dinge nahe ist, und daß, wer diesen Umstand nicht mit in Betracht zieht, die Ethik des Neuen Testaments nicht verstehen kann, den kennzeichnet meines Erachtens ein völliges Versagen vor dem Geistigen und Religiösen, das von der Lehre Christi gewiß vollendet zum Ausdruck gebracht wird. (Als Philosophie-Professor hat Höffding zwar keine besondere Verpflichtung der Lehre Christi gegenüber übernommen, was sein Fehlgehen nicht so schlimm macht. Ungleich schlimmer wird der Fall, wenn ein offizieller Vertreter der Lehre Christi derselben Meinung ist wie Höffding; ja wenn er, um seine Weisheit anzubringen, noch deutlicher wird, indem er Jesus eines Grundirrtums bezichtigt, und in solcher Verfassung sich noch die Fähigkeit zutraut, der Kirche, die doch die Kirche Christi sein soll, „durch eine entschlossene Reformation an Haupt und Gliedern wieder aufzuhelfen".)

Von Höffding ist es auch verfehlt, den Satz Kierkegaards: „Was du in Gleichzeitigkeit tust, ist das Entscheidende" — der nur Christus gegenüber Geltung hat, als dem Träger des Absoluten, der niemals zur bloßen weltgeschichtlichen Gestalt werden kann — in Widerspruch zu stellen zur Aussage Kierkegaards, daß weltgeschichtliche Gestalten sich nicht zu Idealen eignen, denn „die Idealität kann man nicht historisch auf Flaschen ziehen": eine Aussage, die ihre volle Richtigkeit hat und auf den Unterschied aufmerksam macht, der zwischen Christus und den bloßen weltgeschichtlichen Gestalten ist, zu denen einst vielleicht Kierkegaard zu zählen sein wird, aber niemals Christus. Und wenn es richtig ist, daß bei voller Anerkennung dieser Sätze „jede dogmatische Religion unmöglich" wird, weil — wie Höffding mit Recht bemerkt — „jede positive oder dogmatische Religion in Wirklichkeit die Idealität historisch auf Flaschen gezogen" gibt, so könnte man daraus schließen, daß keine dieser Religionen der Lehre Christi völlig entsprechen kann, weil, was Christus gelebt und gelehrt hat, keine Religion im herkömmlichen kirchlichen Sinn ist, sondern die Menschwerdung des Menschen: das Werden des Menschen zum Ebenbild Gottes, wie es von Gott gewollt ist.

* * *

Es ist Theodor Haecker, der von „Kierkegaard am Fuße des Altars" spricht. Er unterläßt dabei zu erwähnen, daß dies bei Kierkegaard noch nicht „zu Füßen der Kirche" bedeutet. Ich mache ihm das zum Vorwurf, auch wenn mein Laienverstand nicht ausreichen sollte, ihm in allem zu folgen. Soviel ist sicher, daß die vier erbaulichen Reden Kierkegaards, auf die sich Haeckers Nachwort bezieht, von keinem Katholiken geschrieben sein müssen und auch nicht von einem Katholiken geschrieben sind. Daß sie trotzdem außerordentlich religiös sind, was der Uebersetzer auch betont — sollen sie doch „den entscheidenden Höhe- und Ruhepunkt in Kierkegaards schriftstellerischer Wirksamkeit"

bezeichnen — müßte schon dafür sprechen, daß man, um außerordentlich religiös zu sein, nicht erst Katholik sein muß.

Die Reden handeln von Sündenvergebung, an die ja auch glaubt, wer an Christus und seine Lehre glaubt. Kierkegaard sagt: „Am Altare lautet ja die Einladung: Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken." Der Altar, an dem — der ursprünglichen Situation nach — diese Einladung laut wird, ist das empfängliche Menschenherz, das sich den Worten Christi erschließt und an ihnen Erquickung findet. Um die Worte Christi, des guten Hirten, in sich aufzunehmen, wie sie aufgenommen werden sollen, ist das Vorhandensein von Altar und Kirche im herkömmlichen Sinn durchaus nicht nötig. In der Rede Kierkegaards, der oft genug willens war, Pfarrer zu werden, ist freilich mit dem Altar der Tisch des Herrn gemeint, und seine Rede will auf den Empfänger des Sakraments erbaulich einwirken. Der Rede ist der evangelische Ausspruch vorgesetzt: „Welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig", dem Kierkegaard eine wahrhaft tief religiöse Deutung gibt. Die zweite Rede verändert übrigens den Sinn der Worte im Briefe Petri „Die Liebe deckt der Sünden Menge" in „Christi Liebe deckt der Sünden Menge" mit der Deutung, daß Christus mit seinem Tod die Sünden der Menschen deckt. (Hier berührt in der Uebersetzung der Satz etwas seltsam: „Einen Lebenden kann ja der Tod zur Seite schaffen, aber ein Toter kann unmöglich zur Seite geschafft werden." Ich denke, es soll gesagt sein: aber der Tod eines Menschen kann nicht zur Seite geschafft werden. Doch „der Tod eines Menschen" wollte man vielleicht nicht, und „der Tod Gottes" konnte man nicht gut sagen.) Betont sei noch, daß die ganze Rede, die von Christi Liebe, „von Seinem versöhnenden Tod, der der Sünden Menge deckt", handelt, auch jedem Katholiken ins Gewissen redet, zu dieser Liebe hinzusuchen, und ihn belehrt, daß er als Christ nur Leben hat, wenn er Ihm, der das Leben und die Wahrheit ist, verbunden bleibt. Womit eigentlich doch wieder nur bezeugt ist, daß Christus selbst

— nämlich das, was er gelehrt und gelebt hat — das Brot des Lebens ist, und das Sakrament nur das Symbol, durch das der wahrhaft fromme Empfänger die Einverleibung Christi sich immer wieder gegenwärtig macht. In der dritten Rede „Die Sünderin" stellt Kierkegaard, was der Sündenvergebung vorhergehen muß, als ein Nichttun hin: als ein Tun-Erleiden, als ein Sichausliefern an die göttliche Gnade. Die vierte Rede ist überschrieben mit den Worten Christi: „Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet." In ihr anerkennt Kierkegaard zunächst die evangelische Auffassung bezüglich der Ohrenbeichte, wenn er sagt: „Zuletzt erfand menschliches Mitleid, daß es nicht einmal eines solchen Bekenntnisses bedürfe, oder eines solchen verborgenen Hörers; vor Gott, im Verborgenen, der ja trotzdem alles weiß, sollte das Bekenntnis sein." Dann verweist er auf die Sünderin, auf ihre Größe, die darin liegt, daß sie sich in ausgesetztester Situation — „bei einem Gastmahl" — als Sünderin bekennt. Und daß einzig nur ein solches Bekennen die Liebe ermöglicht. „Und darum ist ein vollkommenes, aufrichtiges, tiefes, ganz wahrhaftiges, ganz schonungsloses Sündenbekenntnis — es ist die vollkommene Liebe; ein solches Sündenbekenntnis heißt: viel lieben."

Dem bloßen Kirchen-Christen und Katholiken mag das zu verstehen vielleicht schwerer fallen als dem frommen Heiden, der zu einer ganz schonungslosen Unterwerfung und mit ihr zur Auslieferung seines ganzen Innern an das höchste Wesen zumeist eher kommt als jener. Jedenfalls kann ich als religiöser, wenn auch völlig unkirchlicher Laie verstehen, daß ein Sichbekennen mit Liebe in Zusammenhang steht, mit Liebe zu dem Wesen, dem man sich bekennt; ja, daß einem erst die vollkommenste Liebe auch das vollkommenste Bekenntnis abringt. Nun ist es, wo es sich um das Sündenbekenntnis handelt, religiös gesehen ja nicht die das Bekenntnis entgegennehmende Person als solche, der man sich bekennt, sondern die Person als Mittelsperson Christi. Und ist

einer imstande, in der Person, die das Bekenntnis anhören soll, einen wahren Jünger Christi zu erblicken, kann ihm wohl auch das religiöse Gefühl das Sündenbekenntnis zu einem geistigen Bedürfnis machen. Nun beansprucht aber eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, die Kirche Christi zu sein, und ihre offiziellen Vertreter und Würdenträger, an denen man wahrnehmen kann, daß sie mit dieser Welt und ihren Aufgaben und Zielen mehr zu tun haben als der gewöhnliche Sünder, sollen im Namen Christi Sünden vergeben, sollen im Menschen ein Vertrauen erwecken, das, ausgelöst von Liebe, sich in schonungslosem Sündenbekenntnis Luft macht? Man verstehe, was alles dem zuwider läuft!

Der Kirche, die ihrem ganzen Gebaren nach um ihr Weltheil mehr bekümmert erscheint als um das Seelenheil der Menschen (das doch davon abhängig sein muß, wie dieses Leben verbracht wird), tut darum auch not zu hören, was Kierkegaard mit Recht zu mir wie zu jedem anderen Hörer in seiner Rede „die Sünderin" also gesagt hat: „Achte auf die Sünderin, daß du von ihr lernen mögest. Ihr war alles andere gleichgültig geworden, sie hatte keine Bekümmerung, außer der über ihre Sünde, oder jede andere Bekümmerung, die sie hatte, war, als wäre sie nicht da, weil jene Sorge ihr eine unbedingte war." — (Wenn es mit der auffindbaren Kirche und ihren offiziellen Vertretern einmal so bestellt sein wird, daß sie keine andere Sorge kennen, werde auch ich zu ihr und ihren Vertretern aufschauen müssen.)

Die erwähnten erbaulichen Reden Kierkegaards enthalten also nichts, das entscheidend für die katholische oder sonst irgendeine Kirche spräche. Was sich in ihnen verlautbart, ist einfach begnadete Religiosität, die sich an das Christliche Christi hält. Kierkegaard selbst bezeugt die Richtigkeit dieser Wahrnehmung offenkundig dadurch, daß er, ohne diese Reden im geringsten abzuschwächen, später noch, im „Augenblick", entscheidend g e g e n die Kirche vorgegangen ist. Die allgemeine existenzielle Befolgung seiner Mahnung, auf die „Sünderin" zu achten, deren Haltung er geradezu als beispiel-

gebend für eine christliche Haltung hinstellt, wäre wohl genügend, um diese Welt und mit ihr auch die Kirche als Weltbildung und Politikerin abzuschaffen. Man denke sich nur hineingetragen in jeden Menschen — in die offiziellen Vertreter der Kirche und in die politischen Machthaber, in die Reichen wie in die Armen, in die Vorgesetzten wie in die Untergebenen — als einzige ernstliche Bekümmerung die Bekümmerung über seine Sünde, über sein Unrechttun (dieses an der Lehre Christi bemessen): ob sich da nicht wie von selber alles zum Rechten fände?

(Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß alles zum Rechten fände, wenn die Bekümmerung der Menschen vor allem darauf eingestellt wäre, nicht Unrecht zu tun. Beispielsweise könnte dann die Bekümmerung um eine Sanierung Oesterreichs, wie sie dem Bundeskanzler Prälaten Dr. Seipel am Herzen liegt, von einem katholischen Geistlichen, der auf das Neue Testament vereidet ist, nicht mehr bekundet werden. Denn ein solcher religiös Verpflichteter hätte dann genug zu tun mit der Bekümmerung darüber, sein Tun, entgegen seiner religiösen Verpflichtung, je in den Dienst der Politik dieser Welt gestellt zu haben. Doch politisch, wie die Geistlichkeit ist, der Kirche entsprechend, von der sie ausgesandt ist, glaubt sie sich wohl schon gedeckt, wenn sie Politik als Sorge um das Gemeinwohl auffaßt; sie bedenkt dabei nicht, daß es — religiös gesehen — für den Christen kein Gemeinwohl in diesem weltlichen, völlig veräußerlichten Sinne gibt, sondern nur ein Wohl des Einzelnen, das im Rechttun begründet ist, den Menschen feststehen läßt und auf solche Weise zum Wohl auch der Gemeinschaft führt. Schließlich ist es auch geradezu grotesk, wenn ein Geistlicher, der doch die Verpflichtung zum Glauben an Christus und seine Lehre und damit auch die Verpflichtung zu glauben, daß Gott lenkt, übernommen hat, alles selber lenken und genesen machen will auf Grund von Verträgen mit politischen Machthabern, die die Zeit gleich Eintagsfliegen emporwirbelt und deren manche die Urheberschaft

von geschehenen, wie die Bereitschaft zu weiteren Verbrechen und Gewalttaten in sich tragen. Ein bloß kirchliches Gewissen mag freilich leicht zu beruhigen sein, aber wer als Geistlicher ein christliches, ein wahrhaft religiöses Gewissen hat, müßte trotz des Dispenses von Seite der geistlichen Obrigkeit sich nicht dispensiert fühlen von der Ausübung seines geistlichen Berufes, es sei denn, er gäbe auch diesen auf. Der wahre christliche Geistliche übernimmt ja mit seinem geistlichen Beruf eine Verpflichtung Christus gegenüber, die Verpflichtung, als Verkünder seiner Lehre zu wirken. Davon kann ihn als Geistlichen — religiös gesehen — auch kein Papst dispensieren, insofern mit der Annahme des Dispenses von dieser Verpflichtung der Geistliche eigentlich ja auch seines geistlichen Berufes enthoben, also nicht mehr christlicher Geistlicher ist. Diese Auffassung widerspricht freilich der Auffassung der Kirche, die ihren weltlichen Vorteil darin sieht, ihre Vertreter mit Aemtern und Aufgaben dieser Welt betrauen zu lassen, und den damit Betrauten nicht nur gern Dispens von aller Ausübung ihres geistlichen Berufes erteilt, sondern auch sie gern dafür noch auszeichnet. So ist auch Herr Dr. Seipel vom Papste zum „apostolischen Protonotar" ernannt worden. Mich überrascht das nicht, da ich ja die offizielle Kirche als ein Weltliches ansehe, das dem Untergang ausgesetzt ist; immerhin aber werden solche Vorkommnisse auch andere daran glauben machen, daß das Christentum als Kirche nicht mehr zu halten ist. Kennzeichnet doch schon die kirchenchristliche Ehrenbenennung „apostolisch" mit ihrer Herleitung vom „apostolischen Stuhl" auch dessen Beschaffenheit, wenn sie für ein Tun verliehen wird, das mit dem Tun des Apostels, als eines Sendboten des Herrn, gewiß nichts mehr gemein hat.)

* * *

Der Weg, den Kierkegaard genommen hat, ist der Weg des religiösen Menschen, der die Kirche als Bethaus oder Stätte der Andacht und das Sakrament als Gnadenmittel gelten läßt,

aber sich mit seiner ganzen Lebenshaltung dagegen verwahrt, daß „Kirche und Sakrament" das Entscheidende für das wahre Christliche seien. Schließlich ist auch von ihm die offizielle Kirche als eine Institution erkannt worden, die mit dieser Welt, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, allzusehr paktiert, um je die Kirche Christi sein zu können. Ja deutlicher, als Kierkegaard es getan hat, läßt sich gar nicht sagen, daß die Kirche es ist, die das wahre Christentum verdeckt, wenn er fordert, daß die Kirche weg soll; wenn er sagt, daß nichts anderes übrig bleibt; denn sie lügt das Christentum zu Tod.

Das mache ich hier gegen Theodor Haecker geltend, der, seitdem er zum Katholizismus übergetreten ist, der katholischen Kirche das Wort redet, als sei in ihr wirklich die allein seligmachende Kirche Christi zu erblicken. Als Verehrer des großen religiösen Denkers Kierkegaard kann er das nicht tun, ohne seiner Verehrung ernstlich Abbruch zu tun, und meines Erachtens tut er dieser Verehrung Abbruch, wenn er an der schriftstellerischen Wirksamkeit Kierkegaards das Entscheidende übergeht oder wenigstens es in Teilheiten auflöst, um es so, beflissentlich oder nicht, weniger ersichtlich zu machen, wohl weil ihm das Entscheidende geworden ist, daß er selbst zur katholischen Kirche gehört und ihre Interessen zu vertreten willens ist. So findet er nun auch heraus, daß „der Gestalt und der Wirksamkeit Kierkegaards ein Unentschiedenes, Zweideutiges" anhaftet, „denn nicht nur in dem Wesen der Gläubigen oder Ungläubigen, der Liebenden oder der Geärgerten . . . kann es liegen, daß Kierkegaard von den einen als Führer zum Christentum, von den anderen als Führer nahezu von ihm weg betrachtet wird." Ich denke, der Grund hiefür liegt in der Kierkegaardschen Auffassung des Christentums, das er g e g e n die Kirche geltend macht, wodurch eben die Anhänger der Kirche sich nahezu vom Christentum weggeführt fühlen mögen, weil der bloße Kirchenchrist von der Religiosität Kierkegaards sich in seinem Christentum verletzt fühlen muß.

Mein existenzielles Denken, das ich gepflegt habe, bevor ich Kierkegaard kannte, und das mich heute das wahre Christentum in der Aufnahme des Gottesverhältnisses nach dem Vorbilde Christi sehen läßt und das Vorbild als die vollendete Menschwerdung des Menschen, erblickt in dieser Auffassung nichts, das mit der Religiosität Kierkegaards unvereinbar wäre, und noch weniger mit der Lehre Christi, wenn sie auch mit der Glaubensforderung der Kirche nicht im Einklang steht. Der existenzielle Denker gibt eben Zeugnis von der Sphäre, in der er aufgewachsen ist und sich entwickelt hat, und auch die kirchlich-katholische Sphäre braucht wohl „ihren eigenen Erlöser", der man, wenn sonst niemandem, so doch sich selber wird. Und da kann man die Leiblichkeit, als vom Schöpfer nun einmal mitgegeben ins Leben, gegen die Mißachtung der Leiblichkeit, die Natur gegen die Verunglimpfung der Natur, das Natürliche gegen die unnatürliche Verdammung des Natürlichen, den wahren Sündenbegriff gegen einen falschen, eingebildeten Sündenbegriff zu verteidigen haben. In der Entwicklungsperiode kann einem eine solche Verteidigung, mit der man seine eigene Verfassung durchsetzt, wie eine Erlösung sein. Und wenn einen dann die bessere Reife dem ganzen Dasein, als der Schöpfung, immer mehr verpflichtet werden läßt, wenn man gewahrt, daß dieses Dasein endlos von Gott, seinem Schöpfer, aussagt, ist man nicht mehr versucht, eine Uebernatur dem Natürlichen entgegenzustellen, sondern fühlt sich gedrängt, zunächst die Natur, als Schöpfung Gottes, gegen jede Schöpfung der Menschen — und als solche sehe ich auch die auffindbare Kirche an — zu verteidigen. Der Glaube an Gott und seine Allmacht wächst mit der Hingabe an die Natur als Schöpfung Gottes, und man wird immer mehr gewillt, seine Stärke in der völligen Unterwerfung Gott gegenüber zu finden und damit auch die Rückkehr zum Ursprung allem Fortschritt der Menschen entgegenzustellen. Auf das Christentum angewandt, bedeutet das aber — wenigstens dem Menschen, dem sich das Abweichende des existenziellen Auftretens der

auffindbaren instituierten Kirche von der Lehre und dem Beispiel Christi höchst fühlbar gemacht hat —: die Rückkehr zu Christus entgegenzusetzen aller Entwicklung und allem Fortschritt des Christentums durch die Kirche. Und man glaubt dabei zuversichtlich, daß dies für das Aufleben des wahren Christentums ein Entscheidendes ist.

Hier muß ich, im Hinblick auf Kierkegaard, dem eifrigen Apologeten des Katholizismus, Theodor Haecker, — so sehr ich ihm beipflichte, daß das Christentum „immer ein und dasselbe ist" und nur „die Aufgaben und die Taktik" seiner Kämpfer sich so ändern können, daß sie „oft in paradoxer Weise sich zu widersprechen scheinen", und dies „als Folge der Verschiedenheit der philosophischen Situationen" — hier muß ich ihm vorhalten, daß er die Situation, die für Kierkegaard als die wesentlichste in Betracht kommt, bei seiner Darstellung übergangen hat. Haecker sagt: „Das Christentum der Väter hatte gegen sich das Heidentum mit seinen realen Institutionen, wie den Unglauben, emanzipierte Naturwissenschaft und idealistische Philosophien." Er sagt das im Nachwort zu „Am Fuße des Altars", also im Zusammenhang mit Kierkegaard, und gerade da müßte betont werden, daß Kierkegaard g e g e n die Kirche sich geltend gemacht hat; und daß wir heute, in dieser Zeit der unglaublichsten Unchristlichkeit einer kirchenchristlichen Welt, die es sogar zu einem Weltkrieg gebracht hat und deren Verhalten noch jetzt ein solches Unmaß von Unchristlichkeit aufweist, daß einem vor der Frage, wie denn so etwas sich die Bezeichnung „christlich" erwerben konnte, zu grauen beginnt (wobei man sich eben eingestehen muß, daß dies nur durch das Paktieren der Kirche mit dieser Welt möglich geworden ist): daß wir also heute, falls wir Christen wären, die Kirche gegen uns haben! Das abschließende Verhalten Kierkegaards, seine letzte schriftstellerische Wirksamkeit „Der Augenblick" benimmt einem auch jeden Zweifel, daß Kierkegaard voran gegangen ist in der Klärung der „philosophischen Situation" von heute, die eben ergibt: „d a ß

wir, je mehr wir uns existenziell dem entscheidenden Christlichen zuwenden, die Kirche gegen uns haben, durch die in uns allen, in der ganzen „christlichen Welt", der Sinnesbetrug großgezogen wurde, wir seien Christen. Das Wesentlichste in religiöser Hinsicht an Kierkegaard ist demnach: daß er als Protestant das ursprünglich Christliche gegen den offiziellen Protestantismus, also gegen die Kirche, zu urgieren hatte; und so müßte der wesentlich religiöse Katholik eben auch das ursprünglich Christliche dem offiziellen Katholizismus, also der Kirche, entgegenstellen, da ja dem ganzen Sachverhalt zugrunde liegt, daß das wahre Christliche das bloße Kirchenchristentum von heute gegen sich hat.

Daß Theodor Haecker darüber schweigend hinweggegangen ist, merke ich ihm als Unterlassungssünde an; sie macht sich umso fühlbarer, als Haecker im übrigen wohl mit Recht als der berufene Anwalt Kierkegaardschen Schaffens angesehen werden kann. Der außerordentliche Ernst, der seiner Konversion zugrundeliegt, macht es auch erklärlich, daß Haecker der Religiosität Kierkegaards gegenüber noch auf „das apostolische Credo" verweist. Was aber ist das apostolische Credo? Wann und wie ist es aufgekommen? Das Glaubensbekenntnis der Apostel ist in deren Lebensgang und in ihren Briefen im Neuen Testament niedergelegt. Diesem zu genügen, war der religiöse Kierkegaard wohl immer äußerst gewillt. Und wer sich mit seinem Glauben und seiner Lebenshaltung an das Neue Testament hält, entspricht auch dem Glaubensbekenntnis der Apostel. Unter dem aber, was die Kirche für „apostolisch" ausgibt, ist, wie gesagt, manches, das mit dem Wirken und der Beschaffenheit der Apostel nichts mehr zu tun hat. Und daß „Kirche und Sakrament" für den wahren Christen nicht das Entscheidende sein können, bezeugt wohl auch die Tatsache: daß von Kirche und Sakrament im Ueberfluß Gebrauch gemacht wird, und doch ist gewiß kein Ueberfluß an wahren Christen.

* * *

Mögen evangelische Theologen immerhin feststellen, daß ich alles Wesentliche an Kierkegaard mißverstanden habe; es wird doch schließlich so sein, daß ich als Schriftsteller, wahrscheinlich mehr als jeder andere meiner Zeitgenossen, ausgedrückt habe, was auch an der schriftstellerischen Wirksamkeit Kierkegaards das Wesentlichste ist, nämlich: daß man als religiöser Mensch — also auch als Christ — gegen die Kirche ist, gegen jede offizielle Kirche, also auch gegen die Papstkirche. In jeder andern Hinsicht sei zwischen Kierkegaard und mir nicht der geringste Vergleich gezogen und seine Ueberlegenheit als Schriftsteller in allem anerkannt. Aber die Herren Theologen sollten mir nicht vorwerfen, daß ich „das Aergernis als Ausdruck des Glaubens" und „das Eingeständnis der Schwäche des Menschen aus Glauben an den Menschen" nicht kenne oder mißverstehe, da ja ihnen allen, der ganzen theologischen Zunft als solcher, die der Geschäftsgang einer instituierten Kirche in weltlichen Ehren ernährt, mit mehr Recht vorzuwerfen wäre, daß sie das Gegenstück zum Aergernis als Ausdruck des Glaubens sind, da dieses doch darin liegt, daß das Hohe und Höchste als Geringes und Geringstes in dieser Welt in Erscheinung tritt, weil eben — gültig für alle Zeit — sein Reich nicht von dieser Welt ist. Diesen Herren Theologen gegenüber weist sich Laotse, der chinesische Weise, wahrlich als der bessere Christ aus, wenn er, bevor er von dieser unverbesserlichen, weil vom Hochmutsteufel und Fortschrittswahn besessenen Welt sich völlig zurückzieht, den Menschen die Botschaft vom Reinen Menschentum hinterläßt, die — als ein Geistiges und Religiöses von jeher — er ja nicht erfand, sondern der Kunde der Vorzeit entnommen hat, und deren Hauptgrundsatz ist, daß der Mensch im Geringsein seine Vollendung findet. Wer diesen Grundsatz lebt, lebt wohl auch das Eingeständnis von der Schwäche des Menschen aus Glauben an den Menschen, deutlicher: aus Glauben an die Kraft, die dem Menschen zuteil wird, wenn er alle Selbstbehauptung Gott als dem Unbedingten gegenüber aufgibt, so

daß von ihm wirklich gesagt werden kann: Durch sein Sichaufgeben erhält er sich.

Die Rede Kierkegaards von der „Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen", auf die ich wiederholt hingewiesen habe als auf ein Dokument tiefster Religiosität, wird von dem, der auf Laotse gehört hat, wohl auch besser vernommen als vom Nur-Katholiken oder vom bloß kirchenchristlichen Hörer. Man muß hier immer die Tatsachen sprechen lassen, und diese bezeugen immer wieder, daß die offizielle Kirche mit ihrem Gebaren, das das Kirchliche als das Christliche wertet, den Menschen einer religiösen Lebenshaltung, wie sie das wahre Christliche verlangt, eher ferne als nahe rückt. So ist es auch nicht Haß, was einen Menschen wie mich zunächst gegen die Kirche einnimmt, sondern die Einwirkung der Lehre und des Lebens Christi, die einen, wenn man das politische Treiben der Kirche und ihrer offiziellen Vertreter mitansieht, zwingt, gegen diese zu sein, weil, was man da wahrnimmt, ein greifbar Weltliches ist, das einem nicht mehr gestattet, es für die Kirche Christi anzusehen. Wenn man überdies tagtäglich sehen und hören kann, wie diese Kirche die natürliche Frömmigkeit redlicher Menschen verwirft und an dem völlig unfrommen, daher auch unnatürlichen Kirchentum der Uebervielen, die sich zu ihr bekennen, Genüge findet, hat die Beschuldigung volle Berechtigung, daß sie selbst es ist, die die Lebenshaltung ihrer „Christen" glatter Veräußerlichung, ja der Heuchelei, der Verlogenheit und dem gründlichsten Selbstbetrug aussetzt. Darum ist es Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Kirche mit der äußerlichen Anerkennung ihrer Dogmen sich völlig zufrieden gibt, weil ihr damit für ihre weltliche Machtstellung schon völlig gedient ist.

Das wahre Geistige und Religiöse aber, als ein völlig Innerliches, bedarf für seine Machtstellung keiner äußerlichen Anerkennung von Dogmen, weil es sich an etwas hält und existenziell etwas behauptet, das unwandelbar feststeht ohne jedes Dogma. Diese Machtstellung fehlt der Kirche, insoweit

sie nicht die Lehre und das Beispiel Christi existenziell zum Ausdruck bringen kann. Und das kann sie nicht und konnte sie, als offizielle instituierte Kirche, niemals. So muß sie versagen vor jedem Menschen, der existenziell Christus näher ist als sie. Kierkegaard war es. Und versagt sie einmal vor einem solchen Menschen nicht, ist es nur, weil sie in der Vorstellung des Gläubigen zu etwas anderem wird, als sie ist.

Was soll auch die Kirche einem Menschen geben können, der an die Wahrheit im absoluten Sinne glaubt und damit an etwas glaubt, das ewig herrschend ist, wenn sein Herrschen auch nicht wahrgenommen wird? Der auch an Christus, als an die Wahrheit, glaubt, dementsprechend Lehre und Leben Christi für das einzig Vorbildliche hält und seine Lebenshaltung diesem Vorbildlichen unterzuordnen strebt? Ein solcher Mensch kennt auch das Sündenbewußtsein und glaubt an Sündenvergebung, weil Christus davon gesprochen hat. Aber diese Vergebung weiß er abhängig vom inneren Verhalten des Menschen und sieht ihr gerade durch die Papstkirche eine Form gegeben, die dem Mißbrauch Tür und Tor geöffnet und die Sachlage nachgerade so verkehrt hat, daß es aussieht, als sei die Vergebung nur da, um Platz zu machen für das Sündigen.

* * *

Es wird auch Theodor Haecker noch zu fühlen bekommen, wie das Christentum im Lager des offiziellen Katholizismus aufgefaßt und ausgeübt wird. Da ist ein Johannes Mumbauer, der als Kritiker des schriftstellerischen Wirkens Sören Kierkegaards und Theodor Haeckers deutlich genug über sich und das katholische Vaterhaus aussagt, um wenigstens mich davor zurückzuschrecken, die existenzielle Annäherung an das Evangelium heute noch im Katholizismus zu suchen. Seine Kritik trägt die Ueberschrift „Die neuen Tertulliane"; gemeint sind damit die beiden genannten Schriftsteller. Und von Tertullian, dem klassischen Vor-

kämpfer der absoluten Redlichkeit im Religiösen — ich wenigstens betrachte ihn als solchen, dem wenigen nach, das ich von ihm kenne — ist gesagt, daß er „durch seinen Rigorismus in die Arme der Häresie getrieben" wurde, „bei der er hartnäckig bis zum Tode verharrte".

Der offiziellen Kirche, die wohl von jeher allzu weltklug war und allzuviel Blick für das Maß hatte, gelten solche Menschen freilich als „unklug und ohne Blick für das Maß"; in ihren geschulten Anhängern aber ist dieser Blick heute so sehr geschärft, daß ihnen „katholisch fühlen und denken" heißt: „im Religiösen ‚das Gesetz der Form' gewahrt wissen wollen." Wobei nur zu staunen ist darüber, daß diese Kirche durchaus die Kirche Christi sein will, wiewohl Christus der Welt gegenüber unmäßig unklug gehandelt hat, und die Form seiner vorbildlichen Existenz die vollendete Erfüllung des von Gott Gesetzten, als des Vaters Willen, war; womit doch ausgedrückt ist, daß der Mensch, als geistige Existenz, erst durch Befolgung dessen, was von Gott, dem Schöpfer, gesetzt ist, zur wahren Form kommt.

Mir wird es immer unverständlicher, wie Haecker der Papstkirche anheim fallen konnte, da doch an den von ihm so hoch verehrten religiösen Menschen, an Tertullian, Pascal und Kierkegaard, wahrzunehmen ist, daß gerade ihr wachsendes Sichanschließen an Christus, als an das Vorbild, sie zu der offiziellen Kirche immer mehr in Widerspruch gebracht hat. Es bedarf doch wahrlich einer ungleich besseren Betätigung der Lehre Christi, um als religiöser Mensch abseits der Kirche zu leben und bis zum Tode zu verharren, als es die Betätigung ist, mit der die Kirche sich zufrieden gibt, um einen Menschen als Christen gelten zu lassen. Darum hat die Kirche eigentlich längst das Recht verloren, einen Menschen auf sein Christsein hin zu examinieren; sie, die das Christsein davon abhängig macht, daß man sie als die Kirche Christi anerkennt, wiewohl eine solche Anerkennung allein gewiß noch keinen wahren Christen, wohl aber eine „christliche Welt" aufkommen ließ, deren Betätigung das

denkbar Widersprechendste zur Lehre und zum Leben Christi ist.

(Man frage sich nur: Wie hält und erhält sich heute der christliche Staat? Und die wahre Antwort in unserer Zeit eines nicht enden wollenden Weltkrieges der christlichen Welt muß sein: durch empörende Gewalttat. Man sehe nur nach den „christlichen" Siegern. Und wenn die „christlichen" Besiegten besser sind, darf man ihrer früheren Betätigung nach schließen, daß es zunächst darum ist, weil sie heute über weniger Gewaltmittel verfügen. Von England — dem rohesten der „christlichen" Staaten, der gezeigt hat, daß es ihm auf Millionen fremder Menschenleben nicht ankommt, wenn es gilt, einen Handelskonkurrenten aus dem Felde zu schlagen — abgesehen, vereint heute die Siegerstaaten des „christlichen" Europa das katholische Vaterhaus. Und eine empörende Gewalttätigkeit setzt sich gegen die Besiegten auch dort noch fort, wo diese als Katholiken in demselben Hause wohnen. Man sehe nur nach der Ruhraktion der Franzosen, die von französischen Würdenträgern der Kirche, also des katholischen Vaterhauses, mit der Behauptung gebilligt wurde, „daß Frankreich im Ruhrgebiet nur Gerechtigkeit suche". Am Ende gar nur „christliche" Gerechtigkeit, die dem Evangelium nach dem Christen auferlegt: „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will." Und die Deutschen baten doch nur um Aufschub, um Verlängerung ihrer Zahlungsfrist. Aber selbst eine Absicht der Deutschen, der Zahlungsverpflichtung auszuweichen, hätten christlich veranlagte Sieger zu billigen, weil sie sich sagen müßten, daß jene Verpflichtung durch eine abscheuliche Erpressung zustande gekommen ist. Jedenfalls dürften Vertreter der Lehre Christi sich niemals auf Seite jener stellen, die selbst ruchloseste Gewaltmittel nicht scheuen, um Güterforderungen einzutreiben. Tun sie es dennoch, sind sie selber ruchlose Betrüger, weil sie die Menschen um die Menschwerdung des Menschen, um das Beispiel betrügen, das Christus, dessen Lehre zu vertreten

sie vorgeben, gegeben hat. Und was bedeutet das katholische Vaterhaus in christlicher Hinsicht, wenn die Zugehörigkeit zu ihm nicht imstande ist, seine Insassen davon abzuhalten, sich gegenseitig zu vergewaltigen und zu unterdrücken? Wo immer die christliche Lehre im Menschen existenzielle Geltung erlangt hatte, vermochte sie das. Dafür zeugen die ersten christlichen Gemeinden, durch welche Juden, Römer, Griechen, Afrikaner innerlich geeint wurden, selbst gegen ihre eigenen Volksgenossen, weil an ihnen allen das Entscheidende war: sie waren Christen.)

Das bloße Katholik-sein — wie auch, was sonst noch fälschlich als ein Christ-sein auftritt — erweist sich heute als innerlich vollständig machtlos, so daß es für ein geistiges und religiöses Ankämpfen gegen schändliche Gewalttaten der eigenen Volksgenossen gar nicht mehr in Frage kommt. Es ist doch heute eine greifbare Tatsache, daß durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Kirche, die sich die christliche nennt, Volk wie Staat in der Verübung selbst schlimmster unchristlicher Handlungen sich nicht im geringsten behindert fühlen. Daß sich das so verhält, setze ich auf das Schuldkonto der Kirche, die als offizielle Kirche von jeher zweien Herren diente: Gott und dieser Welt; es bedeutet: Gott und seinem Widerpart, da diese Welt Menschenwerk ist, das in Selbstbehauptung Gott gegenüber geschaffen ist. Nun aber in Wirklichkeit niemand zweien Herren dienen kann, ohne dem Dienst des einen oder des andern Abbruch zu tun, ging auch von jeher die Hörigkeit der Kirche dieser Welt gegenüber auf Kosten der existenziellen Vertretung der Lehre Christi, also auf Kosten des wahren Christentums.

So z. B. berührt es höchst ungereimt, wenn im italienischen Staat von heute, der mehr als je den Militärismus pflegt, sozusagen in einem Atem mit dem gewaltsamen Vorgehen gegen alles, was einem extremen Chauvinismus im Wege steht, von einem Minister öffentlich erklärt wird: „Die Kirche muß die Seele des Staates werden". Glaubt man denn wirklich, das könnte der Kirche Christi, wenn sie existenziell

vorhanden wäre, geboten werden? Sie kann aber auch existenziell nur dort vorhanden sein, wo die Lehre Christi, die jeder Gewalttat feind ist, ein tatsächliches Dasein führt. Darum ist es eine höchst verfängliche Verwirrung, wenn eine solche Erklärung im Gefolge einer ständigen Bereitschaft zu chauvinistischen Gewalttaten laut wird.

An solcher Verwirrung ist wiederum die Kirche schuld, die als Weltbildung es eben zustande gebracht hat, eine welt-politische Tätigkeit mit ihrem Auftreten als Kirche Christi zu vereinen. So ist es kein Wunder, daß eine extrem einsetzende weltliche Politik die Kirche zur Seele ihrer Unternehmungen machen will, zur Seele auch von Unternehmungen, die sich's nicht mehr daran genügen lassen, daß dem Staate redlich gegeben wird, was des Staates ist, sondern von einem auch noch fordern, was Gottes ist, nämlich: nicht sich treu, sondern politisch zu sein; und wenn man es nicht ist, es zu werden, das heißt: um eines äußeren Vorteils willen sein Inneres preiszugeben. Und solche Forderungen sind nicht einmal ungewöhnlich in den Wohnungen des katholischen Vaterhauses, das ist: innerhalb des Bereiches der katholischen Kirche.

Darum sollte Johannes Mumbauer als religiöser Kritiker sich nicht damit brüsten „immer im katholischen Vaterhause gewohnt" zu haben; sonst dürfte man folgern, er habe auch gelernt, zweien Herren zu dienen: dieser Welt und Christus, was — religiös gesehen — nicht vereinbar ist und nur Verwirrung stiftet. So sagt er auch in Bezug auf Haecker, daß er es peinlich empfinde, „wie barsch dieser Proselyt uns über das katholische Wesen instruieren will".

Wenn Haecker hier nicht merkt, daß der redlich der Lehre Christi zugekehrte Mensch, sobald er christlich fordernd auftritt, für das offizielle katholische Vaterhaus nicht der rechte Bewohner ist, so sollte es ihm doch zu denken geben, wenn ein ständiger Bewohner, wie der genannte Kritiker, über Kierkegaard bemerkt: „nach einer übel verbrachten, geistig und sittlich verkehrten Jugend bekehrt er sich." Denn es ist

doch mehr als wahrscheinlich, daß, was immer die Verirrung Kierkegaards heißen könnte, nur ihm selbst, und nur durch das außerordentliche Wachsein seines Gewissens, durch sein außerordentliches Gefühl für Verantwortung, ein Gegenstand des Vorwurfs sein konnte, was keinem Außenstehenden das Recht verleiht, sich so zu verlautbaren. Völlig aufklärend für die katholische Vaterhaus-Verfassung ist mir aber die Aussage, daß Hermann Bahr — also einer, der, geistig gesehen, nicht einmal zimmerrein ist — zu den „katholischen Größen" zählt. Ein Christentum, das einen Katholizismus, der einen solchen katholischen Tanzbären zu den katholischen Größen zählt, noch für christlich hält, ist für mich Mumpitz; und ich kann nun wohl verstehen, daß einer, der dem Bahr also gerecht wird, eines christlichen Maßes bedarf, „das weitab liegt von den Pfaden Tertullians", um seinen Katholizismus als Christentum ansehen zu können. Die Häresie aber, in deren Arme diese Pfade angeblich führen, besteht wohl darin, daß sie den Menschen existenziell dem Vorbilde Christus so nahe kommen läßt, daß damit der Kirche auf ihren politischen Schleichwegen ein lebendiger Vorwurf erwächst. Darum, denke ich, müßte eine gründliche Revision des Christentums, die unserer Zeit mehr als alles andere nottut, das Ergebnis haben, daß die „Häresie" eines Tertullian und die „Schwächen" eines Pascal, welch letztere dem Christen auferlegten, daß er gegen das eigene Gewissen sich auch dem Papste nicht unterwerfen dürfe, tatsächlich entscheidende Merkmale des wahren Christlichen in sich tragen, das durch das Aufkommen und die Ausbreitung der offiziellen Kirche durch Kirchentum immer mehr verdeckt worden ist.

(Was die Bezeichnung „das katholische Vaterhaus" betrifft, so mag damit gemeint sein, daß die katholische Kirche das Vaterhaus des Christlichen ist, das zu sein ja die Kirche, als Kirche Christi, beansprucht. In diesem Vaterhaus habe wohl auch ich beständig gewohnt und wohne insoferne noch darin, als ich das Neue Testament und mit ihm die Lehre und das Beispiel Christi als das Vorbildliche für den Menschen

niemals geleugnet habe und das existenzielle Zugekehrtsein diesem Vorbildlichen für das wahre Christliche halte. Und erst die ausschließliche existenzielle Betätigung dieses wahren Christlichen scheint mir eine Kirche Christi zu ermöglichen. Daß die auffindbare katholische Kirche, als eine offizielle Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, die Kirche Christi nicht ist und nicht sein kann, und somit auch nicht das Vaterhaus des wahren Christlichen, ist außer Zweifel; sie hat jedoch mit der Kirche Christi und dem Vaterhaus des Christlichen insofern zu tun, als sie mit dem Neuen Testament und so auch mit der Lehre und dem Beispiel Christi zu tun hat. Es besagt, daß sie nur der Rede nach damit zu tun hat, indem sie das Neue Testament verkündet oder lehrt, aber nicht der Lehre nach tut; indem sie sich auf ihr Herkommen von Christus beruft, dieses Herkommen aber wieder verleugnet durch das offizielle Beispiel, das sie gibt und das mit dem gegebenen Beispiel Christi nicht vereinbar ist. Das in christlicher Hinsicht Wesentlichste an der offiziellen Kirche bleibt darum, daß sie das Neue Testament lehrt; und wenn ich diesem zugekehrt bleibe, darf ich sagen, daß ich immer noch im christlichen Vaterhaus wohne; und ich brauche auch nicht aus einer Kirche auszutreten, um ihr nicht mehr anzugehören, da ja die Kirche es ist, die das ursprüngliche Vaterhaus verlassen hat, indem sie ein Bündnis mit den Mächten dieser Welt einging, durch das ihre Berufenheit, das Neue Testament zu lehren, immer mehr in Frage gestellt erscheint.

* * *

Es scheint von jeher so gewesen zu sein, daß mit dem Aufkommen eines offiziellen Kirchentums das Geistige und Religiöse eines Volkes immer mehr eingegangen ist. So besonders bei den Juden, deren Religion zur Zeit Christi völlig zu kirchlichem Formenkult erstarrt war, sozusagen zu bloßem weltlichen Kirchentum, das mit dem lebendigen, den ganzen Menschen durchdringenden Theismus des ursprünglichen Judentums nichts mehr gemein hatte. Darum hat Christus

mit diesem jüdischen Kirchentum auch aufgeräumt und zum existenziellen Anschluß an das von Gott gegebene Gesetz zurückgeführt, als dessen vollendeter Erfüller er anzusehen ist. Will daher der Jude von heute im Sinne Christi ein religiöser Mensch sein, so muß es ihm genügen, zur ursprünglichen Gottesgläubigkeit seines Volkes zurückzufinden. So konnte Pascal mit Recht behaupten: „die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion." Und konnte Hilty sagen: „Man muß auch gar nicht eigentlich daran denken, die heutigen Juden zu Christus bekehren zu wollen, sondern sie müssen zuerst wieder echte, gottestreue Israeliten werden." Der Uebertritt zu einer Kirche — vorausgesetzt, daß er nicht spekulativ ist — erfolgt immer im Zustand religiöser Unreife oder Ungeklärtheit, oder in Verkennt-nis der Sachlage, die das neu Erwählte in ein Licht hebt, das es anders aussehen läßt, als es ist. Denn was unsere Kirchen unterscheidet, ist nur, was die Menschen dem religiösen Kern, der ihnen allen zugrunde liegt, hinzugefügt haben, also — religiös gesehen — ein völlig Nebensächliches. Wer diese kirchliche Kruste durchbricht, kann wohl in jeder Kirche zum wahren Religiösen finden. Diese Auffassung hatte wohl auch Hilty, wenn er rät: „Bleiben Sie bei der Kirche, in der Sie geboren sind, dabei aber in dem Suchen und in der Sehnsucht nach dem Reiche Gottes."

Denn eine wahre „Kirche Christi" gibt es unter den auffindbaren offiziellen Kirchen nicht. Diese Kirche ist wie das Reich Gottes ein inneres Reich, das man sich erringt durch ein persönliches existenzielles Verhältnis zu Christus, als dem Vorbild; es wäre: mit der Aufnahme der Menschwerdung des Menschen nach dem Beispiel Christi. Von Belang ist mir der folgende Ausspruch Hiltys, aus dem ich erhöre, daß auch er, der, wie Haecker sagt, ein Freund Gottes war, nicht als Kirche Christi anerkennt, was sich für „Seine" Kirche ausgibt. Hilty sagt: „Es ist dies der größte Triumph und die beste Legitimation des Christentums noch heute, daß es rein und selig machen kann, was ver-

loren ist . . . Aus den tief Gesunkenen können durch das Christentum noch gute Menschen werden. Aber", fügt er hinzu, „solche Leute können sich nur an Christus selbst, nicht an seiner Kirche aufrichten." Mit „seiner Kirche", die nicht gibt, was Christus gibt, ist hier offenbar bedeutet, daß die auffindbare Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt, noch nicht die wahre Kirche Christi ist. Des weiteren hebt Hilty hervor, daß „unbedingt auch alle kirchlichen Einrichtungen" zur „vergänglichen Weltordnung" gehören. Also auch die Einrichtungen der katholischen Kirche! Und wer, wie ich, als die eigentliche Aufgabe des wahren Christlichen — das ist: des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher — die Menschwerdung des Menschen ansieht, erinnert sich immer wieder an den Ausspruch Kierkegaards und wiederholt ihn also: die Kirche soll weg; denn sie ist es, die Kirchentum für Christentum ausgibt; so verdeckt sie die Aussicht auf das wahre Christliche; so verstellt sie den Zugang zum existenziellen Gottesverhältnis des Menschen, das mit dem Christlichen Christi vorbildlich für alle Zeiten gegeben ist.

Die auffindbare instituierte Kirche als eine offizielle Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, kann nie und nimmer die Kirche Christi sein. Darum ist es Sinnesbetrug, wenn man die Papstkirche, die die offiziellste der sich christlich nennenden Kirchen ist, für die Kirche Christi ansieht und das wahre Christliche darin erblickt, daß man sich ihr unterwirft. Einer, der die Befähigung aufweist, der berufene Anwalt des großen Kierkegaard zu sein, dürfte sich einer offiziellen Kirche umso weniger unterwerfen, als das Lebenswerk Kierkegaards seinen Höhepunkt und seinen Abschluß in einer Anklage findet, die dartut, daß das wahre Christentum die offizielle Kirche gegen sich hat, ja daß diese es ist, die den ungeheuren Sinnesbetrug bewirkt, der die Anhänger der Kirche glauben macht, sie seien, weil sie sich zur Kirche bekennen, auch schon Christen.

Wenn man meint, daß der nachmalige Kardinal Newman, der gewiß mit Recht als ein wahrer Führer des Geistes gilt, mit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche doch ein Gegenteiliges lehrt, so ist dabei nicht zu übersehen, daß er weniger streitbar als Kierkegaard geartet und sozusagen geradezu für den geistlichen Stand berufen war, dem er sich auch lebenslang verpflichtet fühlte. Seine religiöse Redlichkeit ließ aber ja auch ihn gegen seine ursprüngliche offizielle Kirche sein. Dies bleibt das Wesentlichste an ihm, der Priester mit ganzer Seele war, und dem erst wieder durch den Uebertritt zum Katholizismus die Ausübung seines geistlichen Berufes ermöglicht wurde. (Daß die Papstkirche nicht ist, was sie in der Vorstellung Newmans war, habe ich im Newman-Kapitel dargetan, das auch die von ihm aufgestellte christliche Klimax als verfehlt hinstellt. Von der Urkirche — noch deutlicher: vom Urchristentum zum Katholizismus, wie er von der Papstkirche existenziell vertreten wird, ist — religiös gesehen — k e i n A u f s t i e g. Diese Gewißheit habe ich, und sie muß jedem werden, der vorurteilsfrei den Tatsachen ins Gesicht sieht.)

Wer mit wahrer Berufung den geistlichen Stand aufgenommen hat — also den Stand, der verpflichtet, Christi Lehre zu verkünden — wird die Verpflichtung zur Ausübung seines Berufes kaum mehr los werden. So wird er manches in Kauf nehmen, was er persönlich nicht billigen kann; so wird er auch bestrebt sein, selbst die Mängel einer Obrigkeit, der er durch den geistlichen Gehorsam verbunden ist, sich selber gegenüber in Schutz zu nehmen. Das Entscheidende an ihm ist ja, daß er weit über diese Obrigkeit hinaus sich einer Verpflichtung unterworfen fühlt, der er nur genügen kann, wenn er, äußerlich wenigstens, der Obrigkeit sich fügt. Ich betone das im Hinblick auf Kardinal Newman, weil mir mit seiner Konversion wohl dem Priester, aber nicht dem Laien ein nachahmenswertes Beispiel gegeben erscheint. (Wobei ja auch nicht zu übersehen ist, daß die Kirche, der Newman nun diente, nicht seine Landeskirche

war, und also in dem Lande seines geistlichen Wirkens das weltpolitische Treiben der neuen geistlichen Obrigkeit sich weniger aufdringlich bemerkbar machte, als dies in ausschließlich katholischen Ländern der Fall ist.

Darum muß ich es bedauern, daß Theodor Haecker, dessen Schrifttum wahre religiöse Bewegtheit aufweist, sich der Papstkirche unterworfen hat und nunmehr sich geradezu beflissen zeigt, die Gedanken Kierkegaards so zu verstehen, wie sie der Probst Kofoed-Hansen verstanden haben soll, nämlich: „daß ihre Konsequenz zur Wahrheit der katholischen Kirche führe." Mit einem solchen Verstehen wäre wohl das Wesentlichste des Lebenswerkes Kierkegaards, das das Christentum zur Kirche — ohne Vorbehalt — in Gegensatz brachte, in eine völlig falsche Beleuchtung gerückt. (Der genannte Probst könnte aber auch die Gedanken Kierkegaards zunächst so verstanden haben, daß ihre Konsequenz nicht mehr erlaube, einer Kirche wie seiner Landeskirche zu dienen, die aus dem Christentum „gerade das Gegenteil" gemacht hat. Und für seinen Uebertritt zur katholischen Kirche wäre in Betracht zu ziehen, daß er, wie Newman, Geistlicher bleiben, d. h. der Ausübung seines Berufes treu bleiben wollte. Zeitlich steht zudem die katholische Kirche, als die Mutterkirche, dem Urchristentum freilich auch näher als ihre protestantische Abart. Doch wäre dann nicht zu übersehen, daß sie auch die Mutterkirche in offizieller Hinsicht ist: die Mutterkirche im Abkommen vom wahren Christentum.)

* * *

Der geistige Schlachtruf Kierkegaards „die Kirche soll weg!", der in seinem Schaffen laut wird, kann von Theodor Haecker, der nun die Wahrheit der katholischen Kirche verficht, nicht mehr gehört werden, wie er gehört werden soll. Die Sache steht nun so, daß „der berufene Anwalt und Ausdeuter Kierkegaard'schen Schaffens" gerade über das Wesentlichste an diesem, das das Christentum zur auffindbaren Kirche als solcher in strikten Gegensatz bringt, hin-

wegsehen muß, wenn er sein Tun nicht in Kollision bringen will mit der Schlußforderung des Denkers, dem er sich „in nie endendem Dank" verpflichtet fühlt. Denn kein redlicher Kenner Kierkegaards kann behaupten wollen, Kierkegaards Kampf mit der Kirche habe nur der dänischen Landeskirche gegolten. Er sagt doch deutlich genug „Christentum und Kirche", ohne jede Einschränkung, und führt auf diese zurück, daß das Christentum der „Christenheit" dem Christentum des Neuen Testaments gerade entgegengesetzt ist. Er sagt: „Die Korruption besteht darin, daß das Christentum weiter besteht, nachdem man gerade das Gegenteil daraus gemacht hat — besonders im Protestantismus, besonders in Dänemark." Das „besonders" ist hier nur so aufzufassen, daß Kierkegaard besonders vor seiner Türe kehrt, wie es sich für einen redlichen Charakter auch gehört. Wir sehen denselben Vorgang heute bei Karl Kraus. Als Katholik in Bayern oder in Tirol lebend, hätte Kierkegaard zweifellos gesagt: „besonders im Katholizismus, besonders in Bayern" oder auch „besonders in Tirol".

Wenn Kierkegaard je an die Wahrheit der katholischen Kirche geglaubt hätte, müßte wenigstens in seiner letzten Kampfschrift „Der Augenblick" davon Erwähnung getan sein, da sich in ihr gründlich genug seine religiöse Verfassung offenbart. Doch soviel in diesem Werk, wie auch in früheren, von der Wahrheit des Christentums die Rede ist, so ist in ihm doch nicht ein Wort zu finden, das von der Wahrheit des Katholizismus oder der katholischen Kirche spricht. Was Kierkegaard an dieser Kirche anzusprechen scheint, ist vor allem, daß sie die Priesterehe nicht billigt. Er, der das Apostelamt so außerordentlich ernst und schwer nimmt, möchte die Keuschheit völlig gewahrt wissen von jenen, die sich berufen fühlen, den Priesterberuf und mit ihm das Apostelamt auszuüben. Hier fällt aber doch ins Gewicht, daß mit dem abgegebenen Gelöbnis zur Keuschheit diese tatsächlich noch nicht gewahrt sein muß, und daß die Ehe, als der Mann und Weib für das Leben bindende Liebesakt, auch

dazu beitragen kann, den Menschen in bedingter Keuschheit zu erhalten. Jedenfalls verlangt die Mißbilligung der Priesterehe, daß die Berufenheit zum Priesterstand als etwas Außerordentliches aufgefaßt werde, das zu Aufgaben verpflichtet, die nicht mehr erlauben, an Weib und Kind zu denken, wenn man ihnen völlig genügen will. Solange aber die geistlichen Herren in solcher Menge vorhanden sind, daß man sicher sein kann, es fehle der Mehrzahl von ihnen die wahre Berufenheit — ein Mangel, der ihnen die Bewältigung der Seelsorge freilich erleichtert — solange wäre es wünschenswert, daß auch die katholische Kirche ihren geistlichen Vertretern die Eheschließung erlaube; denn ungleich besser ist es immer noch, auch für den christlichen Priester, der von der Seelsorge nicht genügend in Anspruch genommen wird, von Weib und Kind in Anspruch genommen zu sein als von Valutengeschäften und von der Politik.

So kann, was von Kierkegaard der katholischen Kirche als ein Vorzug angerechnet wird, tatsächlich oft genug ein Nachteiliges bewirken. Für die entscheidende Wertung der katholischen Kirche, als einer auffindbaren offiziellen Kirche, kommt diese Bevorzugung aber auch bei Kierkegaard gar nicht in Betracht. So schreibt er noch im letzten Jahre seines Lebens: „Eine Kirche . . ., ja sie ist ein zweideutiger Ort; die vom Staat geschützten Kirchen in der ‚Christenheit' sind das Zweideutigste, das je existiert hat." Und die auffindbare katholische Kirche gehört doch zweifellos auch zu diesen Kirchen!

* * *

Theodor Haecker sagt in seiner ersten Schrift, die vielleicht seine maßgebendste bleibt und Kierkegaard als Philosophen der Innerlichkeit dartut: „Von Pascals Apologie haben wir nur Trümmer, das Werk Kierkegaards ist vollendet. Drohend und gefährlich angefüllt mit geistigem Sprengstoff . . . steht es vor uns." Da ersteht doch zunächst die Frage, was überhaupt gesprengt werden soll. Und die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, weil wir von Kierkegaard

selbst erfahren, wohin der geistige Sprengstoff gelegt ist. Er gilt dem Bau, der sich für die Wohnung des Christentums ausgibt, ohne sie zu sein; der darum dem Aufkommen des wahren Christentums am meisten hinderlich ist, weil er ja seine Bewohner glauben macht, sie wären, als solche, schon Christen. Und dieser Bau ist die offizielle Kirche. Ich sehe wirklich den ganzen weltlichen Bau dieser Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt, von Kierkegaard unterminiert, und ich zweifle auch nicht mehr daran, daß er in Trümmer geht — insoferne eine Trennung stattfinden wird, nicht eine Trennung von Staat und Kirche, sondern eine Trennung von Christentum und Kirche, die ja auch Staat und wie jeder Staat dem Untergang verfallen ist — und daß so erst Raum geschaffen wird für das Aufgehen des wahren Christlichen als des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher, das nicht von dieser Welt ist und niemals Welt wird.

Mögen mich auch Apologeten der Kirche klüglich und kläglich als Denker-Dilettanten ansehen, dem die philosophische und religiöse Schulung mangelt — was Kierkegaard vom Denker verlangt, wenn er sagt: „Geistig verstanden müssen eines Mannes Gedanken der Bau sein, worin er wohnt," glaube ich völlig zu erfüllen. Zudem ist mit solchen Vorwürfen nicht das Geringste abgetan von dem, was ich dargestellt habe; nicht einmal dort, wo ich dem großen Kierkegaard nicht zustimmen kann, weil mir seine Forderungen die Forderungen Christi zu überbieten scheinen, und ich nicht glaube, daß er das gewollt hat. Noch weniger wollte er wohl einen neuen geistigen Typus schaffen von einer „Helligkeit, die alle vergangenen in Schatten stellt". Er, der sich dem allmächtigen Gott völlig unterworfen hat — er, dem Christus tatsächlich immer mehr zum Vorbild geworden ist, wollte einfach, daß Christentum auch Christentum, nicht bloßes Kirchentum, nicht Weltlichkeit, nicht Theater sei, — daß das von Christus gegebene Beispiel in der Christenheit existenziell zum Ausdruck komme — kurz:

daß Innerlichkeit sich der Christen bemächtige. Wenn er in seinen Mahnungen zuweilen übermäßig anfordert, ist es wohl, weil er Erfahrung darin hatte, daß man in geistiger Hinsicht bei den Menschen viel anfordern muß, will man auch nur weniges erhalten. Etwas von Tragweite jedoch war von der theoretischen Kirchenchristlichkeit auf ihn übergegangen: die Ansicht, daß das Erdendasein des Menschen ein Strafanstalts-Dasein sei. So sagt er: „Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohltat, einem Kinde das Leben zu schenken, ... christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammertal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre schmachten muß." Hier ist zweifellos übers Ziel geschossen. Schon meine Schrift „Der Christ Kierkegaards" argumentiert gegen diese Auffassung, und schließlich bezeugt Kierkegaard selbst, daß dieses Dasein — auch christlich betrachtet — etwas anderes werden kann als ein lebenslanges Schmachten in einer Strafanstalt, wenn er (ich bediene mich hier der Worte A. Bärtholds) zugeben muß: „daß das Absterben eine Liebesfreude werden kann" und „die Nachfolge trotz all ihres Schmerzes doch eine Liebessache und darum auch selig ist".

Hier aber handelt es sich mir darum, daß man zwischen diesem Leben und dieser Welt unterscheiden lerne. Von Kierkegaard ist nämlich auch gesagt: „Gewiß ist, menschlich gesprochen, etwas Grausames in dem, was von den Christen gefordert wird — doch nein, nicht in dem, was von ihnen gefordert wird, sondern in dem, was ihnen widerfährt; denn dies liegt nicht im Christentum, das liegt teils darin, daß sie selbst Sünder sind, teils darin, daß die Welt, in der sie leben, sündig ist." Kierkegaard hat also erkannt, daß das Grausame in dem, was von den Christen gefordert wird, auch darin liegt, daß die Welt, in der sie leben, sündig ist. „Die Welt" tritt hier als ein neuer Begriff auf, der dieser Welt im Sinne Christi entspricht und mit dem

bloßen Erdendasein des Menschen, mit diesem Leben an sich, nicht mehr identisch ist. Im vorher zitierten Ausspruch Kierkegaards ist aber noch unzweideutig mit dem Jammertal und der Strafanstalt dieses Leben, als der Erdenaufenthalt, gemeint, und diese Meinung setzt voraus, daß die Erde mit dieser Welt, das Erdendasein also mit dem Aufenthalt in dieser Welt, identifiziert wird. Das ist ein Werk der Kirche. Ob gewollt oder aus Mangel an Gegenwehr, kann ich nicht beurteilen. Der Lehre Christi nach aber ist diese Auffassung nicht zulässig. Und dem Gehörten nach ist sie auch in Kierkegaard nicht seßhaft.

Daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, ist — als Ausspruch Christi — Diktat, das unbedingte Geltung hat. Aber da dieses Reich in jedem Menschen aufgerichtet werden kann, muß es mit dem Erdendasein des Menschen, also mit diesem Leben, verbunden sein. Es ist also wohl mit dem Aufenthalt auf Erden, nicht aber damit vereinbar, daß man dieser Welt in sich Raum gibt. Es ist also auch gewiß, daß mit dieser Welt diese Erde als Schöpfung Gottes nicht gemeint sein kann, und daß das Erdendasein des Menschen auch nicht mit dem Dasein dieser Welt verbunden sein muß; daß vielmehr dieses Erdendasein, also dieses Leben, umso mehr zu seinem eigentlichen Inhalt kommen muß, je weniger es von dieser Welt in sich aufnimmt. Was zunächst nottut, sagte ich mir, ist demnach, möglichst klar und bestimmt darzutun, was unter dieser Welt zu verstehen ist.

Und so habe ich eine Definition dieser Welt zu geben versucht, soweit der Begriff sich einer realen Erfassung durch mich zugänglich gezeigt hat; und ich möchte glauben, daß in meiner Darstellung eine genügend klärende Scheidung der in Frage kommenden Begriffe zutage tritt, und im weiteren, daß mit dieser Scheidung dem Erdendasein des Menschen immer noch das Licht bleibt, das nicht von dieser Welt ist, dem Bestand dieser Welt aber die Finsternis.

Hat diese Scheidung einmal in einem Menschen existenziell platzgegriffen, könnte er, um seine Unterscheidung er-

sichtlich zu machen, nicht mehr sagen, was Theodor Haecker von Kierkegaard sagt — wenigstens nicht, wie er es sagt —: „Seine Ansicht von der Welt wurde mit den Jahren immer düsterer, und der Ausdruck seiner Stimmung wurde fast zum dogmatischen Satz: die Welt ist eine Strafanstalt, und nur dies, sie verliert alle Schönheit einer freien Schöpfung Gottes, oder diese Schönheit ist nur eine Falle und eine Versuchung." Gewiß hat Kierkegaard mit Strafanstalt unzweideutig dieses Leben als den Erdenaufenthalt gemeint; er ist eben in diesem Falle, wohl angetrieben von seiner Schwermut, der theoretischen kirchenchristlichen Auffassung erlegen, die das Erdendasein identifiziert mit dieser Welt. Aber diese Identifizierung erscheint im Ausspruch Kierkegaards immerhin noch wie von der Stimmung beeinflußt, während sie in der Aussage Haeckers allzu selbstverständlich auftritt; denn „die Welt" zu sagen muß genügen, um zu wissen, daß damit auch diese Welt gemeint ist, von der das Reich Christi nicht sein kann, und trotzdem ist von ihr hier als von einer freien Schöpfung Gottes die Rede. Das empfindet man nicht mehr als Irrung, sondern als Verwirrung, sobald in einem die erwähnte Scheidung lebendig ist.

Denn dann sieht man wohl diese Welt, aber nicht die Erde an sich, die Gottesschöpfung ist, als ein Jammertal an. Und sieht auch diese Erde zu einer Strafanstalt gemacht, überall dort, wo diese Welt von ihr Besitz ergriffen hat. Und je mehr man sich Gott, als seinem Herrn und Schöpfer, unterwirft und sich selber der Schöpfung Gottes zugesellt — je mehr man eben Mensch wird — umso mehr wird einem auch diese Welt, die sich in Selbstbehauptung Gott gegenüber durch Gewalttaten erhält und so der freien Schöpfung Gottes immer nur verheerend entgegenwirkt, als ein Jammertal und eine Strafanstalt erscheinen müssen, und diese Ansicht kann einem wahrlich fast zum Dogma werden, weil sie beständig neu genährt wird durch das Tun dieser Welt. Aber es wird einem nicht mehr einfallen, diese Welt in Gottes Schöpfung einzubeziehen, sie, die ein fluchbeladenes Menschenwerk ist,

das Werk gottloser menschlicher Ueberhebung. Und sollte das Ueberhandnehmen dieser argen Welt die düstere Stimmung in einem so anwachsen lassen, daß man versucht wird, das Dasein preiszugeben, nur um dieser Welt zu entrinnen, so ist es gerade das Verhältnis zu Gott und Gottes freier Schöpfung, das einem immer wieder Kraft verleiht auszuharren, weil es einem, als Menschen und religiösen Laien, eine Lebensaufgabe gibt, für die man schwärmt, die einen erwärmt, und diese Aufgabe ist: die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

* * *

Mein religiöser Standpunkt ist für die Gegenwart vielleicht auch ein „völlig neuer" und gewiß „ein ganz anderer" als der herkömmliche kirchen-christliche; aber eben darum glaube ich, daß er mehr als dieser mit dem wahren Christlichen zu tun hat. Im weiteren mag es so meine Art in sich tragen, die das Hochhinauswollen, falls sie es überhaupt je gekannt, völlig verlernt hat. Das Vorhandensein von Innerlichkeit dürfte man ihr jedoch kaum absprechen können.

Hier erinnere ich mich, daß Theodor Haecker gesagt hat: „Das Kriterium des subjektiven Denkers ist aber allein: das Maß der Innerlichkeit. Zu dieser Erkenntnis führt Kierkegaard." Da möchte ich beinahe folgern, daß Kierkegaard den Denker in mir geachtet hätte, zumal ich zur Erkenntnis der Bedeutung der Innerlichkeit gekommen war, noch ehe ich von Kierkegaard etwas wußte. Ja, ich habe vorher schon (im „Buch der Unsicherheiten") das wahre Christliche, jedenfalls sein Wesentlichstes, mit Innerlichkeit identifiziert, indem ich Jesus erfaßte als „unseren Herrn und Meister in der Verinnerlichung". Zudem war ich damals vielleicht noch in meiner weltlichsten Periode, zwar nicht in dem Sinn, daß ich je ein Freund dieser Welt war, aber doch so, daß ich noch Ansprüche an sie stellte, anstatt von mir zu verlangen, mit den Anschauungen, Zielen und Aufgaben dieser Welt völlig zu brechen, um existenziell der Menschwerdung des Men-

schen zustreben zu können, die mir mit der Lehre und dem Beispiel Christi vollendet gegeben erscheint.

Ich darf hier nicht übergehen, daß ich schon damals das Christentum der Kirche abgelehnt habe, weil ihr Paktieren mit dieser Welt dem, was sie lehrt, so wesentlich Abbruch tut, daß es selbst den Glauben an die Wahrheit der Lehre erschüttern kann. Der redliche und religiös veranlagte Betrachter muß sich nämlich sagen: wie soll das Verkündete die Wahrheit sein, wenn sie, die bis an die Quelle dieser Wahrheit zu reichen vorgibt und das Amt der Vermittlung übernommen hat, so sehr wider das, was sie vermittelt, handelt? Das Abkommen der besseren Geister vom Christentum ist, wie ich glaube, immer auf das Verhalten der offiziellen Kirche zurückzuführen. (Ich spreche hier nicht vom konventionellen Liberalismus, der innerlich, d. h. durch seinen Mangel an Innerlichkeit, allem Zeremoniellen der Kirche viel näher steht als dem wahren Religiösen. Man sehe nur, wie liberale Stadtoberhäupter sich protzig zur Schau tragen bei den Festprozessionen der Kirche.)

Hat man aber einmal die offizielle Kirche, die Weltbildung ist, soweit von sich entfernt, daß die Lehre und das Beispiel Christi, losgelöst von ihr, auf einen einwirken, wird man in allem, was mit dem Geistigen und Religiösen von jeher — mit dem Glauben an Gott und der Betätigung eines Gottesverhältnisses, als eines existenziellen Verhältnisses zum Unbedingten — zu tun hat, auch Wesentliches von dem vorfinden, was Christus gelehrt und gelebt hat. Es muß auch so sein, weil Gott immer derselbe unveränderliche Gott ist, und die vollendete Menschwerdung des Menschen, wie sie uns mit Christi Lehre und Beispiel gegeben ist, auch nur dieses vermag: vorbildlich darzutun, was für den Menschen erforderlich ist, um zu werden, wie er von Gott gewollt ist.

Dieses Erforderliche aber muß der Mensch gehabt haben im Anfang, als das Wort war, und Gott noch das Wort war, durch das alles — also auch der Mensch — gemacht ist, weil Gott nach Vollendung der Schöpfung sah, daß alles sehr gut

war. In Gottes Wort aber lag auch die Weisung, wie sich der Mensch das gegebene, von Gott gewollte existenzielle Aussehen erhalten könne; sie enthielt ein einziges „Du sollst nicht!" und dieses bezog sich auf das Essen vom Baum der Erkenntnis. Denn Gottes Schöpfung war so und wird so für alle Zeit sein, daß zu ihrem Gedeihen nichts erforderlich ist, als daß ihre Lenkung in Gottes Hand bleibt.

Je mehr ich hier verweile, umso mehr gibt mir meine Definition dieser Welt das Verstehen dafür, daß Gott die Liebe ist; daß Liebe dieses Gebot aufstellte und aufstellen mußte, um den Menschen davor zu warnen, lenkend und anordnend in eine Schöpfung einzugreifen, deren Zustandekommen ihm immer ein Verborgenes und deren Daseinserhaltung seiner Macht immer entzogen sein wird. Wie könnte auch der Mensch, als zur Schöpfung gehörig — soviel Geist ihm von Gott, seinem Schöpfer, auch zugedacht sein mag — je befähigt sein, eigenmächtig bestimmend dem, der ihn schuf, entgegenzutreten, ohne sich selbst zu schädigen! Er könnte ja, sobald er die Befähigung betätigt, seinem Schöpfer entgegen sich eigenmächtig zu gestalten, als Schöpfung nicht mehr so sein, wie er von Gott, seinem Schöpfer, gewollt ist. Darum ist vor dem Mißbrauch einer solchen Befähigung eben gewarnt mit dem Gebot, nicht zu essen vom Baume der Erkenntnis, von dem ja gegessen wird, um zu werden wie Gott, der Schöpfer. Es ist der Sündenfall des Menschen, der zur Weltbildung führt, die sich auf Selbstbehauptung Gott gegenüber gründet. Die erste Aufgabe der Menschwerdung des Menschen ist darum, den Menschen aus dieser Welt herauszuheben. Wo das Religiöse nicht einem Kirchentum erlegen ist, wird dies auch ersichtlich; so besonders im ursprünglichen Judentum, dem der Gottesglaube das Leben war, was jede Selbstbehauptung Gott gegenüber ausschloß.

Ich verweise hier auf Abraham, dessen wahre Welt sein Glaube war, ein Glaube, der ihn das Erdendasein, als von Gott gegeben, lieben, die Umwelt aber als etwas Fremdes

fühlen ließ. So war seinem Samen von Gott die Auserwähltheit zugedacht. Und da es sich bald um ein ganzes Volk handelte, mußten ihm durch Offenbarung die Richtlinien gegeben werden, wie es sich, als Volk, eine Beschaffenheit erhalten könne, die der von Gott gewollten nicht entgegen ist. Die Welt des Judentums, wenigstens solange es der Führung seiner glaubensstarken Einzelnen gefügig war, war eine Welt, die immerhin ihr Heil in der Einhaltung der offenbarten Richtlinien erblickte und sich nicht vermaß, in Selbstbehauptung Gott gegenüber sich durchzusetzen. So wurde den Juden, als dem auserwählten Volk, zuweilen die gewiß nicht leichte Aufgabe zuteil, gegen diese Welt, die auf Selbstbehauptung Gott gegenüber gegründet war, strafend vorzugehen; und sie erscheinen wirklich als die Richter und Henker der sie umgebenden Völker, deren Reiche von dieser Welt waren. So durften sie Kriege führen, wenn sie von Gott dazu berufen waren, sei es, daß sie in größter Bedrängnis, oder daß sie von Feinden in ihrem Gottdienen behindert waren. Fehlte ihnen diese Berufenheit, schlug jedes gewaltsame Vorgehen gegen Feinde zu ihrem Schaden aus.

Im Buche Judith gibt Achior seinem Feldhauptmann Holofernes genaue Auskunft, „wie es um die Israeliten beschaffen ist". Er berichtet: „Niemand konnte diesem Volk Schaden tun, ohne allein wenn es abwich von den Geboten des Herrn, seines Gottes. Denn so oft sie außer ihrem Gott einen anderen anbeteten, wurden sie geschlagen und weggeführt mit allen Schanden. So oft aber es sie reute, daß sie abgewichen waren von den Geboten ihres Gottes, gab ihnen der Gott des Himmels wiederum Sieg wider ihre Feinde. Darum vertilgten sie die Cananiter Könige, den Jebusiter, den Pheresiter, den Hethiter, den Heviter, den Amoriter und alle Gewaltigen zu Hesbon, und nahmen ihr Land und ihre Städte ein. . . . . Darum, mein Herr, laß forschen, ob sich dieses Volk versündigt hat an ihrem Gott; so wollen wir hinaufziehen; und ihr Gott wird sie dir gewißlich in die Hände geben, daß du sie bezwingest. Haben sie sich aber nicht

versündigt an ihrem Gott, so schaffen wir nichts wider sie: denn ihr Gott wird sie beschirmen und wir werden zum Spott werden dem ganzen Land."

Die Verheißung des Messias, die schon im frühesten Judentum laut wird, deutet aber gleichwohl darauf hin, daß auch das gottesgläubige Judentum mit seinen kriegerischen Aufgaben noch nicht restlos das von Gott gewollte war, sondern einer Vollendung entgegensah, die ihm eben durch das Auftreten des Messias werden sollte, von dem das Alte Testament sagt, daß er ewig bleibt. Das ist gewiß auch so zu verstehen, daß Christus, als der Messias, für den Menschen ewig das Vorbild bleibt, als die Identifikation mit der Wahrheit, deren Einzigkeit absolut ist. Adam, der erste Mensch nach Gottes Ebenbild, handelte wider Gottes Gebot. Sein Fehltritt führte zur Weltbildung. Christus, als der Vollendete, hebt den Menschen aus dieser Welt heraus und läßt ihn wiederum Gottes Ebenbild werden. Darum wird Christus ja auch der neue Adam genannt. (Wie spitzfindig berührt es da, wenn von einem Verfechter des Wortes gesagt wird: „Christus ist ethisches, nicht aber religiöses Vorbild." Also Vorbild einer Teilbeschaffenheit, aber nicht des Ganzen, das mit dem Religiösen gegeben ist, „welches das Ethische in sich schließt", wie Kierkegaard sagt. Und gesagt ist damit, daß Religiös-sein immer auch ein Ethisch-sein im höchsten Sinne bedingt, daß aber Ethisch-sein noch nicht ein Religiös-sein ist. Auch verlangt Vorbild-sein im unbedingten Sinn geradezu, daß seine qualitative Einzigkeit absolut ist. Wenn ein sogenannter Freigeist von der Ethik Jesu redet, so ist das an seinem Platz, weil der Freigeist nicht bis zum Religiösen vordringt. Wenn aber einer, der „die Einheit von Mensch und Gott" in der Person Christi nicht genug betonen kann und diese Einheit von Christus selbst ausgesprochen findet in den Worten: Ich und der Vater sind eins — wiewohl der Hinweis Christi auf seine Vollmacht vom Vater und darauf, daß ihn der Vater gesandt hat, genügen müßte, um die Worte so zu verstehen, daß Christus innerlich eins ist mit dem, der ihn

gesandt hat, und die Bedeutung des Ausspruchs darin wahrzunehmen: daß Christus vollbringt, was Gott will — wenn er also Christus nur als ethisches Vorbild gelten lassen will, so erscheint mir das als eine Ausgeklügeltheit, mit der nicht weiter zu rechten ist.)

Was ich hier noch hervorzuheben habe; ist: daß Christus, seiner eigenen Aussage nach, nur das Gesetz erfüllt hat. Das Gesetz aber sagte auch von der Beschaffenheit und dem Wirken des Messias aus: daß er so und so sein und das und das vollbringen werde. Wer also dem Gesetz völlig entsprechen wollte, mußte mit dem Glauben an den Messias auch glauben, daß dessen Beschaffenheit und Tun den Menschen der Vollendung entgegenführe; er hatte also gewissermaßen mit dem Glauben an den Messias auch dessen Beschaffenheit als das Vollendete, als das ewig Vorbildliche für den Menschen, vor sich. Obschon also Christus mit seiner Lehre und seinem Beispiel gab, was vor ihm kein Mensch gegeben hat, bleibt der Satz Pascals, daß die wahren Juden und die wahren Christen dieselbe Religion haben, doch insoferne wahr, als der Glaube der wahren Juden an den Messias die Notwendigkeit in sich schließt, auch an die dem Messias zugedachte Beschaffenheit, als an das Vollendete und ewig Vorbildliche für den Menschen, zu glauben.

Da das Menschengeschlecht von einem Menschenpaar abstammt, dessen Sündenfall das ursprüngliche Gottesverhältnis des Menschen zerstört und zur Bildung dieser Welt geführt hat, die der ursprünglichen Bestimmung des Menschen entgegen ist, nie und nimmer jedoch sich abschaffen läßt, was ursprünglich von Gott gesetzt ist, muß im Menschen mehr oder weniger stets ein Rückverlangen wach sein, das ihn in dieser Welt nie zur Ruhe, nie zum Frieden kommen läßt und ihn drängt, nach dem zu suchen, was ihm verloren gegangen ist. Dieses Bedürfnis des Menschen zu befriedigen, trachten die Religionen. Dem auserwählten Volk der Juden wurde diese Befriedigung zuteil durch das offenbarte Gesetz und die Verheißung des Messias. Nun mag der Verkehr der

Juden mit anderen Völkern die Verheißung auch zu diesen getragen und in ihnen, vielmehr in Einzelnen von ihnen, eine innere Beziehung zum Messiasglauben ausgelöst haben. Wiewohl im weiteren völlig unwissend, konstatiere ich eine solche Beziehung bei den Chinesen, die ja auch von benachbarten Völkern als die „Juden des Ostens" bezeichnet werden — zumeist freilich in einem Sinn, wie man die Engländer oder Amerikaner heute die Juden des Westens nennen könnte, in einem Sinn, den ich für die Chinesen doch nicht gelten lassen möchte. Denn ihr religiöses Lehrbuch, der Taoteking, das mir die Lehre vom Anschluß an das Gesetz als an das von jeher von Gott dem Unbedingten Gesetze übermittelt, enthält mit der Festhaltung des Reinen Menschen so Wesentliches, das mit der Lehre und dem Beispiel Christi übereinstimmt, daß man von ihm geradezu zur gläubigen Anerkennung des Evangeliums geführt werden kann. So, wenn gesagt ist: daß der Vollendete, also der absolut Vorbildliche, im Geringsein seine Vollendung findet, und daß, wer das Unrecht der Anderen auf sich nimmt, in Wahrheit der Führer, und wer die Last der Anderen auf sich nimmt, in Wahrheit der Herrscher ist, womit doch — soweit wir sehen können — einzig Christus das Führer- und Herrschersein in Wahrheit zugestanden ist. Weshalb es auch nicht im geringsten eine Verletzung der Autorität Christi sein kann, und nicht die geringste Entstellung des Bildes, das das Neue Testament von ihm gibt, wenn man Christus als den Reinen Menschen ansieht, der eben der Mensch ist, an dem Gott als an seinem wahren Sohn sein Wohlgefallen und in dem Gott sich darum auch geoffenbart hat. Ja, ich berufe mich für meine Auffassung auf den Evangelisten Johannes, der Christus verstanden hat als „die Fleischwerdung des Wortes, das bei Gott war und das Gott war." Denn die Fleisch- oder Menschwerdung des Wortes bedingt durchaus nicht die Einheit von Mensch und Gott, aber sie bedingt den Menschen als den Erfüller des ursprünglich von Gott Ge-

setzten, also der Verlautbarung Gottes, als des Wortes, das im Anfang war und durch das alles gemacht ist. Es liegt etwas Erzwungenes, ja eine Wortfechterei darin, wenn man das Wort, das im Anfang war, mit dem Wort, wie es sich in der bloßen Rede Christi darstellt, identifiziert. Denn es ist nicht die Rede Christi allein, sondern sein ganzes Erdendasein, das das Wort verwirklicht, das im Anfang war; weil eben dieses Dasein so ist, wie es von Gott gewollt ist, und damit auch die Wahrheit und das Vorbild von absoluter Einzigkeit ist.

Wieso es gekommen ist, daß wesentliche Züge dieses Vorbildes sich bereits in der Vorzeit im fernen Osten vorfanden, kann ich freilich nicht weiter angeben. Was sich mir klar zeigt, ist nur, daß Laotse mit seiner Botschaft vom Reinen Menschentum, in dessen Mittelpunkt der Reine Mensch steht, der wesentliche Züge Christi trägt, dieser Welt entgegentritt und die Abkehr von ihr — aber nicht von der Erde, die Gottesschöpfung ist, — als Grundlage für die Menschwerdung hinstellt. Auch ist im achtzigsten Spruch des Taoteking die Beschaffenheit eines Gemeinwesens gezeichnet, die, verwirklicht, einem Staat oder Reich wahrlich die Berechtigung gäbe, sich christlich zu nennen; eine Berechtigung, die der sogenannte christliche Staat im Hinblick auf seine existenzielle Beschaffenheit nie hatte. Zweifellos ist auch, daß ein Chinese, der auf die Botschaft Laotses hört und den Reinen Menschen zum Vorbild hat, wie nicht minder der wahrhaft gottes- und offenbarungsgläubige Jude niemals wider den Christus sein könnten, der aus dem Evangelium zu uns spricht. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß der Papst, als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche, wider Christus sein müßte, wenn man die „Situation der Gleichzeitigkeit", die Kierkegaard besonders beachtet wissen will, in Betracht zieht; denn Christus — gesetzt, er würde heute auftreten — könnte die auffindbare offizielle Kirche sicher nicht als seine Kirche anerkennen; er müßte gegen sie, als gegen Weltbildung und Politik, sein.

* * *

So sehr ich die Genialität und, was mehr ist, die wahre Religiösität Kierkegaards anerkenne, muß ich doch seiner Auffassung, die diese Welt mit diesem Leben als dem Erdendasein identifiziert, entschieden entgegentreten. Er, in dessen Schaffen die Forderung laut wird, daß die Kirche weg soll, um für wahres Christentum Platz zu machen, hätte in jener Auffassung die spezifisch kirchliche wahrnehmen können, um sie nicht mehr zu der seinen zu machen. Ich verweise auf das Unhaltbare, das in jener Auffassung liegt und bei Kierkegaard besonders störend also zum Ausdruck kommt: „Man ist kein wahrer Christ, wenn man sich nicht in der Pein und Qual befindet, die sich für den wahren Christen in dieser Welt gehört." Der Ausspruch dient Kierkegaard, um darzutun, daß der Glaube an Christi Wiederkunft, die „als nahe bevorstehend vorausgesagt wird und doch noch nicht eingetreten ist", eine notwendige Illusion sei. Denn: „Der wahre Christ zu sein ist mit solchen Qualen verbunden, daß es nicht zum Aushalten wäre, wenn man nicht beständig Christi Wiederkunft als unmittelbar bevorstehend erwarten würde. Die Qual, das Leiden erzeugt eine notwendige Illusion."

Das ist wohl das Schwächste in religiöser Hinsicht, was Kierkegaard geschrieben hat. Denn das Religiöse und mit ihm das Christliche, das dem Menschen Gott und mit ihm doch die Wirklichkeit im eminenten Sinn vermittelt, hat niemals mit Illusion zu tun. Auch ist dem Evangelium nach die Wiederkunft Christi durchaus nicht „als nahe bevorstehend" vorausgesagt. Was wäre zudem mit der Bezeichnung „nahe" ausgedrückt einer nicht endenden Zeit gegenüber! Wohl aber gibt der Ausspruch Kierkegaards der Meinung Nahrung, daß das ursprüngliche Christentum und sein Stifter die Nähe des Endes aller Dinge voraussetzten. Das hieße aber wiederum Christus eines Grundirrtums zeihen, ja ihn eines solchen überführen, da jene Voraussetzung doch tatsächlich, von uns aus gesehen, sich als falsch erwiesen hat. Damit aber wäre Christus als die Wahrheit ja gründlich erledigt und mit ihm

der Wert des Christentums. So konnte Höffding mit Recht rügen, daß Kierkegaard in jenem Ausspruch „die Sache auf den Kopf stellt" — denn „nicht die Spannung hat ursprünglich die Erwartung hervorgerufen, nein, die Verheißung hat die Spannung erzeugt" — und diesen seinen Vorwurf darauf stützen, daß „die Nähe ‚des Reiches' mit zur ursprünglichen christlichen Verkündigung" gehört, was indessen völlig zu verneinen ist.

Durch eine Auffassung, die das Erdendasein des Menschen von dieser Welt zu trennen weiß, erhält aber der Ausspruch Kierkegaards gleichsam ein anderes Gesicht. Es ist ja die Existenz dieser Welt, die frevelhafte Selbstbehauptung des Menschen Gott gegenüber, die jeden Menschen früher oder später zu Pein und Qual kommen läßt. Je mehr der Mensch der Wahrheit zustrebt, je mehr er Mensch wird, je mehr er das Christsein betätigt, umso mehr wird er auch mit den Aufgaben und Zielen dieser Welt in Kollision geraten, und es ist sicher, daß ihm von außen her auch Uebles genug zuteil wird. Man denke nur an Sokrates, der noch kein Vollendeter im religiösen Sinne war und doch bekennen mußte, daß seine Verurteilung zum Tode schon früher erfolgt wäre, wenn er zu den Händeln dieser politischen Welt je Stellung genommen hätte. Und Laotse, der chinesische Weise, der mehr gab als Sokrates, hinterließ seine Botschaft, die wider diese Welt war, einem einzelnen Menschen, zog sich in die Berge zurück und vollendete sein Leben in Verborgenheit. Und doch zeugt, was wir von diesen beiden, diesen wahren Weisen wissen, auch dafür, daß in ihnen der Seelenfriede und die Liebe zur Gottesschöpfung wach waren, wie sie in den politischen Machthabern dieser Welt niemals wach werden können. Auch das Erdendasein des Franz von Assisi, der die Nachfolge Christi vielleicht wie kein anderer betätigt hat, weist eine innere Glückseligkeit auf, durch die ihm das schwerste Leben leicht gemacht wurde. Und die Erklärung dafür darf darin gesehen werden, daß sein Leben dieser Welt völlig entrückt und durch seine Glaubenswelt der Anschluß an

die große Wirklichkeit hergestellt war, auf die alles äußere Geschehen keinen bestimmenden Einfluß mehr hat. Auch ist es von jeher so gewesen, daß dem Gerechten — und der Christ soll ja als dessen höchste Verkörperung angesehen sein — auch auf Erden ungleich mehr Friede und dauernde Freude zuteil werden als den Menschen dieser Welt, deren Friede Selbsttäuschung ist und deren Freuden, die den Menschen innerlich nur verarmen lassen, ein Vergänglichstes sind.

Einem redlichen Menschen („redlich" als jene geistige Eigenschaft verstanden, derzufolge man Gott zu geben strebt, was Gottes, und dieser Welt, was dieser Welt ist) wird es — mag ihm das Leben noch so hart zugesetzt haben— auch nie einfallen, seinen Frieden und seine Freuden in diesem Dasein gegen die weltlichen Genüsse eines Repräsentanten dieser Welt, der in Reichtum und Ansehen lebt, vertauschen zu wollen. Und das alles ist eigentlich selbstverständlich, weil man, wenn man dem näher kommt, was zum Gerechten macht, auch jenem näher kommt, das macht, daß man wird, wie man von Gott gewollt ist; und weil letzten Endes doch das von Gott Gewollte auch auf Erden, als der Schöpfung Gottes, herrschend ist. Immer wird es darauf ankommen, daß man das Erdendasein von dieser Welt zu trennen weiß, indem ja wohl diese Welt auf das Erdendasein angewiesen ist, nicht aber das Erdendasein auf diese Welt.

Der Christ, als der vollendete Religiöse, ist — geistig gesehen — zugleich der Wirklichkeitsmensch im eminentesten Sinn, und daß er als solcher mächtig ist auf der Erde, die des Herrn ist, bezeugt Christi Ausspruch, den Kierkegaard oft genug hervorhebt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Diese Welt ist davon ausgeschlossen; sie ist nicht das Machtgebiet des wahren Menschen, also auch nicht des Christen, weil, wo diese Welt herrschend ist, Christus, der die Wahrheit ist, weder gehört noch betätigt werden kann. Damit ist aber gesagt, daß diese Welt jedem wahren Gottesverhältnis des Menschen entgegen ist. Es zeugt für die Scheinexistenz dieser Welt. Im Erden-

dasein des Menschen aber kann Christus gehört und betätigt werden; somit kann auch das Reich Christi im Menschen zum Ausdruck gebracht werden auf Erden, aber nicht in dieser Welt — nicht, solange im Menschen diese Welt herrschend ist.

Darum ist es auch verfehlt, das Irdische zum Ewigen, zum Reich Gottes, in Gegensatz zu bringen. Der Gegensatz zu diesem ist das Weltliche. Es war Gottes Wille und somit von Gott gesetzt, daß es dem Gerechten gut gehe in Gottes Schöpfung, also auch auf Erden, aber nicht in dieser Welt, die Gottes Schöpfung brandschatzt. Im Verhältnis des Mystikers (von dem das Religiöse nicht zu trennen ist) zum All, als zur Gottesschöpfung, ist das Irdische auch nicht Gegensatz zum Ewigen. Ja, selbst das Leben Jesu läßt nur diese Welt Gegensatz zum Ewigen sein. Als von Gott betraut mit der höchsten Aufgabe gegenüber dieser Welt, nämlich: den Menschen aus ihr herauszuheben und sie zugleich als nichtig für das wahre Leben hinzustellen, mußte Jesus von Seite dieser Welt das Uebelste zuteil werden. Und doch war er auf Erden der mächtigste Mensch, dem Wind und Wogen gehorchten, der dem Menschen gebieten konnte und dem die Tiere dienten. Dort aber, wo er zu lehren und zu leiden hatte, hatte diese Welt von der Erde völlig Besitz ergriffen. Das ursprüngliche Judentum, welchem Theismus das Leben war, war wie ausgestorben. Toter Formenkult herrschte, dem eine völlig verweltlichte Priesterkaste vorstand. Alles war auf das Aeußerliche eingestellt, alle Innerlichkeit abhanden gekommen. Kierkegaard sagt überaus zutreffend, daß „die historische Situation, menschlich gesprochen, dazu beitragen mußte, die Juden gegen Christus aufzuhetzen . . . . Das Land ist in seinem Untergang begriffen; alle Gemüter beschäftigt mit nationaler Bekümmerung; alles Politik bis zu Verzweiflung."

Und so sieht es heute innerhalb der geographischen Christenheit aus. Das Christentum, das mit der Nachfolge Christi zu tun hat, ist wie ausgestorben. Totes Kirchentum herrscht, das von den Vertretern der offiziellen Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, als Christentum geltend

gemacht wird. Alles ist auf das Aeußerliche eingestellt. „Alles ist in seinem Untergang begriffen; alle Gemüter beschäftigt mit nationaler Bekümmerung; alles Politik bis zur Verzweiflung." Und das alles ist so, weil diese Welt von der Erde, die des Herrn ist, Besitz ergriffen hat, weil der Mensch nicht mehr durchdringt zum Erdendasein, wie es von Gott gewollt ist. Die Erde an sich aber ist niemals diese Welt, und es ist nicht im Sinne des Ewigen, daß diese Welt auf Erden zur Herrschaft komme. Auch Kierkegaard befürwortet diese Auffassung, ob auch ungewollt, wenn er sagt: „In einem glücklichen Land, in Friedenszeiten, ist des Ewigen Gegensatz zum Irdischen nicht so groß." Damit wäre doch die Beschaffenheit des Irdischen als wandelbar angesehen, da es ja dem Ewigen gleichsam mehr verwandt werden kann. Das Vage solcher Auffassung entspricht dem Verfehlten, das statt des Weltlichen das Irdische zum Ewigen in Gegensatz bringt. Der Gegensatz des Ewigen zum Weltlichen bleibt immer gleich groß. Aber ein glückliches Land, in dem Friede herrscht, erweist sich eben als ein Land, in dem diese Welt weniger zur Herrschaft gelangt ist. Damit ist selbstverständlich ausgedrückt, daß auch in den maßgebenden Menschen eines solchen Landes diese Welt weniger zur Herrschaft gelangt ist. Jedenfalls kann in ihnen der Hang zur Weltbildung, zum Hochhinauswollen in Selbstbehauptung Gott gegenüber, mit der die Menschheit seit dem Sündenfall, der Weltbildung ist, erblich belastet erscheint, nicht mehr das sie Beherrschende sein. Darum ist es völlig gerechtfertigt, wenn man als religiöser Mensch — auch als Laie im Religiösen — als seine erste Aufgabe betrachtet: die Erde, die des Herrn ist, und das Erdendasein des Menschen — also sich selber — vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

* * *

„Krieg ist widerchristlich": das ist keine neue Entdeckung. Wer Ohren hat, zu hören, hört es aus jeder Zeile des neuen Testaments heraus, das den Zugang

zur Auserwähltheit wohl für den Menschen, aber nicht mehr für ein Volk offen hält. Damit ist gesagt: daß man, um Christ zu werden, erst Einzelner sein muß, weil die geistige Machtstellung des Menschen, die von seinem Gottesverhältnis abhängig ist, verlangt, daß man Einzelner ist, und das wahre Christliche, als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher, diese Machtstellung dem Menschen zurückerobert hat. So muß der wahre Christ — geistig gesehen — immer auch mächtig auf Erden sein. Das hat Christus, als der Ausgangspunkt des neuen Testaments, mit seiner Lehre und seinem Beispiel vollendet dargetan. Er hat gezeigt, daß die wahre Macht des Menschen auf Erden nicht darin besteht, daß man über so und so viele Gewaltmittel verfügt, sondern darin, daß man jeder Gewaltanwendung überlegen ist durch ein verinnerlichtes Selbst, das in seiner Gottverbundenheit unzerstörbar ist.

Damit hat Christus aber auch das Recht zu richten und zu strafen den Menschen fortgenommen und in die Hand dessen zurückgelegt, von dem alle Schöpfung ausgegangen ist. Und Christus, als die Wahrheit, bleibt das unüberbietbare Vorbild, weil die Wahrheit unüberbietbar ist, und mit ihm ist jedem Menschen der Weg gewiesen, den er tatsächlich gehen muß, wenn er den Anspruch erheben will, wenigstens seinem Streben nach ein Christ zu sein. Und Christsein, als die höchste Form der Verwirklichung des geistigen Lebens und damit auch des Einzelner-sein, duldet keine Gewaltanwendung. Wo der Mensch den Begriff des Einzelnen völlig verwirklicht, ist jede Möglichkeit des Kriegführens zu nichte gemacht. Denn das Kriegführen verträgt sich niemals mit dem Einzelner-sein. Allein schon damit also, daß das wahre Christliche dem Einzelnen und nicht mehr einem Volke seine Aufgabe stellt, ist es eine gründliche Absage an den Krieg. Und es bedeutet geradezu ein völliges Versagen der Auffassung, wenn man die Worte im Matthäus-Evangelium: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert," für ein christliches Anrecht auf Krieg nimmt. „Das

Schwert" kann, wie ich schon erwähnt habe, nur Spaltung bedeuten (das Lukas-Evangelium sagt auch so); und mit dem Frieden, den Christus nicht fördert, ist das Geeintsein auf Grund von Aeußerlichem zu verstehen, das dem Einzelner-werden, also dem wahren Zusichselbstkommen und mit ihm der Menschwerdung entgegen ist.

Das wahre Christentum kann den Krieg nur als Notwehr, zwar nicht als berechtigt, so doch als entschuldbar gelten lassen. Und wieder ist es jene fernöstliche Lehre vom großen Anschluß, die — Reines Menschentum darstellend — der wahren christlichen Auffassung auch in Hinsicht auf den Krieg am nächsten kommt. Nicht so das Verhalten der Kirche, in deren Herrschaftsbereich das Kriegführen niemals aufgehört hat. Wie kommt das eigentlich, möchte man fragen, wenn die Antwort nicht schon längst in der Erkenntnis gegeben wäre, daß die auffindbare Kirche nicht die Kirche Christi, sondern Weltbildung und äußerliches Machtstreben ist, also einen größten Sinnesbetrug darstellt, der es erklärlich erscheinen läßt, daß gerade im Bereich der geographischen Christenheit die meisten Kriege, die größten Massenmorde stattgefunden haben.

(Wie töricht ist es, für den Krieg innerhalb des Bereiches der Christenheit Luther und die Reformation besonders verantwortlich machen zu wollen, da doch schon vor Luther die Herrschaft der Kirche und der kirchenchristlichen Regenten eine beinahe ununterbrochene Reihe von Kriegen aufzuweisen hat, während das Auftreten Luthers der Repräsentation der Kirche seiner Zeit gegenüber doch immer noch ungleich mehr von der Lehre und dem Beispiel Christi verwirklichte als jene. Wiewohl auch Kierkegaard von Luther abrückte, ja abrücken mußte, weil er gegen die offizielle Kirche war und Luther in der Kirche stecken blieb, so schreibt er doch noch zwei Jahre vor seinem Tode: „Luther ist die wahrste Gestalt nächst dem Neuen Testament. Was drückt Luther aus? Einen Stillstand, einen Akt des Besinnens." Und der redliche Mathesius, der „Martin Luthers Leben in siebzehn Pre-

digten" beschrieben hat, betont: „Zu Krieg und Unfrieden hat dieser Mann nicht geraten, dess hat ihm Herr Melanchthon und vieler guter Leute Zeugnis gegeben." Freilich entging auch Luther nicht dem Zusammenwirken mit Machthabern dieser Welt, was immer zu einer wenigstens indirekten Billigung von Gewaltanwendung führen muß.)

Was ich aber hier vor Augen habe, ist die Zeit, in der ich lebe, die vielleicht mehr als jede Vergangenheit das Paktieren von Repräsentanten der Kirche mit den politischen Machthabern dieser Welt in seiner ganzen erschreckenden Wirkung kundgetan hat und noch immer kundtut. Ich denke hier noch einmal der preußischen Hofprediger, vor deren Augen ihr unfähiger Herrscher und Beherrscher beifallssicher auch als strafender Kriegsgott auftreten durfte; an sie, die wohl heute noch ihn, der Volk und Reich ins Verderben stürzte, zum Regenten haben möchten, nur weil es ihnen unter seiner Regierung weltlich gut gegangen ist. Ja, Kirche und Staat gehören zusammen, sie, die nun einmal von dieser Welt sind und aus derselben Krippe fressen; aus ihr, die auf Kosten des Wohlergehens der Menschen auf Erden immer wieder aufgefüllt wird.

Aber man soll nicht denken, daß die Kirche von Rom, die mir näher liegt, heute vielleicht weniger Weltlichkeit entfalte. Kirche bleibt Kirche, das heißt: sie ist und bleibt eine Veräußerlichung des Geistigen und Religiösen und somit auch des Christlichen. Und da Veräußerlichung·Einkerkerung ist, ist die offizielle „christliche" Kirche eine Einkerkerung des Christlichen, und von ihren Repräsentanten und Würdenträgern, als den Trägern ihrer politischen Machteinstellung und -entfaltung, gilt, was Christus zu den Schriftgelehrten und Pharisäern gesagt hat: „Ihr schließt das Himmelreich vor den Menschen zu. Ihr selbst geht ja nicht hinein, aber ihr laßt auch nicht hinein, die hinein wollen." Denn das Himmelreich erschließt man sich durch Innerlichkeit, deren Aufgang und Entfaltung immer mehr behindert wird dadurch, daß die Christenheit daran gewöhnt wird, bloßes Kirchen-

tum und Kirchenpolitik für Christentum, also für Betätigung des Christlichen anzusehen.

Es sind ja immer Christi eigene Worte, die mich in ihrer Weise auf die Kirche aufmerksam machen, weil sie heute ebenso wie vor 1900 Jahren den offiziellen politischen Vertretern der Kirche ins Gewissen geredet erscheinen. So auch, wenn Christus das Wort spricht: „Ihr gebt den Zehnten von Minze, Till und Kümmel, und das Schwere im Gesetz laßt ihr beiseite, das Recht und das Mitleid und die Treue." Man sehe doch nur nach den kirchlichen Würdenträgern Frankreichs und Belgiens, wie sie, die den „Siegern" das Christliche beibringen sollten, beschaffen sind. Da ist der schon erwähnte Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, der doch die schändlichen Gewalttaten Poincarés für gerecht halten muß, wenn er behauptet, daß Frankreich mit der Ruhraktion nur Gerechtigkeit suche. Und „der belgische Kardinal Mercier" — so sagt eine Reutermeldung aus New-York — „hat an das römisch-katholische Blatt ‚Colombia' ein Schreiben gerichtet, worin er anregt, der Völkerbund möge gegen Sowjetrußland einen internationalen Kreuzzug veranlassen, damit die Barbarei vernichtet und die Zivilisation geschützt werde."

Also einen Kreuzzug nennt der Kardinal, was er anstrebt. Und der Kirchenchrist soll also wieder soweit betrogen sein, daß er etwas, das Krieg und Massenmord und, christlich betrachtet, unbedingt verwerflich ist, als gerechte, ja als heilige Sache ansehen darf! Und welche Zivilisation will der Kardinal schützen? Vielleicht die der Franzosen und seiner Landsleute im Ruhrgebiet — oder die des Weltkrieges der „christlichen" Welt, die immer tückischere Mordwerkzeuge ersinnt, um den Massenmord, das Mittel ihrer Selbstbehauptung Gott und seiner Schöpfung, der Erde, gegenüber, möglichst wirksam zu gestalten, und so der Menschwerdung des Menschen immer verbrecherischer entgegenwirkt? Und das will der Herr Kardinal als ein Würdenträger der Kirche, als ein Vertreter der Lehre Christi, wohl weil unter den Getöte-

ten in Rußland auch Würdenträger seiner Kirche waren, womit jedoch noch nicht gesagt ist, daß sie bessere Christen waren als die vielen Deutschen, die heute von den Franzosen und den Landsleuten des Kardinals — wiewohl doch Friede sein soll — getötet, beraubt oder ins Gefängnis geworfen werden, was doch zweifellos ein Tun wider Recht und Mitleid und Treue zu Christus ist. Darum lerne der Herr Kardinal vorerst vor seiner Türe kehren und vor der seiner Zunft und lerne den Kreuzzug des wahren Christen als etwas erfassen, das den Menschen sein Kreuz tragen lehrt. Als eine Leuchte christlicher Wissenschaft sollte er doch wissen, daß die Aufgabe der Apostel nicht darin bestand, einen Kreuzzug in dem bekannten kriegerischen Sinn gegen die Juden, als die Mörder Christi, anzuregen, sondern darin, die Lehre Christi, die völlig anders lautet, zu verkünden und danach zu handeln. Auch die ersten Christen haben gegen ihre Verfolger nicht den Krieg gepredigt. Wenn der Herr Kardinal nicht mehr imstande ist, jede kriegerische Unternehmung als widerchristlich zu erkennen, sollte er wenigstens so ehrlich sein zu erklären, daß er zuvörderst nicht die Lehre Christi, sondern eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, zu vertreten hat, und daß die Entwicklung des Christentums zur offiziellen Kirche eine Sache des Fortschritts ist, dem sich keine Institution dieser Welt entziehen kann, so daß es schließlich nicht verwunderlich ist, daß er auch das Reich Christi, soweit es durch die Kirche existenziell vertretbar ist, zu einem Reich dieser Welt gemacht hat. Und bekennen, daß die Würdenträger dieser Kirche es als ihre Aufgabe erfaßt haben, nicht mehr zu dulden, daß sie und ihre Anhänger und Verbündeten in dieser Welt auch zu leiden haben — nein, daß sie nun mit den weltlichen Machthabern zu gehen, alle Lasten von sich abzuwälzen, die Säume an ihren Kleidern vornehm zu halten und bei Tisch und in den Schulen obenan zu sitzen haben. Und daß sie nebstbei noch, um den Schein zu wahren, Mücken zu seien und Kamele zu verschlucken haben.

Ich glaube, daß die politischen Würdenträger der Kirche, als solche, in der Regel so sind, und wer nicht so ist, eine Ausnahme ist wie der weiße Rabe. Darum sehen nach ihnen allen auch die Hirtenbriefe aus, die sie erlassen und die sich zumeist gegen die Unsittlichkeit richten. In einem solchen neuesten Datums wird — ich zitiere nach einem Zeitungsbericht — „zunächst eine Reihe von Tänzen, wie Foxtrott, Jimmy und Tango, als mit dem christlichen Sittengesetz durchaus unvereinbar, als schwer sündhaft und schweres Aergernis erregend bezeichnet; christliche Mütter können es mit ihrem Gewissen nie und niemals vereinbaren, ihren heranwachsenden Töchtern die Teilnahme an diesen Tänzen zu gestatten, und die Beichtväter wären vorkommendenfalls genötigt, ihnen die Absolution zu verweigern. Eine andere Stelle des Hirtenbriefes richtet sich gegen einsame Ausflüge und Sportwanderungen von Kindern beiderlei Geschlechts." Gut! Meine Ueberzeugung jedoch ist, daß heute in der sogenannten christlichen Welt diese Dinge von Christus und den Aposteln als die Mücken angesehen werden würden im Vergleich zu den großen Unsittlichkeiten der Gewaltakte, die von den „christlichen" Siegern mitten im verlautbarten Frieden begangen werden. Doch ich spähe vergebens nach einem Hirtenbrief aus, der sich gegen eine große Unsittlichkeit, wie es beispielsweise die Ruhraktion ist, richtet. Was ich zu hören bekomme, ist: „Kardinal Schulte erhielt vom Papst ein Schreiben, worin versichert wird, daß dem Heiligen Vater die Ereignisse an der Ruhr und am Rhein tief zu Herzen gehen und daß er fortgesetzt alles Mögliche aufbiete, um den Frieden zu fördern und das Leid zu lindern." Sodann noch: „der päpstliche Gesandte Monsignore Testa, der mit einem Sonderauftrag sich nach dem Ruhrgebiet begibt, ist in Paris eingetroffen; er hat sich gestern abends nach dem Quai d'Orsay begeben, wo ihn der päpstliche Nuntius Ceretti Poincaré vorstellte. Recht auffällig betont ‚Petit Parisien': ‚Dieser reine Höflichkeitsbesuch war sehr kurz.'"

Es ist genug, um mich wiederum erkennen zu lassen, daß die Christlichkeit der offiziellen Kirche von Rom mit ihrem ganzen politischen Apparat von Gesandten und Nuntiussen im Zeichen dieser Welt steht; und daß darum die Träger dieser Kirchenchristlichkeit es als das Wesentlichste ansehen müssen, mit den politischen Machthabern dieser Welt auf gutem Fuß zu bleiben und sich in ihren Entschlüssen danach zu richten. Die Würdenträger bei den ersten Christen handelten anders. Sie waren den weltlichen Machthabern entgegen, wo immer diese der Lehre Christi zuwiderhandelten. Als der römische Prokonsul vor seinem Urteilsspruch Polykarp, den greisen Bischof von Smyrna, „der Johannes, den Jünger Christi und Evangelisten, noch gekannt hatte," aufforderte, „beim Glücke Caesars zu schwören und Christus zu entsagen," erwiderte der Bischof: „Sechsunddreißig Jahre bin ich Sein Diener gewesen, und Er hat mir niemals ein Leid getan, sondern Er hat mich immer behütet." Und freudig erlitt er den Martyrertod. Nun, Poincaré, scheint mir, hat mehr auf dem Gewissen als jener Prokonsul, schon darum, weil er einem Staate vorsteht, der sich christlich nennt, was seine Gewaltakte, die einer ganzen Bevölkerung ein Martyrium aufzwingen, umso verdammenswerter macht. Der päpstliche Gesandte aber macht ihm einen Höflichkeitsbesuch, den erst ein Nuntius vermitteln muß. Was würde der heilige Bischof dazu sagen, wenn er das alles mitansehen müßte und es würde ihm als die christliche Entwicklung der Kirche bezeichnet?

Der Militärstaat, wiewohl er die widerchristlichste Form des Staates ist, scheint der Kirche am meisten zu bedürfen. Das sieht man heute auch in Italien, dessen neue Regierung für die Kirche eintritt zur Förderung eines nationalen Militärismus, der sich auf so und so viele Hunderttausend Bajonette stützt. Wohl hört man vereinzelte Stimmen wahrhaft gläubiger Politiker, die hervorheben, daß die Religion dem Menschen das Höchste sein müsse und nicht weltlichen Zwecken als Vorspann dienen dürfe. Aber von Seite der

offiziellen Kirche ist gegen den Militärismus tatsächlich noch in keinem „christlichen" Staate angekämpft worden, wiewohl eine wahrhaft christliche Kirche, als Hüterin und Wirkerin tatsächlicher Christlichkeit, den Militärismus als widerchristlich ansehen und von einem Staate, der sich christlich nennt, die Aufhebung der allgemeinen Militärpflicht verlangen müßte.

Im Neuen Italien, zu dem das Trentino gehört, mit einem Fürstbischof, der heute die Trikolore vertritt, wie er ehedem schwarzgelb vertreten hat, streitet die Kirche wider die Unsitte des Fluchens. So stößt man in Geschäften, auf den Gängen der öffentlichen Gebäude, und da und dort noch, auf Plakate mit den großgedruckten Worten: Vergognatevi di bestemmiare! Das tut niemandem weh, und man flucht ruhig weiter. Aber daß man sich einer nationalen Gewalttätigkeit schämen soll, die Mitmenschen ihrer Muttersprache berauben will — wiewohl die Muttersprache ein Gut ist, das nicht des Kaisers oder Königs, also auch nicht des Staates ist — eine solche Verlautbarung anzuregen, hütet sich die Kirche, die es eher mit Christus als mit den politischen Machthabern verderben will und folglich nicht daran denkt, wider den zweifellos unchristlichen Gewaltakt eines Staates, der sich christlich nennt, in einem Hirtenbrief zu protestieren.

Ich sage das nicht als Deutscher, sondern als Mensch, wiewohl ich auch Deutscher bin und bleibe — nicht weil es ein deutsches Volk oder eine deutsche Nation gibt, sondern weil das Deutsche, zunächst in Form meiner Muttersprache, mir in Fleisch und Blut übergegangen ist, und ich mich ihm als Mensch verbunden fühle. Es bringt mit sich, daß ich allen politischen Nationalismus, der immer zu Gewalttaten bereit ist, verabscheue, umsomehr, als für ihn die Jugend in ihrer Unreife wie das Volk in seiner Eitelkeit leicht zu gewinnen ist, da ja beide dem Hochhinauswollen allzu zugänglich sind und herrschsüchtige Gewaltmenschen dies auch auszunützen verstehen. Aber Jugend und Volk zum Hochhinauswollen verführen, ist — geistig und religiös, also auch christlich gesehen — ein Verbrechen, weil alles Hochhinauswollen früher

oder später zu Fall kommt und den Untergang, aber nicht den Aufgang und Bestand eines Volkes verbürgt. Was ein Volk groß und dauernd macht, ist dasselbe, was den Menschen groß und dauernd macht: ist sein Verhältnis zu Gott als dem Unbedingten und Absoluten, dessen Aufleben alles sogenannte Völkische als das politisch Nationalisierte enthüllt und es zum Eingehen bringt; denn dieses „Völkische" ist ein Nichtiges, das umso mehr verfallen muß, je mehr ein Volk, gleichwie ein Mensch, zu Gott findet. Wie sollte es auch anders sein, da alles Nationalisierte nur ein von Menschen Gesetztes ist, das ein Volk veräußerlicht und aussetzt, indem es die Kräfte zur Verinnerlichung in ihm versiegen läßt und ihm so alle Tauglichkeit benimmt, in Not und Drangsal Bestand zu haben. Darum kann gesagt werden: Man wird Nation, um wider Willen mit dem von Menschen Gesetzten unterzugehen; aber man wird Mensch, um in Einklang mit dem von Gott Gesetzten zu dauern. Denn Gott schuf keine Nationen, und es ist weltlicher Dünkel lächerlichster Art, sich darauf etwas einzubilden, Deutscher oder Italiener, Franzose oder Engländer zu sein. Den wahren Wert einer Nation bestimmen ja immer nur ihre einzelnen Menschen, insoweit sie mit ihrem Menschentum die Aufgabe erfüllen, die ihnen von Gott gesetzt ist. Und alle Nationen vergehen; vergehen umso eher, je mehr sie nationalisiert, das ist: veräußerlicht werden. Der M e n s c h jedoch mit seiner Innerlichkeit, die in ihm die Verbindung mit dem von Gott Gesetzten herstellt — was eben erst seine M e n s c h w e r d u n g ausmacht — wird nicht vergehen.

Ich habe die Engländer die roheste Nation genannt; ihr Verhalten während des Krieges gegenüber Deutschland gibt meinem Tadel Berechtigung, denn sie waren es, die die ganze Welt gegen Deutschland aufhetzten, weil sie sich von ihm in ihrem Handel bedroht sahen. Der Schuldigste am Kriege aber war in Deutschland neben der Presse und der Kirche, die dem Militärismus huldigten, doch der Höchstkommandie-

rende, der Kaiser selbst, und dieser hatte englisches Blut in sich. Es ist beinahe ein Argument mehr, dem Englischen nichts Gutes zuzutrauen. Es mag mit der englischen Nation auch so beschaffen sein, wie Theodor Haecker meint, nämlich: daß sie sich insgeheim einbildet, das auserwählte Volk zu sein und als solches sich berechtigt glaubt, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Eine Erfassung des wahren Christlichen freilich könnte eine solche Einbildung nicht aufkommen lassen, weil eben dieses Christliche sich so auswirkt, daß es das Auserwählt-sein von dem Einzelner-sein abhängig macht. Diesem Einzelner-sein ist es auch nicht mehr gegeben, daran zu denken, die Herrschaft in dieser Welt an sich zu reißen, sondern einzig der Aufgabe zu leben, den Menschen und die Erde, die des Herrn sind, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

Was versteht aber von Christlichkeit eine Nation, die sich völlig veräußerlicht hat und in ihrem Weltherrschaftswahn jeden Gewaltakt billigt, der ihr gemeinen Vorteil bringt oder doch verspricht! England und Amerika, „als die Hauptprätendenten auf das Imperium der Welt", erscheinen mir so auch als die Mächte, die innerem Zerfall am nächsten stehen. Ihr offenes Bestreben, die Welt zu beherrschen, zeugt mir dafür, daß sie gottverlassen sind und gezeichnet für den Untergang. Die Entchristlichung, die diese Nationen in sogenannte unchristliche Völker hineintragen, die christlicher leben und denken als ihre kirchenchristlichen Bedrücker, muß früher oder später ihre Früchte zeitigen; dann werden friedliebende Völker lernen Gewalt brauchen, wo es not tut.

Die beiden angelsächsischen Reiche, die politisch und wirtschaftlich die Hauptrollen in dieser Welt spielen, vermögen eben darum auch am allerwenigsten das wahre Christliche und mit ihm die Menschwerdung des Menschen existenziell zum Ausdruck zu bringen. Selbst ein Führer und Lehrer wie Newman, der die Engländer zunächst davon abbringen müßte, ihre Kirche als Kirche Christi und ihren verkirchlichten Staat als christlich anzusehen, ist vorläufig außer Acht gelassen.

Die Amerikaner stehen auch hierin ihren Sprachgenossen nicht nach. Walt Whitman, ihr größter Dichter, ist mit seiner elementaren Menschen- und Naturliebe doch eigentlich strikter Gegensatz zum Amerikanismus, der seinem Wesen nach die Auslieferung des Menschen an die Technik, die Betätigung des Taylorsystems, das Aufkommen einer wahnwitzigen Arbeitsteilung und eines noch wahnwitzigeren Reichtums und so den größten Widerpart der Menschwerdung darstellt. Es ist der Amerikanismus, der es mit sich gebracht hat, daß man Rang und Wert eines Menschen nur mehr nach seinem Einkommen bestimmt. Auch Kierkegaard weiß davon zu berichten. „Es gibt", sagt er, „zweifellos in jeder Generation viele, die, wie die Nordamerikaner, das Spekulieren und Philosophieren für eine Art Müßiggang und Verrücktheit halten. Erfahren sie von einem, daß er den ganzen Tag verwendet, um zu denken, so sehen sie ihn für einen Müßiggänger und einen Sonderling an. Etwas anderes dagegen, wenn einer angestellt und entlohnt wird als öffentlicher Lehrer der Philosophie; nun finden sie es in Ordnung, daß er spekuliert — denn er lebt ja davon. Einer findet sein Auskommen durchs Schornsteinfegen, ein anderer durchs Philosophieren; aber Schornsteinfegen und Philosophieren ist gehüpft wie gesprungen; das eine hat nicht mehr Wert als das andere, wenn man nicht davon lebt".

An mir aber ist es jetzt, darauf zu verweisen, daß in diesem verweltlichten Westen, dessen Völker dem Untergang entgegengehen, doch auch Menschen sich finden, in denen ein Aufgehen wahrer Menschlichkeit wahrzunehmen ist. Ein Bericht über die „englischen Kriegsdienstverweigerer" von Martha Steinitz, der mir den ganzen verwerflichen Humbug eines kirchenchristlichen Staates vor Augen führt, läßt mich in Menschen, die als Schwerverbrecher behandelt wurden, tatsächliche Vertreter eines Geistigen und Religiösen, in den sie verurteilenden Richtern, den politischen und militärischen Machthabern eines „christlichen" Staates aber die Schwerverbrecher erkennen. In diesem Bericht, der Tatsachen ent-

hält, die „4 englischen Broschüren und zahlreichen mündlichen Unterredungen mit englischen Kriegsdienstverweigerern“ entnommen sind, ist zumeist die Rede vom Kriegsdienstgegner aus Gewissensgründen, dem „Conscientious Objector“. Da heißt es: „Die C. O. wurden behandelt wie gewöhnliche Schwerverbrecher. Sie wurden in kleinen, fast unmöblierten, steinernen Einzelzellen untergebracht, die fast nie ausreichend geheizt wurden. Die Ernährung war schlecht und spärlich, oft verdorben und verunreinigt, die Zwangsarbeit in fast allen Fällen viel zu schwer und gesundheitsschädlich.... Erst nach einjähriger Gefängnishaft erhielten die C. O. die Erlaubnis eines täglichen gemeinsamen Spazierganges im Gefängnishofe. Bis dahin waren die Andacht und die fünfstündige Arbeitszeit die einzigen Gelegenheiten, bei denen sie ihre Leidensgefährten zu Gesicht bekamen..... Der Erfolg bei etwa 3000 Männern bestand darin, daß sie sich noch fester aneinander schlossen und eher körperlich zusammenbrachen, als nachgaben. 69 C. O. sind an den Folgen der Gefängnisbehandlung gestorben, die meisten von ihnen in Wahnsinn und an Schwindsucht. Einige begingen Selbstmord. Im Gefängnis selbst starben zehn.“ Dann wird zwar noch bemerkt: „Das, was die C. O. trotz der öffentlichen Teilnahme zu erdulden hatten, geht weniger zu Lasten der englischen Regierung, noch weniger zu Lasten des englischen Volkes . . . sondern in der Hauptsache zu Lasten der Militärbehörden, des militärischen Geistes, wie er sich eben mit Naturnotwendigkeit, ja als reiner Selbsterhaltungstrieb in jedem kriegführenden Lande entwickeln muß.“

Diese C. O. waren keine Drückeberger. „Sie litten gern“, wird berichtet, „nur um zu vermeiden, mit den Drückebergern verwechselt zu werden.“ Dafür spricht auch die Aussage eines C. O.: „Bei uns gab es damals für den anständigen Menschen nur zwei Alternativen: den Schützengraben oder das Gefängnis — nichts dazwischen.“ (Dem Wilhelmschen Deutschland gegenüber muß man freilich England noch den geistigen Vorzug zugestehen, daß in diesem Staate, in dem die

allgemeine Wehrpflicht bis dahin freilich nicht eingeführt war, Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen überhaupt aufkommen konnten. Denn es ist anzunehmen, daß eine solche Bewegung in Deutschland unter dem Regime des zweiten Wilhelm und seiner Kirche noch weit gewalttätiger im Keime erstickt worden wäre.)

Was mir der Bericht noch dartut, ist, daß von allen diesen Menschen, wiewohl manche von ihnen auch einer Kirche angehörten, das Menschlich-Verpflichtende über das Staatlich-Verpflichtende gestellt wurde, „daß sie ausnahmslos links gerichtet waren", ohne darum Sozialisten zu sein. Dagegen waren es „rechtsstehende Blätter" — also stehend, wo die Kirche steht —, in denen „die feindselige Stimmung in Zeiten größter nationaler Bedrohung . . . die Form häßlichster Aufhetzung" annahm. Was alles auf mich einstürmt, wenn ich mir vorstelle, wie wohl die Diener der Kirche, die dem Staate zu Gefallen dieser Welt dienen, den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen, wozu doch zweifellos Religiosität erforderlich ist, als Schwerverbrechern bei der Andacht zu begegnen hatten: sie, die vom Staate, dem Schwerverbrecher in diesem Falle, ihren Sold erhalten! Wie der Diener einer Kirche, die Weltbildung ist und zugleich beansprucht die Kirche Christi zu sein, in einem solchen Fall sein Tun mit seinem Gewissen in Einklang bringt, weiß ich nicht; was ich aber bestimmt weiß, ist: daß ein wahrer Diener Gottes und Vertreter der Lehre Christi keinen Sold von einem solchen Staat annehmen dürfte, sondern diesem sein Verbrechen vorhalten und den Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen zum Ausharren in seinem Tun ermuntern müßte. Daß also der wahre Diener Gottes und Vertreter der Lehre Christi niemals r e c h t s stehen dürfte. Daß sein Rechtsstehen vielmehr Zeugnis ablegt dafür, daß die Kirche als Vertreterin des Christlichen, d. h. des vollendet Geistigen und Religiösen, sozusagen Bankrott gemacht hat, wenn sie für ihr Bestehen die Anwendung derselben verwerflichen Gewaltmittel gutheißen muß, die diese Welt für ihr Bestehen in

Selbstbehauptung Gott gegenüber nötig hat. Daß es gröbliche Blasphemie, ja Schändung der christlichen Lehre — man denke: der Lehre, die das Himmelreich im Menschen zu eröffnen vermag — ist, wenn ihre Vertreter dort stehen, wo der Reiche steht, wiewohl dem Ausspruch Christi nach gilt, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher ins Himmelreich.

Es ist Theodor Haecker, der im Nachwort zu Kierkegaards Werk „Der Begriff des Auserwählten" sagt: „Die ersten, die sich gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgesinnung warfen, waren die Armen, die dem Reich Gottes immer näher stehen — an diesem klaren Satz soll nicht gerüttelt werden! — und ihre Vertreterin, die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre — aber auch so wird ihr das weder Gott vergessen noch die Menschheit." — Auch Haecker, der Konvertit, soll diesen Linksstehenden das nicht vergessen! (Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, müßte ich — meiner Definition dieser Welt entsprechend — anstatt „der die Welt gehörte" sagen: der d i e E r d e gehörte. Es fügt sich so auch besser zu einem vorhergehenden Ausspruch Haeckers: daß es „Gottes Verheißung bleibt, daß diese Erde schließlich doch niemals gewalttätigen Verbrechern und Unmenschen, von welcher Nation immer sie sein mögen, gehören wird.") „Dann" erst — es ist Haeckers weitere Aussage und sicher auch seine Wahrnehmung, die sich nicht zurücknehmen läßt — „kamen die Katholiken, außer den kapitalistischen, die alle a priori Diener des Teufels sind, angelockt durch den Ruf eines edlen Papstes, und aus vielen, doch wollen wir annehmen, auch aus menschlichen Gründen, einige Liberale. Auf der anderen Seite stand ein harter, versteinerter oder besessener gieriger Freß- und Raubadel, ‚Schulter an Schulter' mit den kapitalistischen Verbrechern und Wucherern, welche die internationalen Stützen aller Vaterländer sind, und ohne die der ‚christliche' Staat nicht einen Monat lang leben könnte."

So zutreffend diese Aussage ist, läßt sie doch die Frage offen, wieso es kommt, daß ein solcher Staat sich „christlich" nennt. Die Antwort darauf kann nur bekräftigen, was ich dargetan habe. Der Umstand, daß die auffindbaren Staaten innerhalb der geographischen Christenheit sich „christlich" nennen und als „christlich" angesehen werden, ist nur so zu erklären, daß die von den Staaten anerkannte Kirche, welche Weltbildung und Politikerin ist, sich für die Kirche Christi ausgibt. Nur so ist es begreiflich, daß der „christliche" Staat, in dem diese „christliche" Kirche offizielle Geltung hat, „ein absolut unchristliches Wesen hat." Die offizielle Führung in der Christlichkeit dieser Staaten hat doch immer die offizielle Kirche, die eben vom wahren Christlichen wegführt, indem sie es durch Kirchliches ersetzt. So stehen sie, die offiziellen Vertreter der Kirche, auch immer rechts, wo die Reichen stehen, wiewohl es undenkbar ist, daß Christus dort stehen würde. Man versetze sich nur in die Situation der Gleichzeitigkeit. Ob da Christus nicht der Linken näher wäre? Da er rechts doch „Schulter an Schulter" mit den kapitalistischen Verbrechern und Wucherern zu stehen käme, welche „die internationalen Stützen aller Vaterländer" und zumeist auch die Stützen der offiziellen Kirche sind, die wiederum die Stütze aller „Vaterländer" ist, ein Wechselverhältnis, dessen Ausdruck eben der „christliche" Staat mit dem unchristlichen Wesen ist. Diesen „christlichen" Staat vermerkt auch Kierkegaard also: „Ich wünschte mit dem gemeinen Mann zu leben, es befriedigt mich so unbeschreiblich, freundlich und mild und aufmerksam und teilnehmend gegen die Klasse zu sein, welche in dem sogenannten ‚christlichen' Staat nur allzu verlassen ist."

Freilich würde der wahre Christ auch von der Linken völlig abgedrängt werden, da er der Mensch ist, der den Begriff des Einzelnen zur Erfüllung bringt. So hat in ihm nichts Parteiliches, nichts Staatliches Raum; er findet seinen Stand und sein Wachstum, indem er alle äußeren Anschlüsse auflöst, denn er kräftigt sich, je mehr er Einzelner wird; je tiefer er in sich

geht, umso mehr festigt er sein Aufragen; je mehr er untertan wird, umso mehr fühlt er sich als Herrscher. Das gehört von jeher und wird immer zu den charakteristischen Eigenschaften des geistigen und religiösen Menschen gehören, als dessen höchste Form ja der Christ anzusehen ist. Sich herrschend fühlen und herrschend sein durch Untertan-sein — es kennzeichnet, wem der Christ untertan ist. Christus, das Vorbild, betätigt nichts anderes. Untertan bis zum Eins-sein mit Gott, dem Vater und Schöpfer, als der Wirklichkeit im eminenten Sinn, konnte er von sich sagen: Ich bin die Wahrheit. Die Forderung, daß das Sündenbewußtsein im Christen geweckt sein müsse, macht die Beschaffenheit des Christen nicht anders. Der Sachverhalt bleibt der, daß man dem Sündigen ja umso mehr entgeht, je mehr man Gott untertan wird. Das geweckte Sündenbewußtsein ist nicht Selbstzweck, sondern soll den Menschen dazu bringen, abzulassen vom Sündigen. So zeigt sich der Christ auch als der konservativste Mensch, indem er der Einzelne ist, der Gott seinem Schöpfer zu geben strebt, was von jeher Gottes war, ist und sein wird. Und ich glaube, daß Treue halten nach dieser Richtung auch größte Treue ist.

Die Eigenschaften der Kirche sind andere. Als Weltbildung und Politikerin ist sie, im Gegensatz zu dem von jeher Geistigen und Religiösen, somit auch im Gegensatz zum Christlichen, dem Wandel und Verbrauchtwerden unterworfen. So ist sie gezwungen, immer wieder umzulernen und sich den Geschehnissen anzupassen in ihrem Verhalten. „Auch die Kirche lernt ja leicht um," sagt sogar Haecker; „es werden Tage kommen, da sie sich an die Verkündigung machen wird, daß das Christentum die einzige wahre Grundlage der Demokratie sei; wir werden diese Tage noch erleben." Nun, ich habe diese Tage erlebt. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Monarchie wurde in Oesterreich aus der rechtsstehenden Regierungs- und Kirchenpartei eine „Volkspartei" und das Christentum als die wahre Grundlage für das Soziale erklärt. Ja, die Kirche lernt leicht um; auch die römisch-

katholische. Das Einzeln-sein ist nicht ihre Stärke. Als Politikerin scheint sie vielmehr beflissen, möglichst zu verhüten, daß der Mensch den Begriff des Einzelnen verwirkliche. Umso verständlicher wird es, daß der wahrhaft religiöse Mensch vereinzelt steht. Im Hinblick darauf, daß Kierkegaard, als ein wahrhaft Religiöser, „so vereinzelt stand" und daß auch „der Apostel Paulus sich verlassen und vereinsamt sah unter den Christen", sagt A. Bärthold: „Es ist die Idealität darin ausgedrückt, daß der Mensch auf Gott angewiesen ist, und es auch aushalten kann, keinen wesentlichen Halt an Menschen zu haben, den er in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält."

Wie ich es sehe, muß ich diesen Ausspruch ein wenig verändern und dahin ergänzen: „Es ist wahre Religiosität und mit ihr der größte Wirklichkeitssinn darin ausgedrückt, daß der Mensch sein Angewiesensein auf Gott betätigt, und daß es ihn erst sicher macht, an Menschen und ihren Schöpfungen, zu denen auch die Kirche gehört, keinen wesentlichen Halt zu haben, den er ja in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält."

* * *

Gewinnt man Verständnis dafür, daß der Mensch seinen Halt an den Menschen und ihren Schöpfungen in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält, und daß dieser Halt ihn erst sicher macht, will einem freilich das Tun der englischen Kriegsdienstverweigerer im Religösen nicht genügend verankert erscheinen, wiewohl Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen immerhin als ein religiöser Entschluß anzusehen ist. Was ihrer Vorstellung fehlt, ist der Begriff des Einzelnen, wie ihn der wahre Religiöse oder der Christ existenziell zum Ausdruck bringen soll; daher ihr Halt auch noch wesentlich darin bestand, daß so und so viele Gleichgesinnte sich zu demselben Entschluß zusammengefunden hatten. So konnte es geschehen, daß manchem die Aufgabe durch die Leiden, die sie ihm brachte, über seine

Kräfte ging, was — wie wir hörten — zur Folge hatte, daß mehrere in Wahnsinn starben und einige Selbstmord begingen.

Ich habe das vorgebracht, weil ich der Ansicht Haeckers, „daß Wahnsinn für den großen dezidierten Christen keine mögliche Krankheit ist", in meiner Weise immer beigestimmt habe und auch immer noch glaube, daß der religiöse Mensch — für mich der M e n s c h —, der in völliger Insichgekehrtheit sich Gott, seinem Schöpfer, ausgeliefert hat, nicht wahnsinnig werden, nicht Selbstmord begehen kann. Das soll keine Schmälerung der Verdienste der Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen sein. Ich könnte höchstens sagen, sie scheinen sich mehr zugetraut zu haben, als von Gott verlangt wird, was immer gefährlich ist, wenn es ohne den nötigen Halt an Gott, als dem Unbedingten, der den Halt an Menschen hinter sich lassen muß, geschieht.

Ich habe aber hier noch auf die Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen als auf Bevorzugte hinzuweisen, insofern ihnen Schmälerung ihrer Verdienste und feindselige Begegnung von einer Seite zuteil wird, die die ganze Erbärmlichkeit dieser Welt darin zum Ausdruck bringt, daß sie als Verkörperung eines Idealen erscheint, wiewohl sie ein unbedingt Verwerfliches ist; ich meine den „k l a s s i s c h e n P a z i f i s m u s", der den englischen Kriegsdienstverweigerern nicht nur mit keiner Sympathie, sondern mit „kühler Ablehnung und Mißtrauen" begegnet ist, wiewohl doch Kriegsdienstverweigerung zweifellos ein erster praktischer Ausdruck rein pazifistischer Gesinnung ist. Die Berichterstatterin meint freilich: „es soll von vornherein den Vertretern des klassischen Pazifismus zugebilligt werden, daß sie zu ihrer ablehnenden Haltung lediglich von prinzipiellen Bedenken ernstester Art bewogen werden"; und sie führt die ablehnende Haltung auf zwei Anschauungen zurück, die gewiß nicht nur „wesentlich von den Grundüberzeugungen der C. O.", sondern auch von denen eines jeden religiösen Menschen — insonderheit eines Christen — abweichen. „1. Die Ueberzeugung von dem uneinge-

schränkten Rechte des Staates, über das Leben des Individuums zu verfügen; *2.* Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der völligen Ausschaltung der Gewalt im Völkerleben."

Wenn man bedenkt, daß die „christlichen" Staaten es sind, in denen diese Ueberzeugung herrscht und betätigt wird, während doch die Lehre Christi das Friedenhalten lehrt, und sich vergegenwärtigt, daß die Vertreter des klassischen Pazifismus sich eben auch als die Vertreter der vollendeten Friedensbestrebungen präsentieren, gewissermaßen also das Aussehen einer christlichen Elite der christlichen Staaten annehmen, kann man wieder gewahr werden, was diese Welt ist, deren christlicher Friedensbegriff in einer solchen Ueberzeugung seinen Ausdruck findet. Kein Zweifel: was diese Welt sich aneignet, wird schlecht; wo sie den Frieden aufgreift, wird er Gewalttat; wo sie Gott in Anspruch nimmt, erhält er sofort das Aussehen einer Fratze, ja eines Teufels. Wieviele Verbrechen, ja Teufeleien mußte schon die Losung decken: Mit Gott! Immer wieder zeigt es sich: man hat völlig darauf vergessen, daß Mensch und Erde Gottes Schöpfung sind, und benimmt sich, als wäre man selbst deren Schöpfer, wiewohl man nur Mitschöpfer dieser erbärmlichen Welt ist, deren Scheinexistenz der Gewaltanwendung bedarf, um sich gegen Gott behaupten zu können. Der besseren Erkenntnis entgeht darum doch nicht, daß ein Staat erst Daseinsberechtigung hat und erwirbt, wenn er imstande ist, den Menschen als Gottesschöpfung zu fördern, daß der Staat also des Menschen wegen da ist und nicht umgekehrt; daß seine erste tatsächliche Aufgabe sein muß, das Leben des Individuums zu schützen und jedem Angriff auf Leben und Gut in seinem Bereich nach Kräften zu wehren; daß er Ordnung zu halten hat im Sinne der göttlichen Ordnung, deren Richtlinien dem Menschen und Christen mit den Geboten Gottes und nicht mit Menschengeboten gegeben sind. Ein Staat aber, in dem jene Ueberzeugung herrscht und betätigt wird, ist widerchristlich, und daß in ihm eine Kirche, die sich christlich nennt, zu offizieller Geltung gelangt ist, beleuchtet die

Widerchristlichkeit dieser Kirche und erhellt sie zugleich als Weltbildung und Politikerin.

Und so sind heute die „christlichen" Staaten zumeist nichts anderes als Tummelplätze für Verbrecher großen Stils. Die Kirche hinwiederum ist so beschaffen, daß sie die Betätigung der Lehre und des Beispiels Christi der Gunst dieser Staaten geopfert hat. Wie sollte es sonst möglich sein, daß in diesen Staaten, in denen die „christliche" Kirche offizielle Geltung hat, die Lehre vom Expansionsdrang der Völker, der den Krieg notwendig mache, immer wieder so großen Anklang findet! Hat eine Familie, deren Zuwachs so zahlreich geworden ist, daß sie mit dem eigenen Grundbesitz nicht mehr ihr Auskommen findet, etwa das Recht, den Nachbar zu verjagen oder zu erschlagen, um sein Gut einzuheimsen? Das ist doch, menschlich wie christlich gesehen, immer ein Verbrechen!

Mit dem Staat ist es nicht anders, mag die Gewohnheit, ihn so handeln zu sehen, auch die Fluchwürdigkeit seiner Handlungsweise nicht mehr wahrnehmen lassen. Der Expansionsdrang berechtigt zu gar nichts; er ist vielmehr — geistig und religiös gesehen — völlig verwerflich. Er ist die erwachende Erbsünde, das Hochhinauswollen, das zur Schöpfung dieser argen Welt führte; er ist der Köder, den Gewaltmenschen auswerfen, weil die Jugend und die Massen, dem ererbten Uebel des Hochhinauswollens leicht erliegend, darnach schnappen wie hungrige Fische; er bringt die Reiche zum Zerfall und nicht zur Festigung; er ist ein Fluch und kein Segen für die, die ihn betätigen; er genehmigt immer den Krieg, der dem Leben Feind ist und so auch zu Gottes Feind den Menschen macht, der sich herausnimmt über etwas zu verfügen, was einzig Gottes ist.

Das ist das geradezu widerwärtig Widerchristliche der „christlichen" Staaten, daß in ihnen dem Expansionsdrang mit einer Selbstverständlichkeit Raum gegeben wird, als handle es sich um einen natürlichen Trieb, wiewohl er eigentlich, wenigstens als gewaltheischendes Moment, im natürlichen Menschen gar nicht vorhanden ist, sondern erst künstlich ge-

weckt werden muß, was eben die gewissenlosen Führer des Ungeists, die Politiker und Journalisten, besorgen. Und da die Kirche, als anerkannt offizielle Kirche, gegen derartige gottes- und menschenfeindliche Umtriebe in kirchenchristlichen Staaten nicht aufkommt und nicht aufkommen kann, ist doch zu folgern, daß sie, die das Aufkommen dieser Staaten als „christlicher" Staaten verschuldet und ihren Expansionsdrang gefördert hat, auch die Verantwortung dafür zu tragen hat; was von der Lehre Christi nicht gesagt werden kann, da diese durchaus Gegenteiliges lehrt, und es lehrt, damit es befolgt werde. Darum verweise ich hier noch auf dieses wahre Christliche als auf etwas, das nichts Gegenteiliges lehrt zu dem, was schon 500 Jahre vor Christi Erdenwandel im fernen Osten gelehrt wurde; ja, dieser Osten hat seine Verdammung des Expansionsdranges nicht nur in Wortzeichen, sondern mit der chinesischen Mauer auch in einem Tatzeichen zum Ausdruck gebracht. Und ich betone nochmals, daß die fernöstliche Lehre eine Verfassung zeichnet, welche, betätigt von einem Reich, diesem eine Beschaffenheit verleiht von einer Christlichkeit, wie sie eine Reichsbeschaffenheit innerhalb der geographischen Christenheit nie erreicht hat. So überbrachte sie Laotse:

Das Reich klein, die Menschen verstreut wohnend,
nicht vielerlei Geräte im Gebrauch.
Den Tod ernst nehmen und danach leben.
Der Scholle treu bleiben.
Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.
Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.
Rückkehr zur Einfachheit
bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift.
Dann schmeckte auch grobe Nahrung süß,
dürftige Kleidung gefiele,
eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte,
der Lebensweise entsprösse Frohsinn.
Und wohnte der Fremdnachbar so nahe,

daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte, und brächte man sein Leben auch zu höchstem Alter: man bleibe für sich.

* * *

In einer Münchner Zeitung (die neuestens auch kirchlich gestimmt scheint, wie es jetzt ja Mode ist in dieser Welt, die mit dem Wachstum an Erbärmlichkeit leicht auch an Kirchlichkeit zunimmt) las ich eine, übrigens wohlgemeinte, Besprechung einer Darstellung von „Buddhas Leben", in der gesagt ist: „es ist ein verarmtes, sich verarmendes Leben, das sich hier darstellt"; wozu bemerkt wird, daß „unser Glaube auf einer geistig noch weit höheren Stufe" steht. Ja, so denken und reden die Anhänger der Kirche — hier der Kirche von Rom —, und doch steht die Sache so, daß, falls das religiöse Leben dieser Leute nur annähernd jenem verarmten, sich verarmenden Leben gliche, Gott sicher seine helle Freude daran hätte.

Das Hochfahrende scheint überhaupt eine besondere Eigenschaft der Anhänger der Kirche zu sein, die mit ihrem Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, allzu oft zu bewirken scheint, daß man auch auf unselige Weise nach einem reichen und sich bereichernden Leben in dieser Welt strebt. Es ist also damit, daß man seine Religion für hochstehend hält, für das wahre Religiöse, und so auch für das Christliche, noch nichts getan, das vielmehr erst, und zwar umsomehr gefördert wird, je mehr man sich erniedrigt, wie es ja auch von Christus, dem Vorbild, gelehrt wird. So kann man immer wieder gewahr werden und erfahren, daß wahre Christlichkeit von „Nichtchristen" vielfach mehr betätigt wird als von „Christen".

Ich verweise hier auf das, was Martin Buber aus dem Kreise der chassidischen Lehre und des chassidischen Lebens in seinem Buche „Der große Maggid und seine Nachfolge" erzählt. Da ist von polnischen Juden die Rede, freilich nicht von solchen, die zur Spielbank nach Wien kommen, sondern

die als religiöse Lehrer ihrer Gemeinde vorstanden. Wie sie das tun, ist so, daß daraus Wesentliches des wahren Christlichen, sogar der Begriff des Einzelnen, im christlichen Sinn erfaßt, zu uns spricht. So wird erzählt: „Rabbi Bunam sprach einmal: Wenn ich die Welt betrachte, erscheint es mir zuweilen, als sei jeder Mensch ein Baum in der Wildnis, und Gott habe in seiner Welt keinen als ihn allein, und er keinen, dem er sich zuwenden könnte, als Gott allein." Ein anderer „der Sassowar" betätigte die Menschenliebe des heiligen Franziskus. „Er saß am Bett aller kranken Knaben der Stadt, pflegte und wartete sie. Einmal sagte er: ‚Wer einem pestkranken Kind nicht den Eiter aus seiner Beule saugen mag, ist noch nicht zur halben Höhe der Menschenliebe gelangt.' Er verstand eben die Liebe zu den Menschen als die Kraft, ‚ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen'."

Von Rabbi Wolf wird erzählt: „Er kam an einem harten Frosttag zu einer Beschneidungsfeier gefahren. Als er eine Weile im Saal verbracht hatte, erbarmte es ihn des wartenden Fuhrmanns; er ging unbemerkt zu ihm hinaus und sagte: ‚Komm doch herein und wärme dich!' ‚Ich darf meine Pferde nicht allein lassen, antwortete der Mann, warf die Arme und trat von einem Fuß auf den anderen. ‚Die will ich dir hüten, bis du warm hast und mich wieder ablösen kannst', sagte Rabbi Wolf. Davon wollte der Fuhrmann zuerst nichts wissen, ließ sich aber nach langem Zureden bestimmen und ging ins Haus. Da gab es für jeden, der kam, gleichviel welchen Standes, vollauf zu essen und zu trinken. Nach dem zehnten Gläschen hatte der Fuhrmann vergessen, wer ihn bei den Pferden vertrat und ließ Stunde um Stunde vergehen. Indessen hatten die Leute den Zaddik vermißt, aber sich damit beruhigt, daß er einen wichtigen Gang hätte machen müssen und danach wiederkehren würde. Nach geraumer Zeit kamen einige Gäste auf die schon abendliche Straße und sahen Rabbi Wolf am Wagen stehen, die Arme werfen und von einem Fuß auf den anderen treten."

Und „Wie der Sassowar die Mitternachtsklage sprach" schildert ein Tun im Dienste der Mitmenschen, würdig des besten Christen. Erzählt wird (ich gebe es sehr verkürzt), daß er, Rabbi Mosche Leib, „um Mitternacht Bauernkleider anzog, auf den schneebedeckten Hof ging, eine Last Holz aus dem Keller holte, sie zusammenband und sich damit belud. Dann verließ er das Haus" und ging „in den klirrenden Frost der Mitternacht bis ans Ende der Stadt, wo er an einer armseligen Hütte stehen blieb und das Holz ablud..." Dort zog er ein Beil hervor und hackte das Holz klein. Und „während er das Holz klein hackte", sprach er „einen Teil der Mitternachtsklage".... Dann trug der Rabbi das Holz in die Stube, in der auf einem Bette eine Frau lag, „die mit trostloser Gebärde ihr neugebornes Kind an die Brust preßte", und heizte den erloschenen Ofen. Und „während er die Scheite hineintat, sprach er mit leiser Stimme den anderen Teil der Mitternachtsklage.... Sodann verließ er die Stube und ging eilenden Schrittes nach Hause".

Wie stehen demgegenüber die offiziellen Vertreter der Kirche — auch der Kirche von Rom — da, die Seelsorger sein sollen, wiewohl die Seelsorge sie oft so wenig in Anspruch nimmt, daß sie nebenher noch ganz gut Bank- oder Fabriksdirektor sein könnten und wohl oft genug ähnlich angesehene und einträgliche Aemter so nebenher bekleiden? Christlich betrachtet, müßte man ihnen doch bedeuten, daß sie sich an dem chassidischen Leben polnischer Juden ein Beispiel nehmen können, wollten sie besser auch nur für die eigene Seele sorgen.

Die jüdische Religiosität, wie sie der Chassidismus zum Ausdruck bringt, kennt aber auch das Handeln wider die Klugheit, wie es Kierkegaard vom wahren Christen verlangt. So wird berichtet: „Es kamen Beamte der Regierung von Rymanow, um ein Haus zu bestimmen, in dem die Speisevorräte für das Heer zu verwahren wären. Sie fanden keinen geeigneten Ort als das Bethaus der Juden. Als die Vorsteher der Gemeinde dies erfuhren, kamen sie bestürzt und

ratlos zu Rabbi Mendel. Nur einer unter ihnen wußte von einem Umstand zu berichten, der eine Aenderung des Beschlusses erhoffen ließe: das Dach des Bethauses sei seit einiger Zeit schadhaft, und wenn es erst kräftig hereinregne, würde man den Vorräten wohl eine andere Unterkunft suchen. ‚So ist', sprach der Zaddik, ‚das Urteil gerecht, daß aus dem Heiligtum ein Lagerhaus werde; denn das Urteil ist über eure Trägheit und Leichtfertigkeit gesprochen. Ordnet unverzüglich an, daß der Schaden ausgebessert werde.' Das geschah noch am gleichen Tage. Von der Absicht der Beamten hörte man seither nichts mehr; erst nach Wochen erfuhr man, daß sie sich an eben jenem Tage für eine andere Stadt entschieden hätten."

Das ist geradezu ein Schulbeispiel dafür, daß der Religiöse der Weise ist, ganz im Sinne Kierkegaards, nicht wie Bärthold es verstand, der an den Satz: „Der Religiöse ist der Weise!" die Bemerkung knüpft: „Das will sagen: das antike Ideal der menschlichen Ueberlegenheit über das Dasein, welches im ‚Weisen' ausgeprägt wurde, ist überboten; ‚Der Religiöse' in christlichem Sinn ist stärker und größer". Das ist zu umständlich gedacht und trifft zu wenig die Auffassung Kierkegaards. Der Religiöse ist wirklich der Weise, und Weisheit in diesem Sinn ist gegen die Klugheit. Klugheit rechnet mit der menschlichen Einsicht, Weisheit einzig mit der menschlichen Verpflichtung Gott gegenüber. Daß man Gott gebe, was Gottes ist; auch wenn so zu handeln wider menschliche Einsicht, also gegen die Klugheit ist. Den Weisen in diesem religiösen Sinne kümmert es nicht, was menschlicher Einsicht nach bevorsteht, wenn er so und so handelt, falls er so zu handeln Gott gegenüber sich verpflichtet fühlt. So schien es auch Rabbi Mendel von dem Moment an, da er von dem Dachschaden des Bethauses erfuhr, Verpflichtung Gott gegenüber, den Schaden sofort ausbessern zu lassen, unbekümmert darum, was es zur Folge habe. Was dann eingetreten ist, mögen die Weltleute einem günstigen Zufall zuschreiben; je religiöser aber einer ist,

desto mehr wird er von diesem Rabbi denken: sein Glaube hat ihm geholfen. Demnach bedingt Weisheit immer ein Aufgeben der Klugheit; und insoferne kann man nicht gut der Meinung Bubers beipflichten, „daß Klugheit in Weisheit umschlagen kann", es sei denn so gemeint, daß Klugheit der Weisheit Platz machen kann.

Darum wird es der offiziellen Kirche auch immer versagt sein, das wahre Christliche existenziell vertreten zu können, weil sie, die Weltbildung und Politikerin ist, immer gezwungen sein wird, in ihrem Tun sich von weltlicher Klugheit leiten zu lassen, was aber immer nur auf Kosten der Betätigung des Religiösen — somit auch des wahren Christlichen — geschehen kann.

* * *

Ich habe die Einzigartigkeit Christi — in dem Sinn, wie Wahrheit in absolutem Sinn einzigartig ist — nicht in Frage gezogen. Der Glaube an das Evangelium verlangt diesen Glauben. Damit aber ist Christus noch nicht identifiziert mit Gott. Für die Ausübung des wahren Christlichen ist diese Identifikation auch ein völlig Nebensächliches. Das habe ich dargetan, wiewohl es genügen müßte, darauf hinzuweisen, daß die bloße Identifizierung Christi mit Gott noch aus keinem Menschen einen Christen gemacht hat, weil der Mensch erst zum Christen wird, wenn er, was Christus gelehrt und gelebt hat, so glaubt, daß er es auch befolgt. Und dieses von Christus Gelehrte und Gelebte erweist sich in meiner Betrachtung als die vorbildliche Menschwerdung des Menschen. Daß der Mensch wieder Mensch werde, wie er einst von Gott geschaffen war und von jeher von Gott gewollt ist, das will auch Christus, als der Auserwählte Gottes, als der Mensch, in dem sich Gott offenbart hat, und der so die Gottessohnschaft und mit ihr das wahre Gottesverhältnis des Menschen dem Menschen vermittelt. Dementsprechend sagt auch Kierkegaard einmal vom „Gottmenschen", „daß er just die Qualität ausdrückt: Mensch zu sein, wogegen alle anderen Menschen nicht die Qualität

ausdrücken, sondern diese durchsetzt mit relativen Zufälligkeiten". Und meint: „Er war schlecht und recht ein Mensch, der keinen Druck spürte dadurch, daß er nichts besaß (also war er auch nicht arm) und die Seligkeit fand im Nichtsein (also war er auch nicht gering). Er hätte auch gut reich und vornehm sein können, wenn nicht sofort der Zusammenhalt dagewesen wäre, und wenn nicht Reichtum und Vornehmheit bedenkliche Qualitäten wären im Verhältnis zum Menschsein."

Damit sehe ich auch von Kierkegaard den Gottmenschen geradezu als den Reinen Menschen im Sinne des großen Anschlusses dargetan, indem ja auch Christi völliges Aufgehen in den Willen Gottes, des Vaters, der in eminentem Sinne Wirklichkeit ist, dem Nichtsein, als dem Aufgehen in das Sein, völlig entspricht. (Demnach ist nicht zu leugnen, daß auch „Rückkehr" und „Nichttun" von jeher zur Betätigung des von jeher Geistigen und Religiösen — und also auch des Christlichen — gehören; ist doch damit das von jeher von Gott, dem Unbedingten, Gewollte als das zu Betätigende hingestellt, das betätigt das Leben aufgehen läßt in das Sein, als in die große Wirklichkeit, die eben mit dem Wort, das im Anfang und bei Gott war, gesetzt ist.

„Aufgehen in das Sein ist Nichtsein": daß ich zu dieser Fassung fand, entgegen allen Darbietungen, die ich zu Gesicht bekam, es allein hätte einem unvoreingenommenen Menschen von zulänglicher Qualität für die Wahrnehmung genügen müssen, daß in mir Witterung für das wahre Religiöse ist. Ich sage das zu Theodor Haecker, der in seinem katholischen Eifer, so redlich dieser sein mag, doch nicht übersehen sollte, was zu übersehen vielleicht doch Ueberhebung ist.)

Die Tagebücher Kierkegaards, die uns sein religiöses Werden vor Augen führen, bringen freilich auch Aufzeichnungen, die bezeugen sollen, daß Christus Gott ist. Dem erstaunlichen Reflexionsvermögen Kierkegaards gelingt es wohl auch, Ereignisse in diesem Sinne auszudeuten. So sagt er:

„Wenn Christus bloß ein Mensch gewesen wäre, dann hätte offenbar Petrus ihn nicht verleugnet... Aber dieses gleichsam Wahnsinnige, daß Christus Gott ist, daß er es in seiner Macht hat, jeden Augenblick, da er will, Legionen Engel herbeizurufen: dies ist's, was Petrus völlig überwältigt. Wie man vor Schrecken die Sprache verlieren kann, so stehen für Petrus alle Begriffe still, und in diesem gleichsam apoplektischen Zustand verleugnet er ihn." — Derartige Ausdeutungen berühren aber doch zu wenig überzeugend. Der zu so komplizierter Reflexion weniger geneigte Mensch erfaßt die Sache auch weniger kompliziert und beurteilt das momentane Versagen des Petrus menschlicher; es versagten ja auch die Jünger auf dem Oelberg, die mit Jesus wachen sollten, wiewohl sie Augenzeugen der Wunder waren, die Jesus wirkte. (Uebrigens bringen die Tagebücher der ersten Zeit auch manches, das nahezu wörtlich selbst Nietzsche geschrieben haben könnte. Dem Wesentlichen an Kierkegaards großem religiösen Lebenswerk, das der offiziellen Kirche den Christen entgegenstellt, tut dies keinen Eintrag. Mit dem Wachstum des Religiösen tritt bei ihm auch die Hingegebenheit an Gott, den Unveränderlichen, mehr hervor. Wenn ich daher noch einzelnes aus den Aufzeichnungen herausgreife, ist es nur, um ein von mir Gesagtes zu bekräftigen.)

Zu seiner kleinen Abhandlung: „Darf der Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen?" bemerkt Kierkegaard erläuternd, daß hier „ein indirekter Beweis dafür geführt" wird, „daß Christus Gott ist". Daß er sie als Dichtung ausgibt, begründet er damit, daß „es doch wohl gerade Bescheidenheit" ist, „anstatt den Anspruch zu erheben, es wirklich zu sein, so etwas dichterisch darzustellen. Das Unbescheidene ist, daß ein Mensch mehr zu sein dichtet, als er ist; das Bescheidene ist just, daß er das, was er vielleicht doch ist, als Dichtung darstellt." Dem kann man wohl nicht beipflichten in einem so heiklen Fall, da indirekt bewiesen werden soll, daß Christus Gott ist; denn hier wird es völlig

nebensächlich, ob der Beweisführende sich bescheiden oder unbescheiden gibt; hingegen muß es für die Bewertung des Gesagten geradezu entscheidend sein, ob so etwas als persönliches Bekenntnis oder als Dichtung ausgegeben wird.

Seinen „Standpunkt" gibt Kierkegaard also an: „Ich stelle dar, was Christentum ist, dazu habe ich in außerordentlichem Maße alle Voraussetzungen und verstehe es ganz buchstäblich als meinen Beruf." Ich werde der Letzte sein, der das bestreiten möchte, aber ich werde zugleich voraussetzen dürfen, daß seine Darstellung des Christentums etwas aufweisen muß, das wesentlich vom herkömmlichen Kirchenchristentum abweicht, sonst hätte seine Darstellung ja wenig Sinn. Und darum muß ich immer wieder als das Wesentlichste dieser Darstellung, deren qualitativ bedeutendsten Teil ich wohl kenne, das bezeichnen: daß sie das Christentum dem Christentum der offiziellen Kirche entgegenstellt; womit aber ausgedrückt ist, daß das wahre Christentum durch das offizielle Christentum der Kirche verdeckt ist, das darum weg soll — eine Forderung, die Kierkegaard auch immer mit der Lehre und dem Beispiel Christi begründet.

Ich lasse für meinen Glauben wohl noch mehr als Kierkegaard nur Christi Lehre und Beispiel sprechen, und weniger als er, was die Kirche aus dem Christentum gemacht hat; und so werden vielleicht auch Einzelnheiten des Glaubens Kierkegaards meinem Glauben unzugänglich sein. So glaube ich nicht, „daß Christentum ist, daß das ganze irdische Leben Leiden sein soll". Dagegen spricht schon, daß der wahre Christ der Mensch mit dem besten Gewissen sein muß, und daß dieses schließlich doch das Maßgebende ist, um inneren Frieden, der dem Leiden gewachsen ist, aufkommen zu lassen. Ich müßte darum sagen: Christentum ist, daß das ganze Leben dieser Welt eitel zu nehmen ist. So entspricht es meiner Definition dieser Welt und zugleich dem Glauben, daß das wahre Christliche nur die Vollendung des von jeher Geistigen und Religiösen ist; und auch, daß es in dieser seiner Vollendung die vollendete

Menschwerdung dem Menschen vermittelt, der mit dem Sündenfall, der Weltbildung ist, verloren hat, was ihm eignen muß, um zu sein, wie er von Gott gewollt ist.

Als die Menschwerdung des Menschen wird das Christentum auch für alle Zeiten Bestand haben, als offizielle Kirche aber nähert es sich zweifellos seinem Untergang; dafür sorgt schon die geographische Christenheit, für deren Nichtchristentum — mögen die offiziellen Christentumsverkünder aus Weltsinn auch darüber wegtäuschen — die Brandschatzung der Erde, die des Herrn ist, zeugen wird.

Meine Definition dieser Welt bringt, glaube ich, Klärung genug, und diese Klärung kann sich auch Kierkegaard gegenüber behaupten. Denn dadurch, daß er irdisch von weltlich, das Erdendasein von dieser Welt nicht immer unterscheidet, gelangt Kierkegaard mitunter zu Aussprüchen und Schlüssen, die unhaltbar sind. So ist es verfehlt, zu sagen: „Da Gott ja doch selber diese Welt erschaffen hat und erhält, soll man sich wohl in acht nehmen vor dem asketischen Fanatismus, der sie ohne weiteres haßt und vernichtet." Von einem Lehrer des Christentums — und als solcher darf Kierkegaard wohl gelten —, dürfte der Ausdruck „diese Welt", dessen Bedeutung von Christus für alle Zeit in den Worten „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" festgelegt ist, nicht mehr im Sinne des Weltalls oder des Erdendaseins gebraucht werden. Das bringt Verwirrung, die freilich schon von der Kirche in das Christliche hineingetragen worden ist, da die Gleichsetzung des Irdischen mit dem Weltlichen ihr Werk ist. Hier hat sich Kierkegaard Art und Tragweite der kirchlichen Verwirklichung des Fortschritts doch wohl zu wenig gegenwärtig gehalten, wiewohl er weiß, daß diejenigen, die kommen werden, „um das Geschlecht weiter zu führen", sich gegen die „menschliche Erfindung des Fortschreitens" wenden werden; daß sie „zurückzwingen" und wohl dieser Welt des Fortschrittes, aber nicht dem Erdendasein feind sind, wie diesem ja auch die ersten Christen nicht feind waren. „Es ist bemerkenswert"

— sagt ja auch Kierkegaard — „daß Justinus Martyr, der doch in einem so scharfen Gegensatz zum Heidentum stand, wie die kurze historische Entwicklung des Christentums es bedingte, doch bei weitem die Welt nicht so polemisch auffaßt, wie die neuere Orthodoxie es tut." Freilich wäre auch hier anstatt „die Welt" das Erdendasein zu sagen, denn diesem ewigen Heidentum im schlimmen Sinn —: dieser Welt gegenüber kann der Christ und Mensch nie genug polemisch sein.

Daß hier nicht unterschieden wird, ist ein Mangel, da der Unterschied doch überall sich aufdrängt, selbst bei Kierkegaard. Eine Welt, die Gott erschaffen hat und erhält, ist und bleibt Gottesschöpfung und ihr wird der wahre Christ nicht feind sein; sie ist nicht diese Welt. Denn diese Welt ist ja die Welt, welcher ein Mensch wie Kierkegaard — weil er vom Christentum will, daß es betätige, was Christus gelehrt und gelebt hat und weil er dementsprechend anfordert (wozu auch noch der Dorn, den er im Fleisch hat, ihn anspornt) — ein Dorn im Auge wird. Kierkegaard sagt nämlich: „Zuweilen ist es mir erbaulich, zu bedenken, daß der Dorn oder Pfahl, den ich im Fleische habe, . . . daß just er werden soll oder mir helfen soll zu werden: der Welt ein Dorn im Auge." Und diese Welt kann niemals Gottesschöpfung sein. Doch mehr als wahrscheinlich ist, daß Kierkegaard der offiziellen Kirche, auch der Kirche von Rom, noch ein Dorn im Auge wird.

Daß Gottes Schöpfung nie mit dem Begriff Welt, wie ihn Christus verstanden hat, gemeint sein kann, geht besonders klar aus dem Johannesevangelium hervor, und zwar aus den Worten, die Jesus an jene, die nicht an ihn glauben, richtet: „Euch kann die Welt nicht hassen; mich aber haßt sie; denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind." Von den Seinen aber sagt er, daß sie nicht von der Welt sind, so wenig wie er von der Welt ist. Eben darum kann auch Christi Reich nicht von dieser Welt sein. Uebereinstimmend damit sagt auch Jakobus: „Wer der Welt Freund ist, wird

Gottes Feind sein." Die Erde — oder was immer Gottesschöpfung ist — kann hier unmöglich für Welt gesetzt werden, von deren Herrscher immer wieder gesagt ist, daß ihn Gottes Gericht trifft, daß er ausgestoßen wird.

Für die Menschwerdung des Menschen, die mir mit Christi Lehre und Leben für alle Zeiten vorbildlich gegeben erscheint, muß darum das Wesentlichste sein: den Menschen aus dieser Welt des Fortschreitens, des Scheinens und der Lüge, deren Herrscher das Gericht trifft, herauszuheben. Auch das entspricht der Auffassung Kierkegaards, der sagt: „alle Entwicklung ist wohl nicht Rückschritt, aber ein Zurückgehen und dieses ist Primitivität." Laotse sagt es noch eindringlicher, wenn er zur „Rückkehr zum Ursprung" auffordert, damit der Mensch, die Menschwerdung verkörpernd, der großen Wirklichkeit habhaft werde.

Daß aber Kierkegaard den Unterschied zwischen dieser Welt und einer Gottesschöpfung sich selber zu wenig gegenwärtig hält, bringt ihn um eine Klarheit. So schreibt er: „Ich habe mich niemals erdreistet, zu sagen, daß die Welt böse ist. Ich mache einen Unterschied, ich sage: das Christentum lehrt, daß die Welt böse ist. Aber ich darf das nicht sagen, dazu bin ich lange nicht reif genug. Aber ich habe gesagt, die Welt ist mittelmäßig, und just dieses drückt mein Leben aus."

Kierkegaard sagt so, weil er von sich die Reduplikation verlangt, und unter Reduplikation versteht er: „das zu sein, was man sagt." So sehr auch ich dieses Bestreben habe, muß ich doch, ohne mich für dreist zu halten, sagen, daß die Welt böse ist; ich glaube daran und muß es glauben, weil es von Christus, von dem ich glaube, daß er die Wahrheit ist, gesagt ist und ich selbst, insoweit ich geistig und religiös eingestellt bin, es jederzeit wahrnehmen kann. Darum kann es nicht dreist von mir sein, so zu sagen; erdreisten aber dürfte ich mich nicht, zu sagen, daß in mir nichts Weltliches, nichts Böses sei. Das aber ist eine völlig andere Einstellung und doch gewiß keine Ueberhebung. Sie läßt erkennen, daß sich

Kierkegaard in Ermanglung einer bestimmten Definition dieser Welt in eine Zwangslage brachte: Er geht darauf aus, nicht mehr zu sagen, als er ist; er hält dies für das Richtige und Bessere und sagt nun etwas, das ihn ganz ungerecht weniger christlich erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist, indem er für dreist hält, sich zu etwas zu bekennen, das Christus gelehrt hat.

Das Gesagte hindert mich nicht, in Kierkegaard mehr als in jedem anderen religiösen Schriftsteller, den ich kenne, einen Lehrer des wahren Christlichen zu sehen, schon darum, weil er dieses dem Christentum der offiziellen Kirche entgegenstellt, womit eigentlich doch dargetan ist, daß die offizielle Kirche als solche nicht fähig ist, das wahre Christliche existenziell zu vertreten.

Die Reflexion, über die Kierkegaard in so erstaunlichem Maße verfügt, mag ihm jedoch zuweilen Gedankenwege eröffnet haben, die zu gehen man nicht nötig hat, um Gott im Sinne der Lehre Christi näher zu kommen. Das wird beinahe von Kierkegaard selber zugegeben, wenn er „ein Kind, gesund und stark", also erzogen sehen will: „von wenig leben zu können, nicht viele Bequemlichkeiten brauchen, einen Teil seines Geistes zu dieser Selbstzucht verwenden können." „Es wird" — sagt er weiter — „nach ein paar wohlangewendeten Jahren in meine ganze Gedankenoperation sich versenkt haben, es wird nicht den zehnten Teil des Fleißes und der Anstrengung meiner Reflexion brauchen, nicht die Art Gaben, die ich gehabt habe, und die eben für den ersten Angriff nötig waren. Aber es wird so der Mann sein, den man brauchte: hartnäckig, streng und doch hinreichend dialektisch bewaffnet."

(Vielleicht darf ich beanspruchen, das Wesentliche dieser Forderung einigermaßen zu erfüllen, insoferne ich, ungleich ärmer an Reflexionsvermögen als Kierkegaard, mich doch für hinreichend dialektisch bewaffnet erachten darf, um mein Gesagtes behaupten zu können. Gegner, die nicht Stand halten, weil sie sich überlegen fühlen können freilich auch

für meine dialektische Bewaffnung nichts übrig haben, zumal dann, wenn sie, um ihre Ueberlegenheit zu nähren, meinen Versuch, mich mit den religiösen Geistern, die mir begegnen und die ich begierig höre, auseinanderzusetzen — also einen Versuch, der notgedrungen autobiographischen Umriß hat — den Anspruch zumuten, zum biographischen Verständnis dieser Geister beitragen zu wollen. Freilich liegt es auch im Wesen meiner Selbstbeschreibung und gehört zu ihrem Anspruch, daß ich mich neben Geistern mit so überlegenem Intellekt, wie Augustinus, Pascal, Kierkegaard, Newman, zu behaupten versuche. Das mag von mir eine gewagte Sache sein, aber es ist Raum gegeben, daß ein Gegner, der sich daran stößt, diesen Versuch als gescheitert hinstellen kann, und wenn er das genügend begründet, ist es am Platze und ich kann davon lernen.)

* * *

Die Zeit, in der wir leben, gibt mir täglich Beweise, die mir mein Verhalten gegen die Kirche als gerechtfertigt erscheinen lassen; ja, ich berufe mich auf dieses mein Verhalten, um mich vor dem Christentum zu rechtfertigen. Die menschliche Entartung, die sich heute innerhalb der geographischen Christenheit bemerkbar macht, hat ihresgleichen kaum im schlimmsten Heidentum. Es war doch der Weltkrieg, der den Menschen zum Menschenmaterial erniedrigte, und die weltliche Obrigkeit, die dieses Menschenmaterial zur Befriedigung ihrer Machtgier und Gewinnsucht verbrauchte. Und solches Tun störte nicht der Täter Einvernehmen mit der geistlichen Obrigkeit, den Vertretern der Kirche, die beansprucht, zur Vertretung der Lehre Christi von Gott berufen zu sein.

„Hier liegt für den Gläubigen fraglos die tiefste Tragik", schreibt der Jesuitenpater Muckermann, der die Fortsetzung des Uebels des Weltkrieges und mit ihm die Scheußlichkeiten des „Ruhrabenteuers" der Franzosen wahrgenommen hat, eine Wahrnehmung, die freilich wieder in Gegensatz steht

zu der der offiziellen französischen Vertretung der Kirche von Rom, der französischen geistlichen Obrigkeit, die ja die Ruhraktion für gerecht hält. „Paßt solches Tun", so fragt Pater Muckermann, „zu einer Armee, von deren Chef man sagt, er sei fast jeden Morgen an der Kommunionbank? Der einfache Mann wird mit solchen Fragen überhaupt nicht fertig, und auch der Gebildete ringt förmlich, ich sage nicht, nach einer Entschuldigung, als vielmehr nach einer möglichen Erklärung solcher Seelenhaltung."

Ich glaube, gerade für solche Fragen eine genügende Erklärung gegeben zu haben, die wesentlich immer darin zu sehen ist, daß Kirchentum nicht Christentum und die offizielle Kirche wesentlich allzu politisch, allzu staatlich, allzu national, allzu weltlich ist, um überhaupt fähig zu sein, die Lehre Christi existenziell vertreten zu können; denn diese setzt ja den, der sie vertritt, in dieser Welt aus, die Kirche aber will in Macht und nicht ausgesetzt sein. Wie hilflos ist doch auch das ganze Verhalten des Papstes in derselben Sache, in der Ruhrfrage. Man gewinnt aus dem „Papstbrief" und den „Erklärungen des Vatikans" — sie sollten dem Christen schon dadurch zu denken geben, daß die Zeitungen, die das Geistige prostituieren und darum schlechter sind als jene ausgesetzten Geschöpfe von der Straße, die bloß den Leib prostituieren, soviel Wesens aus ihnen machen — den Eindruck, daß sie wohl das christliche Dekorum wahren, im übrigen aber es mit den sogenannten christlichen Mächten nicht verderben wollen, auch wenn diese sich als noch so verdorbene Mächte erweisen. Als Person mag der Papst seinen Absichten nach ein Höchstes von Geist und Religiosität darstellen, als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche ist er Oberhaupt einer Weltbildung und einer politischen Macht und kann so nicht mehr der existenzielle Vertreter der Lehre Christi sein.

(Daß in geistiger Hinsicht im konventionellen katholischen Christen vieles faul ist, zeigt sich in dem, was Pressekatholiken schreiben. So lese ich: „Es liegt uns ferne, dem Heiligen

Vater, dem Oberhaupte der Christenheit, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er diese unmenschlichen Greuel nicht brandmarkt, und es ist sehr bedauerlich, daß die französische Haßpolitik selbst die päpstliche Kurie in ihren Dienst zu stellen wußte." Also auch wenn die Kurie, als die amtliche päpstliche Dienststelle, sich in den Dienst einer Politik des Hasses stellt, die unmenschliche Greuel auslöst, darf dem Chef dieser Dienststelle, der der Papst ist, kein Vorwurf gemacht werden, weil er der Heilige Vater und das Oberhaupt der Christenheit ist; zudem soll er aber auch noch der sichtbare Stellvertreter Christi sein, der eigentlich doch sichtbar — also existenziell — zu vertreten hätte, was Christus gelehrt und gelebt hat. Das ist wohl auch eine Seelenhaltung, für die man keine Erklärung findet, wohl weil ihr kein seelisches Vermögen zugrunde liegt, sondern journalistischer Ehrgeiz, der kirchenchristliche Politik treibt.)

Ueberhaupt: daß es die Tagespresse zur Vertretung des „Christlichen" gebracht hat, ist ein Schlag für die Geltung der Kirche als Vertreterin des Christlichen, den zu überwinden die Kirche nicht stark genug sein wird. Man wird doch keinen denkenden Menschen glauben machen können, daß diese feile Macht, die alles Mögliche und Unmögliche für den Tag ausheckt und zurüstet, Angelegenheiten der großen Wirklichkeit in die Hand nehmen könnte, ohne ihnen ein völlig verändertes Aussehen zu geben. Wenn eine „Neue Freie Presse", ein „Wiener Journal" oder eine „Reichspost" frömmelnde Berichte über christliche Heilige bringen, die von Allerweltsjuden geschrieben sind, denen kein Heiliges zu gut ist, um mit ihm das Tagesbedürfnis der Zeitung zu stillen, so ist das doch eine Beschmutzung der Heiligen, die — ruhig hingenommen — offenbar macht, wie sehr das religiöse Empfinden der Allgemeinheit abhanden gekommen ist. (Nicht weniger bezeichnend ist es, wenn Provinzblätter sich wichtig machen und zwischen Ehrfurchtskundgebungen für den Heiligen Vater und Verbeugungen vor dem Heiligen Stuhl die Verjüngungsmöglichkeit der Frauen durch Bestrahlung der

Geschlechtsdrüsen dem christlich fortschreitenden Volke verkünden.) Wie trefflich kommt doch die ganze Fratze dieser Welt in der Tagespresse zum Ausdruck! Und doch ist es die Kirche — und ganz besonders die Kirche von Rom — mit ihrem offiziellen Anhang, die dieser Tageskrankheit das Wort redet und sich ihrer wie kaum eine andere Macht bedient, um die Menschen einer „christlichen" Genesung zuzuführen. Schrieb doch der Bischof von Limburg: „Die Macht der Presse ist die größte Macht der Welt. Es muß dem katholischen Volke zum Bewußtsein gebracht werden, daß Gaben und Opfer für unser Pressewesen Gott wohlgefälliger sind und den Interessen unserer Kirche und der Seelen bisweilen besser dienen als Stiftungen von kirchlichen Geräten, ja sogar von gottesdienstlichen Feiern."

So mag es wohl noch dazu kommen, daß die offiziellen Vertreter der Kirche — besonders der katholischen — Gott am besten zu dienen glauben, wenn sie sich als Journalisten betätigen — wenn der Gottesdienst in der Zeitung verrichtet wird. Dem entgegen aber sagt Kierkegaard: „Der tiefste Abfall des Geschlechts von Gott ist bezeichnet durch den ‚Journalisten'. Das ist der gottlose Versuch, ein Abstraktum zu der absoluten Macht zu machen; und die Anonymität, sie war die Vollendung im Triumph der Lüge. Wenn ich Vater wäre und eine Tochter hätte, die verführt würde, über sie wollte ich nicht verzweifeln; ich würde auf ihre Rettung hoffen. Aber wenn ich einen Sohn hätte, der Journalist würde und während fünf Jahre es bliebe, ihn würde ich aufgeben. Möglich, daß ich im gegebenen Fall irrte, daß just die Tochter die Verlorene würde und der Sohn der Wiedergefundene, aber in der I d e e gesehen, ist meine Bemerkung richtig: der Politik zu dienen mit Hilfe der Tagespresse, das ist für einen Menschen zu viel." Und Kierkegaard spricht sein: „Wehe, wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus heute in die Welt: so wahr ich lebe, er nähme sich zum Ziel nicht die Hohenpriester, — sondern die Journalisten."

Jakobus aber sagt: „Reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist es, wenn man nach den Waisen und Witwen in ihrer Trübsal sich umsieht und sich selbst vor der Welt unbefleckt erhält."

Was ich aus dem allen folgern muß, ist: daß auch das Zusammenwirken von Kirche und Presse Zeugschaft ablegt dafür, daß die Kirche Weltbildung ist und als solche zur existenziellen Vertretung der Lehre Christi nicht fähig sein kann.

* * *

Immer unverständlicher wird mir, wie Theodor Haecker, wohl der bedeutendste Schüler Kierkegaards und ein Verehrer Pascals — entscheidend beeinflußt, wie es scheint, von Kardinal Newman — sich so weit von Kierkegaard entfernen konnte, daß er der Papstkirche erlegen ist. Er schrieb doch einst: „Als Pascal seine Sache weltlich verloren sah, appellierte er nicht an den Papst oder die Kirche — die hatten ihn ja verworfen ... — sondern er schrieb: ‚ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello'." So kommt der wahre Christ, der durch die Weltlichkeit der Papstkirche gelitten hat, zu Jesu als zu seinem einzigen Richter. Die Kirche aber betrachtet ihn als Empörer und verwirft ihn, fürchtend, daß er böses Beispiel gebe, nämlich: auf Jesus mehr zu hören als auf die Kirche. Und wirklich bezeugt Pascal mit seinem Leben und Sterben, daß er auf Jesus mehr als auf die Kirche gehört hat. Und jeder denkende Mensch, der Pascals „Gedanken" gelesen hat und weder ein Narr noch ein ausgesprochener Lügner ist, wird sich gestehen müssen, daß Pascal seinem Herrn Jesu gegenüber unmöglich als Empörer anzusehen ist. Wieso kommt es dann, fragt man sich, daß eine „Kirche Christi" ihn verwirft? Für die Kirche Christi muß doch Christus die Autorität sein, und nicht die Kirche Autorität eines Christus, da doch Kirche ein Vielerlei sein kann und ein Nachträgliches ist, Christus aber, als die Wahrheit im absoluten Sinn von absoluter Einzigkeit ist und war, bevor

die Kirche war. Es kommt daher, ist meine Antwort — und diese Antwort steht fester als jede offizielle Kirche, die von einer Staatsmacht gestützt wird und dadurch zeigt, daß sie ihr Feststehen tatsächlich eingebüßt hat — es kommt daher, daß diese Kirche keine Kirche Christi, sondern eben Weltbildung und Politikerin ist. Wer aber so lebt, daß er redlich von sich sagen kann: „ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello!" und zugleich all seinen Trost darin findet, steht in christlicher Hinsicht weit — o so weit über allen den kirchlichen Würdenträgern der Papstkirche, die sich politisch und journalistisch in der Welt zu Geltung bringen und denen gegenüber ich mich selbst sogar als einen überlegenen Christen wahrnehme, wiewohl mir, als einem völligen Laien im Christentum, sonst gar nicht einfallen könnte zu beanspruchen, es so weit gebracht zu haben, daß ich mich für einen Christen ausgeben dürfte.

Theodor Haecker schrieb aber auch: „Sainte-Beuve, der kein intuitiver Denker war, hat sich doch durch unermüdlichen Fleiß zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Jesuitenorden durch die Lettres Provinciales Pascals für alle Zeiten gezeichnet worden ist. Das will heißen, daß die Jesuiten, die hundert Jahre lang sozusagen in einem Zustande der Unschuld gelebt hatten, von Pascal mit dem Fluche der Ungeistigkeit beladen und aus der Ordnung des Geistes gestrichen wurden. Das gälte auch dann noch, wenn sie die größte äußere Macht in Händen hätten; sie führten doch nur ein Scheinleben, das ja unendlich häufiger ist als der Scheintod."

Hier gilt es, die Verschuldung der Jesuiten darzutun, die darin besteht, daß sie sich der Papstkirche verschrieben haben. Ihre Verschuldung ist also eine indirekte, indem sie mit der Verpflichtung, der Kirche zu dienen, auch die Verpflichtung, der Verschuldung der Kirche zu dienen, übernommen haben. Der einzelne Jesuit aber kann immer noch ein Heiliger sein, insoferne er die Nachfolge Christi aufnimmt und so lebt, daß er auf die traditionelle Verpflichtung vergißt.

Damit soll von mir angedeutet sein, daß eigentlich für die Kirche zu gelten hat, was Pascal über die Jesuiten schrieb; daß demnach die Kirche schon von Pascal „mit dem Fluche der Ungeistigkeit beladen und aus der Ordnung des Geistes gestrichen" worden ist. Daß dies auch dann gälte, wenn sie wieder der größten äußeren Macht habhaft würde, da sie längst nur mehr ein christliches Scheinleben führt, „das ja unendlich häufiger ist als der Scheintod". Damit ist aber doch im wesentlichen angedeutet, was ich im Kapitel „Augustinus, Pascal und Kierkegaard" ausgesprochen habe, nämlich: daß in dem Kampf zwischen Geist und Kirche diese gesiegt hat, die darum eine Mörderin des Geistigen und Religiösen ist, aber ihre Schuld auch büßen wird durch Selbstverbannung aus dem Bereich des Geistigen und Religiösen.

Was ich vorgebracht habe, trifft darum zunächst auch nicht den Papst als solchen. Den Papst stürzen wollen, das rechnet Kierkegaard dem Luther als kleine Tat an; er sagt: „Den Papst stürzen — bravo, ich danke, das ist ja auch rein politischer Spaß." Mein Vorwurf trifft den C h r i s t e n, der Papst wird. Das erscheint mir als das völlig Ungereimte: daß einer, der das Christliche existenziell wie kein anderer zu vertreten hätte, indem er beansprucht der Stellvertreter Christi auf Erden zu sein, zum Werkzeug einer Kirche wird, die Weltbildung und Politikerin ist. Gerade die Reflexion verbietet mir als Christen — soweit ich diesen in der Vorstellung erreiche — eine „Seelenhaltung" (ich könnte auch Wesenshaltung sagen), die eine geistliche Obrigkeit als c h r i s t l i c h anerkennt, die immer wieder gezwungen ist, sich in den Dienst der Welt zu stellen.

Der Papst, als ihr oberster Diener, ist gewissermaßen auch ihr Werkzeug; er übernimmt mit ihrer Führung die Führung einer Weltbildung und somit die Veräußerlichung des Christlichen, so daß dieses in existenzieller Hinsicht gewissermaßen eingekerkert wird. Als Weltbildung hat die Kirche den Sündenfall mitgemacht. Allein deshalb wäre sie noch nicht abzulehnen, und nur deshalb dürfte ihr kein Mensch, der den

Sündenfall als Erbsünde in sich trägt, mit Fug und Recht entgegentreten. Nun aber kommt ihre laufende Verschuldung: daß sie sich für unfehlbar und für die Kirche Christi ausgibt, wiewohl sie als Weltbildung immer wieder gezwungen ist, im Sinne dieser Welt, also gegensätzlich zu Christi Lehre und Leben zu handeln, und daß sie eine solche Handlungsweise auch dem Papst, als dem sichtbaren Stellvertreter Christi, aufzwingt, der doch gerade sichtbar zu machen, also zu betätigen hätte, was Christus gelehrt und gelebt hat. Sagt man mir, das sei die Entwicklung des Christentums, so leugne ich das ja nicht, aber ich sage, daß sich das Christentum eben auf diese Art immer mehr zu dieser Welt entwickelt hat. Man betrachte nur redlich das Einst und Jetzt. Christi Habe war so gering, daß sie für gemeine Soldaten zur Teilung nicht ausreichte, so wurde um sie das Los geworfen. Mit dem gemeinen Mann, auch dem guten Christen, kommt der Papst soviel wie gar nicht in Berührung; Repräsentanten der Mächte dieser Welt aber müssen, auch wenn sie Verbrecher sind, huldvoll empfangen werden. Die ständige Gesellschaft Jesu hingegen waren geringe Menschen: Fischer und Handwerker, und er scheute auch nicht den Verkehr mit Verrufenen, die keine Macht hatten. Wohl aber hatte er zu Gegnern die herrschenden Klassen: den Priesterstand, die Pharisäer und Sadduzäer, also die sogenannten Intellektuellen, die gebildete und besitzende Ungeistigkeit. Dem wahren Christen ergeht es heute nicht anders; aber die offizielle Kirche hat die Gegner Jesu zumeist auf ihrer Seite. Man sehe nur nach dem Verkehr der politischen Würdenträger der Kirche. Ausnahmen gibt es ja überall. Zumeist aber scheint es so, als erhalte sich das existenziell Christliche — abgesehen von den strengen Mönchsorden — bei der Geistlichkeit nur unter dem niedrigen Klerus, der aus christlichen Motiven auf alles Karrieremachen verzichtet.

Mit dem Gesagten habe ich etwas berührt, worauf auch Kierkegaard also aufmerksam macht: „daß die Pfarrer" — ich müßte hier sagen: die Geistlichen — „schon von selber

Christen sein müssen: das wird als ein Grundsatz angenommen. Wollte einer behaupten, daß es einen ganzen Teil der Gemeinde gebe, die nicht Christen seien, nun das ließe sich hören. Aber ‚der Geistliche' — sollte er nicht Christ sein, er, der ‚Lehrer' ist im Christentum, sein Auskommen hat als Lehrer —?" Und dennoch — es ist durchaus nicht sicher, daß er Christ ist; jedenfalls sind die höheren Funktionäre der Kirche in existenzieller Hinsicht zumeist noch nicht Christen. Das erweist ihr Tun, das darauf ausgeht, ihre Kirche i n dieser Welt, nicht g e g e n sie, zur Herrschaft zu bringen. Das ist gerade so, als wollte man den Tag zur Herrschaft bringen, ohne daß die Nacht weichen müsse. Der Sinnesbetrug, dem sie sich dabei aussetzen, läßt sie nicht mehr erkennen, daß i h r e Kirche Christi nicht mehr die Kirche Christi sein kann, wenn sie sich i n dieser Welt durchsetzt, wie der Tag nicht mehr der Tag sein könnte, der sich durchsetzt, ohne daß die Nacht weicht. Wer diese Welt gewinnt, den hat die Welt für sich gewonnen. Nicht anders erging es der Kirche. Davon hat sie zweifellos einen weltlichen Gewinn; aber es wird kaum jemand leugnen können, daß dies — christlich betrachtet — ein so entscheidender Verlust ist, daß er die offizielle Vertretung des Christentums durch die Kirche als die Vertretung eines Nichtchristentums in existenzieller Hinsicht evident macht.

* * *

Wie danke ich Kierkegaard für seine Journale! Was sie sagen, befürwortet wesentlich, was ich dargetan habe; es ist vieles, das mir zustimmt, in ihnen. So auch, wenn Kierkegaard auf Basilius verweist: „Er drückt bereits die Situation aus, die die der Christenheit ist, wenn er sagt: ‚Unsere Beschwerlichkeiten sind drückend und doch ist ein Martyrium eine Unmöglichkeit — weil unsere Verfolger denselben Namen tragen, wie wir'." Damit ist doch die ganze Verfänglichkeit der Situation aufgedeckt, die geschaffen ist durch die Kirche.

Ich habe schon einmal (in den „Eröffnungen" des „Unwissenden") von Christenverfolgungen durch die Kirche gesprochen; nun sehe ich mit Genugtuung, daß diese meine Wahrnehmung von Basilius und Kierkegaard bejaht ist. Und so wiederhole ich: Hus, Savonarola und Giordano Bruno sind Märtyrer eines Glaubens, der dem wahren Christlichen ungleich näher ist als der ihrer Verfolger; weil aber diese hohe Kirchenchristen waren, blieb es den genannten Märtyrern verwehrt, als Märtyrer zu gelten, da auf Seite ihrer Verfolger und Henker ja auch die Macht stand, die zu entscheiden hatte, ob der Verfolgte als ein Märtyrer und Heiliger oder als gerichteter Ketzer anzusehen sei.

Und wie sehr Tertullian von Kierkegaard hochgehalten wurde, zeigt die Aussage: „Kaum irgend ein Kirchenvater hat mit dem Nachdruck wie Tertullian das Christentum in Gottes Interesse dargestellt. Hier ist das Christentum nicht ein bißchen Moral und einige Glaubenssätze; sondern das Christentum ist hier: die Abrechnung zwischen Gott und der Welt... Sieh, das war's, was in den ersten Tagen der Kirche" (ich müßte sagen: der christlichen Gemeinde) „begeisterte, daß sie ganz buchstäblich fühlten, daß es Gottes Sache war, worum gekämpft wurde, nicht um einige Lehrsätze usw., sondern darum: ob G o t t G o t t sein soll."

Die Papstkirche jedoch, einst der Ausgangspunkt der Christenverfolgungen durch „Christen", die Pascal für einen Empörer hält, sieht auch Tertullian als der Häresie verfallen an. Und einer ihrer Stammgläubigen, der für sein Christentum geltend machen kann, daß er immer im katholischen Vaterhause gewohnt hat, — ich muß hier nochmals daran denken — bringt es fertig, seiner Kirche den Hermann Bahr als katholische Größe zu präsentieren. Das mag doch eine zu harte Nuß für die Zähne der alten Kirche sein! Daß solche Hanswurstereien sich immer wieder im Bereiche der Kirche, die sich christlich nennt, abspielen, könnte einen — wenn man nicht Auge und Ohr rechtzeitig zu schließen wüßte und nicht die Verankerung im Religiösen hätte durch sein Leben in der

Natur als der Schöpfung Gottes, durch seinen Gottesglauben und seinen Glauben an Christus als an die Wahrheit — noch dazu verleiten, auf alles, was sich christlich oder gar christkatholisch nennt, zu spucken.

* * *

Daß Gott Gott ist und diese Welt sein Widerpart: das ist der wahre Standpunkt, auf dem der religiöse Mensch, also auch der Christ, zu stehen hat. Die eigenmächtigen Lehrsätze der Kirche verlieren schon dadurch den Anspruch auf Glaubwürdigkeit, daß die Kirche diesen Standpunkt, den das Neue Testament, wie das von jeher Geistige und Religiöse, festgehalten haben will, tatsächlich nicht mehr einnimmt. Wie jesuitisch die Kirche (Kierkegaard gegenüber war es die Kirche Dänemarks, aber dasselbe gilt für die Kirche von Rom) vorgeht, um ihren Bestand zu sichern, zeigt das Verhalten des Bischofs Martensen, der „auf Kierkegaards Einsprache in einer in Druck erschienenen Ordinationsrede die Leugnung eines Abstandes vom Christentum des Neuen Testaments wiederholte, und die Geistlichkeit schloß sich mit allen Aeußerungen in der Presse und auf Synoden dem Bischof im wesentlichen an. Sie hielt mit ihm dafür, es sei für den Bestand der Kirche nötig, den Abstand zu verschleiern." (Dem nach, was ich über die Jesuiten gesagt habe, müßte freilich bedacht werden, daß der Ausdruck „jesuitisch" in seinem schlimmen Sinn seine Herleitung davon hat, daß die Jesuiten sich der Kirche verschrieben haben und die Verschuldung der Kirche, sich darzutun als etwas, das sie nicht ist, auf sie übergegangen ist.)

Ich frage nun: kann — christlich betrachtet — eine Kirche wirklich noch die Kirche Christi sein, die, um als solche Bestand zu haben, einen Betrug nötig macht? Je mehr man selbst Christ ist, umso weniger wird man den, der hier mit Ja! antwortet, noch als Christen betrachten können. Wahrscheinlich aber ist es, daß der offizielle Vertreter der Kirche mit Ja antworten müßte, um sich einigermaßen als

existenzberechtigt ansehen zu können. Es erhellt genug, in welch mißliche Situation die offizielle Kirche, die als Kirche Christi auftritt, ihre offiziellen Vertreter bringt und umso mehr bringen m u ß, je mehr diese vor sich selbst als wirkliche Christen bestehen wollen, was freilich wiederum ein Wollen auslösen muß, das dem offiziellen Wollen entgegen ist und so die mißliche Situation, in der sie sich befinden, nicht mildert, sondern noch mehr kompliziert.

(Daß Synoden und Konzilien überhaupt eine entscheidende Instanz sind für das Kirchenchristentum, kennzeichnet dieses schon als eine Verweltlichung. Denn es ist eigentlich wider den Glauben an Offenbarung, der einzig der Offenbarung autoritative Geltung einräumt, daß von dem Beschluß einer Versammlung abhängig gemacht werden könne, was geglaubt und was nicht geglaubt werden soll. Selbst wenn die Gabe der Weissagung und der Unfehlbarkeit dem rechtmäßigen Oberhaupt einer Kirche als solchem in einer Beratung verliehen sein sollte, wird ihm und allen Anwesenden der wahre Sinn eines gefaßten Beschlusses dennoch verborgen bleiben, wenn von ihnen allen keiner für würdig befunden wird, daß ein Höheres sich ihm offenbare. Kirchenfürsten als solche haben vor Gott noch keine besondere Geltung. So weissagte ja auch Kaiphas, der Hohepriester, der Jesus verurteilte, daß es besser sei, „es stirbt ein Mensch für das Volk, als daß das Volk zugrunde gehe", und verstand doch nicht, was er sagte.)

Ich weiß nicht, was die Kirche von Rom als offizielle Kirche aufweisen könnte, das einigermaßen für sie als für die Kirche Christi zu zeugen imstande wäre. Es zeugt doch alles, was unsere Wahrnehmung aufbringt, dafür, daß sie die Kirche Christi n i c h t ist und n i c h t sein kann: von den Früchten, die sie getragen hat und an denen man sie erkennen soll, angefangen bis hinauf zur offiziellen Betätigung des Papstes, als des sichtbaren Stellvertreters Christi. Denn wenn man die Situation der Gleichzeitigkeit sich vor Augen führt, die Kierkegaard ja mit Recht immer wieder

zur Prüfung des Bestehenden auf seine christliche Beschaffenheit herangezogen wissen will, erweist sich doch die offizielle Betätigung des Papstes als etwas, das Christus nie aufnehmen könnte, das aber aufzunehmen jener als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche gezwungen ist.

Das Abrücken Kierkegaards von Luther besagt auch noch nicht, daß er sich der Kirche von Rom genähert hat. Ja, der Papst, als solcher, ist von Kierkegaard — soweit ich dessen Werk kenne — nie über Luther gestellt worden, wohl aber Sokrates, was mich, der ich das Christliche als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher ansehen muß, und es als solches — nicht aber als Kirche — für unvergänglich halte, mit Genugtuung erfüllt, da es mir bezeugt, daß auch Kierkegaard das wahre Christliche nicht als außerhalb des von jeher Geistigen und Religiösen gelegen ansieht. Worin sich Kierkegaard scheinbar der katholischen Kirche nähert, ist einzig — ich wiederhole es — sein Eintreten für das Unverheiratetsein einer Person, die als Lehrer und Verkünder des Christentums auftritt. Und insofern diese Forderung gestellt ist, um die Zahl der offiziellen Lehrer und Verkünder des Christentums zu vermindern, mag sie am Platze sein; vermag sie das aber nicht, ist Gefahr vorhanden, daß sie das Uebel eher vermehrt als beseitigt. Von Christus ist eine solche Forderung nicht gestellt, und der, an dem ihre Erfüllung als selbstverständlich erscheint, ist wiederum einzig Christus selbst. Daß die Papstkirche für ihre offiziellen Vertreter diese Forderung zu einer allgemeinen gemacht hat, mag seinen Grund darin haben, daß sie ihre Angestellten, um sie ganz für die Aufgaben der Kirche zu gewinnen, von den Aufgaben, die die Familie stellt, frei haben will. Insoweit jedoch die Kirche, als Weltbildung und Politikerin, ihre Angestellten auch mit politischen Aufgaben betraut, erweisen sich diesen Aufgaben gegenüber die Aufgaben, die die Familie stellt, immer noch — christlich gesehen — als ungleich christlicher.

(Gerade in Bezug auf die Wertung der Ehe fehlt Kierkegaard zuweilen das, was er „bewaffnete Einfalt" nennt; so verintellektualisiert er zu sehr das Eheverhältnis und bringt schließlich die allzu dürftige Deutung dafür auf, „daß das Weib dem Mann zur Gesellschaft gegeben wurde". Aber religiös und ursprünglich genug gesehen, muß als das Wesentliche — soweit das Verhältnis zwischen Mann und Weib nach dem Sündenfall in Frage steht — gelten, daß das Weib dem Mann zur Gehilfin gegeben ist. Das bringt sofort mehr Ernst in die Situation und sagt auch über das Eheverhältnis entscheidend genug aus. Der Ausspruch Kierkegaards: „ein wesentlicher Ironiker würde in einem Eheverhältnis auch immer unter dem Pantoffel stehen", sagt mir darum nur: daß in dem Menschen, der wesentlich Ironiker ist, der Christ noch nicht genügend zur Geltung gekommen ist. Später fand ich das bestätigt von Kierkegaard selbst, der sagt: „Aber für einen Christen ist Ironie zu wenig." Das Gesagte auf Sokrates bezogen, läßt mich ihn, wenn auch nicht als völligen Christen, so doch wesentlich als einen wahren Religiösen ansehen, dem Ironie mehr der Deckmantel für seine Religiosität war. Unter dem Pantoffel stand er gewiß nicht; er entzog sich vielmehr der Herrschsucht seines Weibes dadurch, daß er sich in seinem Eheverhältnis sozusagen als Außenseiter zu behaupten wußte.)

So scheint mir, daß in religiöser Hinsicht nichts Gewichtiges für die Notwendigkeit spricht, etwas zu bevorzugen, das der Menschennatur Einschränkungen auferlegt, die ihr von Gott und auch von Christus nicht auferlegt sind. Dagegen ist dem, der Mensch werden will, wie er von Gott gewollt ist, von Christus auferlegt, aller Versuchung dieser Welt zu widerstehen.

(Das Eintreten Kierkegaards für das Unverheiratetsein der Person, die als Lehrer des Christentums auftritt, spricht durchaus noch nicht dafür, daß er der katholischen Kirche zugestrebt hat. Das Wesentlichste in seinem religiösen Ver-

halten bleibt immer, daß er der offiziellen Kirche, also auch der Papstkirche, das Christentum entgegenhält als etwas, das von ihr nicht betätigt wird. Umso verfänglicher ist es, wenn Theodor Haecker, von dem man vielleicht mit Recht sagen kann, daß er zu Kierkegaard in einem ähnlichen Verhältnis stehe wie Plato zu Sokrates, mit seinem Uebertritt zum Katholizismus auch Kierkegaard, dem er ja nie enden sollenden Dank bezeugt, in eine Beleuchtung zu rücken droht, die bewirken könnte, daß ein ganz Unwesentliches an ihm so hervortritt, daß es das Wesentlichste verdeckt. Dem sei von mir mit der Behauptung begegnet: Ebenso wenig, ja noch viel weniger, als Platos „Staat" von Sokrates hätte geschrieben werden können, hätte Kierkegaard je schreiben können, was Haecker, als Apologet der katholischen Kirche, über diese aussagt. Freilich, insoweit die katholische Kirche, für die Haecker eintritt, nur in seiner Vorstellung existiert, mag sie sein, wofür er sie hält; aber die auffindbare Kirche von Rom, die Papstkirche, ist etwas, dem Kierkegaard wesentlich entgegentritt wie jeder anderen offiziellen Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt.)

Wollte einer aber den Riß zwischen Kirche und Kirche weg haben durch Anschluß der reformierten Kirche an die alte Kirche von Rom, so müßte ihm (eben auch mit Hilfe Kierkegaards) zunächst bedeutet werden, daß der Riß, der wahrzunehmen ist, nicht so sehr Kirche von Kirche, als Kirche und Kirchentum von Christentum trennt, und daß dieser Riß in christlicher Betrachtung nur immer offenkundiger, ersichtlicher, greifbarer in Erscheinung treten kann; man kann ihn also auch nicht weg haben, weil hier ein Innerliches herrschend sein muß, dort aber ein Aeußerliches herrschend geworden ist.

Umso merkwürdiger berührt es, wenn einer, bei dem man die nötige Wahrnehmung voraussetzen muß, heute noch für die Wahrheit der katholischen Kirche, als der offiziellen Papstkirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, eintritt. Das Paradoxe kann geglaubt werden

und muß geglaubt werden, weil Wahrheit im absoluten Sinn immer paradox ist der Bedingtheit des menschlichen Verstehens gegenüber. Aber in der auffindbaren Papstkirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, ist tatsächlich nichts Paradoxes. Da ist alles greifbar und völlig klar! 'Christus lehrt, so und so zu tun, und seine wahre Anhängerschaft, die auch seine Kirche bilden müßte, kann nur die sein, die tut, was er lehrt. Die katholische Kirche, als die offizielle Papstkirche, tut nun aber völlig anders, als Christus zu tun lehrt und behauptet doch zu sein, was man nur sein kann, wenn man tut, was Christus lehrt. Somit ist doch das Greifbarste und Klarste an dieser Kirche, daß sie nicht die Wahrheit ist. Mit Christi Wort: „Was sie euch sagen, das tut, nach ihren Werken aber sollt ihr nicht tun", ist wohl auch bedeutet, daß die Kirche nur als Verkünderin der Lehre Christi die Wahrheit sein kann, daß man also nur in diesem bedingten Sinne für die Wahrheit der Kirche eintreten könne. Die Berechtigung des Anspruches, tatsächlich die Kirche Christi zu sein, ist damit bereits verneint.

Nun ist in Betracht zu ziehen, daß mit dem Offiziellwerden die Kirche nicht mehr tun kann, was die Lehre Christi zu tun lehrt, und daß eine Kirche, als offizielle Institution, die nicht mehr tut, was die Lehre zu tun lehrt, auch nicht fähig sein kann, dieser Lehre etwas hinzuzufügen im tatsächlichen Sinne der ursprünglichen Lehre. Was die Kirche mit dem Anspruch auf Wahrheit lehren kann, muß daher schon vor ihrem Offiziellwerden gelehrt worden sein. Da bleibt aber, auch im Fall weitestgehender Zubilligung, nichts anderes übrig als die Berichte über Christi Leben und Lehre und die Apostelbriefe, wie sie eben im Neuen Testament dargeboten sind. Und wenn man nach dem Anspruch der Lehre auf Wahrheit noch weiter forscht, hat man zuletzt als Diktat vor sich: daß Christus die Wahrheit ist. Das ist von mir nie bezweifelt worden; ja dieser Glaube liegt meiner ganzen Darstellung zugrunde; er ist es auch, der ein Entweder-Oder nicht mehr aufkommen läßt, sondern jede offi-

zielle Kirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, als einen Sinnesbetrug, als eine Unwahrheit hinstellt.

Alle eigenmächtigen Lehrsätze der Kirche, auch die Beschlüsse der Synoden, die alle erst mit der offiziellen Kirche aufgekommen sind, können darum auch für den Christen nicht ein Entscheidendes sein. Alles, was nötig ist für einen, um Christ, das ist: um Mensch zu werden, wie er von Gott gewollt ist, ist mit Christi Lehre und Leben vorbildlich gegeben: der sich vollendet auswirkende Glaube an Gott in der vollendeten Menschwerdung des Menschen.

* * *

Es geht auch wider den Begriff des Einzelnen, wie ihn der Christ zum Ausdruck bringen soll, für die Wahrheit einer offiziellen Kirche einzutreten. Das Ausgesetztsein innerhalb des Weltlichen, damit in einem das Geistige und Religiöse führend werde, ist nicht mehr möglich, wenn man ein Offizielles in dieser Welt für die Wahrheit nimmt. Der Mensch und Christ aber bleibt ausgesetzt in dieser Welt, das ist heute noch genau so wie anno eins, als Christus geboren ward, dessen Leben immer ausgesetzter wurde, je mehr er die Menschwerdung des Menschen zur Vollendung brachte. Ausgesetzt war und blieb auch Sokrates; er hing eben der Menschwerdung treuer an als Luther, der der Papstkirche als Weltbildung wohl entgegentrat, aber sich nicht entscheidend genug von ihr entfernte. So konnte Kierkegaard religös auch sagen: „aber ein Sokrates, nein, nein, das war Luther im entferntesten nicht." Und wir dürfen glauben, daß Sokrates auch vor dem Gott der Christen, da Gott ja der Unveränderliche ist, bestehen konnte, weil er im Verhältnis zu seinem Wissen um Gott doch Gott außerordentlich gedient hat, indem er immer der Wahrheit in absolutem Sinn zustrebte und gegen diese Welt war — somit auch mehr Christ war, als die Kirchenchristen Christen sind, so daß er wohl kaum nötig hatte, noch im Jenseits Christ zu werden.

* * *

Kierkegaard berichtet: „Grundtvig trat mit seiner Predigt auf: Warum ist Gottes Wort aus Gottes Haus gewichen?“ und bemerkt dazu: „So etwas könnte ich niemals sagen. Ich müßte sagen: Warum ist die Kraft gewichen aus der Verkündigung des Wortes Gottes?“ Denn — so meint er — das Wort Gottes wird doch noch im Lande verkündet, aber es wird nicht danach getan: das ist das Uebel. Hätte Grundtvig das Uebel mehr in der Beschaffenheit der Institution gesucht, die er zu vertreten hatte, wäre wohl mehr Wahrheit und Klarheit in seine Rede gekommen und damit auch der Meinung Kierkegaards mehr gedient gewesen. Denn dann hätte gesagt werden müssen: Die Betätigung der Lehre Christi ist aus der Kirche gewichen.

Das ist's, was alle mit mir wahrnehmen können, wenn sie es wahrnehmen wollen, und was man nicht oft genug sagen kann: die Betätigung der Lehre Christi ist aus der Kirche gewichen, und zwar, weil in ihr eben diese Welt mehr als Gott zu Hause ist. Darum soll sie auch weg! Ihr Untergang und der ihrer Frucht, der „christlichen Welt“, wird erst Platz schaffen für das Aufgehen des Christlichen als des von jeher Geistigen und Religiösen, für das Aufgehen des Reinen Menschentums, das nicht von dieser Welt ist und niemals Welt wird. Eine Institution, deren offizielle Vertreter jederzeit bereit sein müssen, einen Betrug auszuüben, um den Bestand der Institution zu sichern, ist, streng genommen, nicht mehr eine geistige Institution und hat ihr Bestehen verwirkt. Da glaube ich ihr religiös doch über zu sein, insofern in meiner Darstellung gewiß nichts zu finden ist, das beflissen wäre, meine Gesinnung zu verschleiern oder zu bemänteln, um dem Vorgebrachten mehr zu Bestand zu verhelfen. Vielmehr geht mein Bestreben, von dem auch meine Darstellung getragen ist, dahin, nur dem, von dem ich glaube, daß Gott will, daß es bestehe, auch vor den Menschen zum Bestand zu verhelfen. Und nichts ist gewisser, als daß dieses keiner Ver-

schleierung oder Bemäntelung für seinen Bestand bedarf, weil es eben besteht, ob der Mensch will oder nicht; daß aber eben darum alles, was wie die Kirche der Verschleierung für seinen Bestand bedarf, sich selbst kennzeichnet als etwas, dessen Bestehen von Gott nicht gewollt ist.

Meiner Wahrnehmung nach kann ich darum nicht mehr glauben, daß der Kirche — die für ihren Bestand beanspruchen muß, etwas zu sein, das sie nicht ist — Bestand beschieden ist, und so scheint es mir — wenn man nicht dazu beitragen will, daß die Wahrnehmung der Menschen sich so trübe, daß sie nicht mehr erkennen können, was ohne die Kirche Bestand hat — höchste Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß das Christentum, als gegeben mit der Lehre und dem Leben Christi, von der Kirche abzulösen ist. Ich mache darum allen, die heute noch für eine offizielle Kirche als für die wahre Kirche Christi eintreten, zum Vorwurf, daß sie zum mindesten einem Sinnesbetrug zu weiterem Bestand verhelfen, was zur Folge haben kann, daß sozusagen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird; und zwar dadurch, daß etwas, das, als von Gott zum Bestehen für alle Zeiten gesetzt, seinen Bestand in sich trägt, durch die Institution, durch die es vertreten wird, ein so weltlich-vergängliches Aussehen annimmt, daß auch es für den Untergang reif zu sein scheint, wiewohl es als das, was es ist, niemals untergehen kann.

Aber verdeckt, getrübt, geistig diskreditiert kann es für lange Zeit bleiben, weil gerade der redliche Betrachter es übersatt hat, sich von einer Macht über das Geistige und Göttliche belehren zu lassen, die gegen das Weltliche und Unmenschliche, mit dem sie auf Gedeih und Verderb verbunden erscheint, nichts ausrichtet, weil sie, wie es heißt, zu schwach ist, um Mächte dieser Welt für sich zu gewinnen. Denn damit zeigt sie nur, daß sie alles Wissen um „die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen" völlig eingebüßt hat. So muß sie nach der Zeit schielen, da sie noch in dieser

Welt mehr in Macht stand, nachdem sie ihr Schicksal einem Wissen anvertraut hat, das sie nun tatsächlich völlig unwissend darüber sein läßt, daß es der erschlossenen Schwachheit des Menschen bedarf, um der Kraft Gottes gewahr zu werden. Und wo die Unfehlbarkeit für Entscheidungen in Glaubenssachen des Christen zu Hause sein soll, zeigt sich immer wieder eine Betätigung, die einem die Ueberzeugung beibringen muß, daß von denen, die sie ausüben, nicht geglaubt wird, daß das Reich Christi n i c h t von dieser Welt ist, wiewohl Christus selber es gesagt hat. So begegnet man überall im offiziellen Tun der Kirche einem Widerspruch zu dem, was von ihr gelehrt wird, und es bedarf nicht erst einer „peinlichen Verwechslung", die einem Kirchenfürsten passiert, um deutlich zu machen, daß den offiziellen Ansprachen, die diese geistlichen Würdenträger über ihre Gläubigen salbungsvoll auszuschütten gewohnt sind, gewiß nicht die wahre christliche Verfassung zugrunde liegt; so lehrreich es im übrigen sein mag, wenn ein französischer Kardinal — es ist derselbe, der den Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet als gerecht ansieht — infolge seiner äußeren Kurzsichtigkeit sein Publikum verwechselt und statt zu „gefallenen Mädchen" zu deren Fürsorgerinnen, „alles Damen der ersten Pariser Gesellschaft", so zu reden beginnt: „Meine lieben Töchter, ich stelle mit Genugtuung fest, daß die Spuren des Lasters von euren Gesichtern zu weichen beginnen" . . .

Nun, was ich immer wieder feststelle, ist, daß die religiöse Geste, die benötigt, wer nicht religiös ist, der gefallenen offiziellen Kirche gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist, und so halte ich es für ausgeschlossen, daß die Kirche je so viel des wahrhaft Religiösen und somit des wahren Christlichen in sich aufbringen könnte, um g e g e n diese Welt zu sein, in der zu Macht und Ansehen zu kommen vielmehr ihr wahrnehmbares Bestreben ist. Der M e n s c h und Christ aber m u ß gegen diese Welt sein, er ist und bleibt Revolutionär dieser Welt gegenüber, die, wo das wahre Christliche zu existenzieller Geltung kommt, ja auch weichen

muß wie die Dunkelheit vor dem Tagen. Wohl hat auch diese Welt ihre Lichter, aber die Wirksamkeit ihrer Helle setzt eben das Herrschen eines Dunkels voraus, wie Lampenlicht ja auch erst wirksam wird, wenn die Nacht ihre Herrschaft beginnt. Dem Menschen und Christen aber muß ein Licht leuchten, das nicht von dieser Welt ist, und dieses Licht verlangt: daß das Aufleben von Gottes Gebot die bloßen Gebote der Menschen zum Weichen bringt. Darum wird der Mensch und Christ aber auch niemals mit den Gewaltmitteln dieser Welt revoltieren, sondern er wird sein ganzes Dasein so zu halten streben, daß es deutlich macht, daß diese Welt keine Macht über ihn erlangt hat, und seine zunächst liegende Betätigung wird immer sein: die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

Wer sich der Kirche unterworfen hat, kann aber diese Betätigung nicht mehr rein genug aufnehmen; denn man kann nicht mehr die Erde, als Gottesschöpfung, vor allem Eindringen dieser Welt bewahren wollen, wenn man gleichzeitig bestrebt ist, eine offizielle Kirche, die nicht die Kirche Christi sein kann, auf Erden zur Herrschaft zu bringen. Darum denke ich: in einem wahren Christen, der dieses Bestreben zeigt, muß ein Zwiespalt aufkommen, umsomehr, wenn er, seiner ganzen Art nach, dazu berufen scheint, polemisch zu wirken. Ich verweise hier nochmals auf Theodor Haecker. Sollte auch ihn — was ich nicht glauben mag — die rote Fahne auf dem Liebfrauendom so erschreckt haben wie den Kardinal Faulhaber, der meint, daß seit jenem Ereignis in München „nichts mehr zu verschandeln" sei; dem aber die amerikanischen Wolkenkratzer und die großen Schlächtereien, „die in der Stunde in einer einzigen der vier Abteilungen 1000 Tiere schlachten", zu imponieren scheinen; kein Wunder, daß er es in dieser Welt des Fortschritts auch zum amerikanischen Ehrendoktor gebracht hat! Ich aber, der ich's zu nichts gebracht habe, wiederhole mir: „1000 Tiere in der Stunde in einer einzigen der vier Abteilungen!" und frage, sollte man da noch fragen dürfen: ob

das nötig ist für das Erdendasein des Menschen, und ob es im Sinne von Gottes Wort ist? — — Für den wahrhaft Religiösen aber, also auch für den Christen, ist es nötig und im Sinne von Gottes Wort, dieser Welt gegenüber Revolutionär zu sein. Somit hätte die rote Fahne gerade auf Kirchen, die ja der Verkündigung von Gottes Wort dienen sollen, ihre Berechtigung — freilich nicht in dem gewalttätigen Sinn der roten Fahne dieser Welt, wohl aber zur Erinnerung daran, daß die Verkündigung von Gottes Wort auch zu dessen Betätigung und folglich auch zu einer revolutionären Wesenshaltung gegenüber dieser Welt verpflichtet.

(Haecker gegenüber aber bleibt mir die Frage offen: wieso es gekommen sein mag, daß er etwas auf sich genommen hat, das ihn nicht mehr frei genug sein läßt für die große Gebundenheit, die dem religiösen Laien auferlegt, die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.)

„Nichts, nichts, nichts, keine Verirrung, kein Verbrechen ist Gott so unbedingt zuwider wie alles, was das Offizielle ist; und warum? weil das Offizielle das Unpersönliche ist und darum die tiefste Beleidigung, es einer Person zu bieten", so schrieb Kierkegaard im Jahre 1854, im folgenden Jahre starb er. Es sollte genügen, um die Annahme unmöglich zu machen, daß Kierkegaard zur katholischen Kirche übergetreten wäre, wenn er länger gelebt hätte; wie es mir genügt, mich davon zu überzeugen, daß es der katholischen Kirche, als der offiziellsten der offiziellen Kirchen, niemals möglich sein wird, die Menschwerdung des Menschen, wie sie mit dem Leben und der Lehre Christi gegeben ist, zu betätigen. Was man aber nicht betätigen kann, das zu lehren kann man nicht ein guter, geschweige denn der beste Lehrer sein, zumal wenn es sich um eine Lehre handelt, die ein Tun lehrt, das vorzuweisen der Lehrer imstande sein muß, will er haben, daß es vom Schüler befolgt werde. Man lasse sich darum von Kierkegaard, der sich — wenn auch ohne Auto-

rität — berufen weiß, Lehrer des Christentums zu sein, vor allem darüber belehren, daß das wahre Christliche nicht dort sein kann, wo das Offizielle ist.

Als völliger Laie im Religiösen beanspruche ich gewiß nicht, ein Lehrer des Christentums zu sein, wohl aber behaupte ich, alles, was ich gesagt habe, auch mit Begründung gesagt zu haben, und daß daher diesem Gesagten mit einem Ausweichen nicht begegnet ist. Wer also etwa meint, daß ich mich trollen solle, weil ich zuviel gesagt habe, von dem möchte ich gerade, daß er verweile, daß er Stand halte, weil er mir zu wenig gesagt hat.

Meine strenge Scheidung aller Gottesschöpfung, zu der doch die ganze Erde und das Irdische gehört, von dieser Welt und allem Weltlichen, als einer Schöpfung der Menschen in Selbstbehauptung Gott gegenüber — das ist: als einem aus dem Sündenfall Gezeitigten — müßte verhüten, daß für den religiösen Menschen über den Verzicht auf alles Weltliche hinaus auch der Verzicht auf alles Zeitliche bestimmend werde; wie er für Kierkegaard bestimmend wurde, der dafür hielt, „daß Christentum das Entsagen allem Zeitlichen ist", wiewohl dagegen doch schon spricht, daß auch das Zeitliche — nicht aber das Weltliche — vom Willen eines Ewigen geschaffen, d. h. von Gott gewollt ist. Ja, meine strenge Scheidung müßte verhüten, daß „der Welt nützen" zu wollen je als Ziel oder Aufgabe für einen religiösen Menschen in Betracht gezogen werde, weil alles Religiöse nur dem Menschen nützen kann, und der größte Nutzen, den der Mensch aus dem Religiösen — also auch aus dem wahren Christlichen — haben kann, der ist, daß er in völliger Selbstbehauptung dieser Welt gegenüber dasteht, einzig Gott untertan, und so die Menschwerdung des Menschen zum Ausdruck bringt, die den Menschen erst der großen Wirklichkeit einverleibt.

Denn das Wirkliche ist das Wahre: ich bringe es hier in Gegensatz zu Hegel, dessen Ausspruch über den Staat allein schon beweist, daß er ein Licht dieser Schein-

welt war, und so mußte er ausgeblasen werden von Kierkegaard, dessen Lebenswerk wahrlich von einem Licht durchleuchtet ist, das nicht von dieser Welt ist.

Ich habe schon im Kapitel „Kardinal Newman" von der großen Wirklichkeit in einer Weise geredet, die erkennen lassen kann, daß mir Religiös-sein, M e n s c h-sein und somit auch Christ-sein die Bedeutung annimmt eines Auf-dem-Wege-sein, sich der großen Wirklichkeit einzuverleiben. Das geht schon daraus hervor, daß ich das Erreichen dieser Wirklichkeit von dem Gottesverhältnis des Menschen abhängig machte und gleichzeitig darauf hinwies, daß Gott im eminenten Sinne Wirklichkeit ist. Es sagt mir: daß Gott gewissermaßen nur als diese unbedingte Wirklichkeit, als das von ihm Gesetzte, das unbedingt für alle Zeiten gesetzt und also eigentlich einzig lebendes Gesetz ist (weshalb es auch nicht der Verlautbarung als Gesetz bedarf), sich geltend macht. So gesehen muß das völlige Einverwobensein in diese Wirklichkeit, als in das von Gott Gesetzte, auch das wahre Leben oder, kurz gesagt, die Wahrheit sein. So konnte Christus, der den Willen Gottes, des Vaters — also das von Gott, dem Schöpfer, Gesetzte — vollendet lebte, von sich sagen: Ich bin die Wahrheit, ohne daß er sich deshalb mit Gott identifiziert hat, aber nicht ohne daß Gott, der Vater, als der Schöpfer, auf den Menschen, der sein Gesetztes vollendet zur Erfüllung brachte, als auf Seinen vielgeliebten Sohn verweist. So zeigt sich mir wiederum Gott, das Vorbild und der Geist der Wahrheit als die Trinität, die der Glaube setzt, und dem widerspricht nicht, wenn Kierkegaard sagt: „es ist der Vater, der auf den Sohn weist, der Sohn, der auf den Geist weist, und erst dann ist es wiederum der Geist, der zum Sohne führt, und der Sohn, der zum Vater führt."

Wohl aber ist es immer diese Welt, die dem allen entgegensteht und deren Scheinexistenz schon durch das Wort des Neuen Testaments bezeugt wird: daß, wer ihr Freund ist, Gott — und somit auch dem von Gott Gesetzten: der großen Wirklichkeit — Feind sein wird. Und diese Welt

strebt beständig danach, die Herrschaft über das Erdreich, das Gottesschöpfung ist, gewaltsam auszuüben. Aber die Religiosität des fernen Ostens weiß noch, was der verkirchlichte und sich christlich nennende Westen in seinem Größen- und Fortschrittswahn längst vergessen hat; sie weiß:

„Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es ordnen wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken."

Das Gehörte macht es noch verständlicher, warum die Aufgabe des religiösen Laien, als eines der Menschwerdung zustrebenden Menschen, sein muß: die Erde vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen, wie auch, daß damit zur Wohlfahrt des Menschengeschlechtes am besten beigetragen ist. Es ist doch auch einzusehen, daß mit dem Dasein Gottes, der im eminenten Sinne Wirklichkeit ist, die Lenkung der Schöpfung in Wirklichkeit in Gottes Hand bleiben muß, und daß dies wiederum dafür zeugt, daß Gott die Liebe ist, die nicht zuläßt, daß der Mensch, welcher Gott lebt, noch auch die übrige Natur, als Gottesschöpfung, je von dieser Welt unterjocht wird. Das von Gott Erschaffene muß eben, will es gedeihen, unwiderruflich Gott untertan sein. Und niemand kann Gott ersetzen. Wer Gott lebt, so daß er völlig zum Ausdruck bringt, was Got will, ersetzt Gott nicht, sondern bringt Ihn zur Geltung. Wer aber, wie diese Welt, Gott ersetzen will, verheert, wie sie, Gottes Werk. Denn alles Gottersetzenwollen ist Vermessenheit.

Ich denke hier an Goethes Gedicht „Der Zauberlehrling". Man könnte es als eine Allegorie ansehen, die das Verhältnis dieser Welt zu Gott, das immer eine Vermessenheit ist und Verheerung bewirkt, zum Ausdruck bringt. Denn es trifft so recht die Gesinnung, die diese Welt, wenn sie es auch nicht einbekennt, Gott gegenüber bekundet, was der Zauberlehrling in Abwesenheit seines Meisters also ausspricht:

„Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch."

Und wenn diese Welt verbesserlich wäre, müßte sie längst zur Einsicht gekommen sein, daß mit ihrem Tun, das Gott ersetzen will, indem sie Gott nicht läßt, was Gottes ist, nur Uebles getan ist. Denn die Wunder, die sie in Selbstbehauptung Gott gegenüber getan hat, müssen auch den Menschen dieser Welt, der nicht ganz gott- und geistverlassen ist, immer wieder so mit Schrecken erfüllen, daß er gedrängt wird nach Gott zu rufen wie der Zauberlehrling nach seinem Herrn und Meister: „Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los."

So mag der Mensch, der durch Erfahrung willfähriger geworden ist, auch einsehen lernen, daß mit äußerlichem Vermögen noch nichts innerlich Machtvolles getan ist, und daß dieses nur zu erringen ist dadurch, daß man dem Geiste untertan wird. Daß darum, wer in Gottes Schöpfung Macht erlangen will, zunächst Gott dem Schöpfer, der Geist ist, untertan sein muß, weil erst dieses Untertansein das innerlich Machtvolle auslöst. Auch hierin ist Christus — aber keine Kirche — mit dem, was er lehrte und lebte, vollendetes Vorbild, das das innerlich Machtvolle in gottesebenbildlicher Herrlichkeit auf Erden dargetan hat. Und somit gehört dieses Machtvolle zur vollendeten Menschwerdung des Menschen.

Im Hinblick auf diese Welt, deren böser Wille beständig darauf aus ist, Gott ersetzen zu wollen, die keine Gewalttat scheut, um sich anzueignen, was Gottes ist, und deren Vermessenheit Tag für Tag auf Erden Verheerungen anrichtet, die den Menschen, dem das Gottesbewußtsein nicht ganz

abhanden gekommen ist, mit Schrecken und Abscheu erfüllen müssen, mag es höchst religiös und somit auch christlich gedacht sein, wenn der Mensch Gott dafür dankt, daß kein menschliches Wesen ihm sein Dasein verdankt — wie Kierkegaard Gott dafür gedankt hat. Aber im Hinblick auf Gottes Schöpfung, in die der Mensch von Gott gestellt ist und die herrlich wie am ersten Tage ist — ferner, wenn ich die Gewißheit in Betracht ziehe, daß Gott, als die Wirklichkeit im eminenten Sinne, die Lenkung seiner Schöpfung in Wirklichkeit nicht aus der Hand läßt, und dies ja dafür zeugt, daß Gott die Liebe ist, — und schließlich im Vertrauen auf die frohe Botschaft des Evangeliums, derzufolge jenen, die an Christus glauben und sich ihrer ursprünglichen Herkunft aus Gott bewußt geworden sind, die Macht gegeben ist, Gottes Kinder zu werden, will mir ein solcher Dank an Gott, religiös und christlich betrachtet, nicht mehr geziemend erscheinen.

Ein Grieche konnte noch sagen: „Ich liebe die Kinder, deshalb will ich keine haben" und damit das ganze Grauen, das diese Welt in ihm auslöste, aufdecken; ein Grauen, das durch den Anschluß an das Ewige, das „ihm gegeben" war, nicht so zu beheben war, wie es im Christen, als dem vollendet Religiösen, behoben werden kann und behoben werden soll durch das innerlich Machtvolle, das der Kontakt mit dem Ewigen, das ihm gegeben ist, in ihm auslöst und das ihn befähigt, sich schon auf Erden aus dieser Welt herauszuheben.

Mit Aeußerungen, wie sie hier angeführt sind, scheint mir darum dem Machtbereich dieser Welt, als einer Scheinexistenz, eine Wirkung eingeräumt, die ihr das Christentum, mit welchem dem Menschen die Macht gegeben ist, ein Kind Gottes zu werden, nicht zugestehen soll, weil der Mensch mit der Kindschaft Gottes, der im eminenten Sinn Wirklichkeit ist, auch dem Bereich dieser Wirklichkeit angehört. Freilich dadurch, daß die Kirche auch als die berufene Vertreterin des Reiches Gottes auf Erden auftritt, wiewohl sie in

ihrer offiziellen Eigenschaft ein Wirken entfaltet, das von dieser Welt ist, erfährt der Machtbereich dieser Welt wiederum einen Zuwachs, der den Menschen in Versuchung bringt, dem ganzen Erdendasein die Beschaffenheit dieser Welt anhängig zu machen. Eine solche Auffassung aber wäre wider das von jeher Geistige und Religiöse, und so auch wider das wahre Christliche, das zu betätigen die offizielle Kirche freilich nie imstande ist, weshalb ihr auch versagt bleibt, existenziell darzutun, daß das Erreichen der großen Wirklichkeit, zu dem die erlangte Gotteskindschaft befähigen muß, den Menschen — geistig gesehen — dem Machtbereich dieser Welt entzieht.

Wo die Kirche, die sich die Kirche Christi nennt, offizielle Geltung erlangt hat, ist das Evangelium als die Botschaft, die der Innerlichkeit Geltung verschaffen soll, tatsächlich nicht zur Geltung gekommen; dafür umsomehr diese Welt. Es ist ja längst offenkundig, daß innerhalb der geographischen Christenheit diese Welt mit ihrer Machtgier und ihrem Fortschrittswahn sich mehr als anderswo durchsetzen konnte. Und je mehr ein sogenannter christlicher Staat zu Macht kommt, umsomehr geht sein ganzes Tun und Trachten wider die Lehre Christi, wiewohl er ihr als „Staatsreligion" Polizeischutz gewährt.

Da ich das alles wahrgenommen habe und noch g l a u b e, werde ich nicht nur nicht mehr mittun, sondern ich werde auch glauben, daß katastrophale Veränderungen innerhalb des Bereiches einer so verseuchten Christenheit eintreten müssen (zumal ich ja glaube, daß ein Glaube, der solches zu glauben lehrt, der wahre ist). Es wird mir nicht mehr in den Sinn kommen, mich einer offiziellen Kirche unterwerfen zu können, noch weniger, es zu müssen; ja, ich werde eine solche Kirche umso weniger vermissen, je mehr das wahre Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse von mir Besitz nimmt. So werde ich wohl feststehen können, auch wenn ich allein stehe, jedenfalls wird mir davor nicht bange sein. Denn mein Denken wird in solcher Weise

geordnet sein, wie es von meinem Innern ausgelöst und gesetzt ist. Und ich werde das so Gesetzte für logischer halten müssen als alles, was angelernte Logik an Denken aufzubringen imstande ist. Denn ich werde unter „logischem Denken" immer ein gesetzliches Denken verstehen, ein Denken, das von innerer Gesetzlichkeit ausgelöst ist, und demnach dürfte ich sogar schließen, daß der verinnerlichteste Mensch auch der strengste logische Denker ist.

Mit Gesetzlichkeit in absolutem Sinn, die sich der Mensch nur durch Verinnerlichung erschließt, hat aber zweifellos auch der Ausdruck „Logos" in der griechischen Urschrift des Johannesevangeliums zu tun, dessen Eingang gleichsam in einem Auszug die ganze Bedeutung der Sendung Christi uns vergegenwärtigt, und ich glaube, daß es nicht verfehlt ist, aus ihm herauszuhören, daß Christus als der Erfüller des von jeher waltenden Gesetzes anzusehen ist. Die deutsche Uebertragung hat allgemein für „Logos" die Bezeichnung „das Wort" gesetzt, und es ist gewiß eminent zutreffend, zu sagen: „Im Anfang war das Wort", insoferne damit ausgedrückt sein soll, daß die Schöpfung dadurch wurde, daß G o t t s p r a c h. Aber daß in der Urschrift der Ausdruck „Logos" gebraucht ist, scheint mir als besondere Absicht das Bedürfnis nach Verdeutlichung in sich zu tragen, was es heißt: Gott sprach. Wenn ein gewöhnlicher Vorgesetzter etwas anordnet, ist es V o r s c h r i f t; ist der Anordnende Befehlshaber einer Armee, oder sonstwie Gebieter, ist sein Anordnen B e f e h l oder Menschengebot; wenn aber Gott, der in eminentem Sinn Wirklichkeit ist, anordnet, ist es in eminentem Sinn G e s e t z, das nicht erst der Verlautbarung als Gesetz bedarf. Das scheint mir der Ausdruck Logos hervorheben zu wollen.

Und so ist es nicht wider, sondern verdeutlicht nur den biblischen Glauben — demzufolge alles dadurch gemacht worden ist, daß Gott sprach —, wenn ich anstatt der Bezeichnung „das Wort" das G e s e t z setze, so daß der folgende Text des Introitus zum Johannesevangelium, der in

seinen Ergänzungen und kleinen Veränderungen meinem Glauben wie meinem Verstehen angepaßt ist, nun also lautet: „Im Anfang war das Gesetz und das Gesetz war bei Gott und Gott machte sich geltend als das waltende Gesetz. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt. Er kam, um Zeugnis abzulegen, Zeugnis für das Licht, auf daß alle durch ihn gläubig würden. Er war nicht das Licht, er hatte nur Zeugnis zu geben für das Licht. Das wahrhafte Licht, das alle Menschen erleuchtet, war der, der kommen sollte. Und er war auf Erden und das Erdendasein ist durch ihn erhellt worden, und diese Welt bekannte sich nicht zu ihm. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen, die zu vertreten hatten, was er war, nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, nämlich jenen, die an seine Sendung glauben und in deren Leben nicht die Abstammung, noch die Fleischeslust, noch eines Herrschers Willen, sondern ihr Herkommen aus Gott führend ist. Und das Gesetz ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, dem Sohne eingeboren vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

Das ist der Kern der frohen Botschaft, die uns von Christus und seinem Verhältnis zu Gott und den Menschen wie zu dieser Welt berichtet. Johannes, der Lieblingsjünger Christi, der den Bericht in hohem Alter geschrieben haben soll, identifiziert in ihm Christus mit dem G e s e t z, als dem von jeher von Gott Gesetzten, das Christus vollendet gelebt hat, und welches den, der es vollendet lebt, verherrlicht, da durch ihn mit der vollendeten Erfüllung des von Gott Gesetzten auch die Herrlichkeit Gottes, des Schöpfers — als ihm, dem Werke, eingeboren gleich dem Sohne vom Vater — zum Ausdruck gebracht wird.

Seither hat sich nichts geändert. Noch immer ist einzig Gesetz das Gesetz, das im Anfang und bei Gott war, und Gott macht sich noch immer geltend als das waltende Gesetz, in dem das Leben ist; und dieses Leben ist das Licht der Menschen, das der Finsternis feind ist. Diese Welt aber hat es noch immer nicht begriffen und wird es nie begreifen. Und ob Christus, der als der Erfüller des Gesetzes das Licht war, auch auf Erden war, und diese Welt sich christlich nennt, bekennt sie sich, ihren Werken nach, doch so wenig wie je zu ihm. Und die „Seinen", die ihn und mit ihm das Reich Gottes offiziell vertreten wollen, nähmen ihn, wenn er käme, auch heute nicht auf; weil das Offizielle der Dunkelheit bedarf, um seinem Licht, das von dieser Welt ist, die Leuchtkraft zu erhalten. Aber wieviele Lichter diese Welt auch anzündet, sie erhellt damit nur, daß es Nacht ist in ihr; und wie viele Satzungen sie auch aufstellt: das Gesetz, in dem das Leben ist, das das Licht ist, bewirkt noch immer, daß sie alle dahinschwinden, wie künstliches Licht hinschwindet, wenn es tagt. Und immer wieder wird es tagen auf Erden, wo „Gnade und Wahrheit", die mit der Lehre und dem Leben Christi für alle Zeiten gegeben sind, den Menschen dem Gesetz — als dem von jeher von Gott Gesetzten — erschließen, das heißt: wo immer der Mensch in Wahrheit Mensch wird.

Varena, Ende Jänner bis Anfangs August 1923.

MITTEILUNGEN

ZU DALLAGOS NEWMAN-AUFSATZ

äußert sich im „Gral" (Heft 11, 17. Jg., August 1923) der bekannte Newmanforscher E. Przywara S. J. in einer Zuschrift an den Herausgeber F. Muckermann S. J. wie folgt:

Sehr verehrter Herr Pater! — Sie fragten an, was vom Standpunkte der Newmanforschung aus zu Carl Dallagos längerer Studie „Kardinal Newman" im Spätherbstband der siebten Folge des „Brenner" zu sagen sei. Ich muß gestehen, daß ich großen Respekt empfand für die ehrliche Gedankenarbeit des Verfassers. Er hat wirklich gerungen mit seinem Gegner. Daß sein Newmanbild schließlich nicht der Wirklichkeit entspricht, hätte kaum einer so tief verstanden wie Newman selbst, der in seiner berühmten „Present Position of Catholics in England" gerade die unheimliche Wirkung der „first principles", der persönlichen Ureinstellung, uns aufdeckte. Dallago scheint wohl kein Organ zu haben für das wesenschristliche „opus operatum" der Fortdauer und des Fortwirkens Christi in der Kirche; er verpsychologisiert es darum in die sichtbare Fortdauer des „Beispiels" und stellt es so unter die Autonomie des einsam grübelnden Ich. Aber auch so hat er seltsam wenig Sinn für die religiöse Erkenntnisbedeutung der Anomalien, der Widersprüche, der „Aergernisse", als eines Medium, darin gerade der „Unbegreifliche Gott" sichtbar wird. Hätte er diesen Sinn schon für die reine Welt der Natur und Menschheit, so könnten ihm auch die sog. „Skandale" der Kirche keine Schwierigkeiten machen — vorausgesetzt, daß er den Mut hätte, die Kirche einmal als Wirklichkeit, als selbständige Wirklichkeit anzusehen und nicht als Elongatur religiösen Erlebens. Doch so versperrt er sich von vornherein jede Möglichkeit des Eindringens in den Wesenskern Newmans. Dieser Wesenskern ist eben gerade diese grundlegende Einsicht: Die Kirche als wahre, ichunabhängige Wirklichkeit, als verhüllte Wirklichkeit Christi, als Wirklichkeit Christi, in dessen Antlitz Gott aufleuchtet und gerade in den Menschlichkeiten und Allzumenschlichkeiten dieser Kirche aufleuchtet als der „Unbegreifliche". So aber kommt Carl Dallago leider zu dem recht billigen

Typus des in der Kirche „einsamen" Newman, des ewigen Tragikers. Freilich fällt er hier auch dem Newmanbild Matth. Laros', auf das er sich stützt, zum Opfer. Ausführlich übernimmt er die „rassenpsychologische" Legende von der Kreuzung von Semitentum und Kalvinertum. In Wahrheit ist ja die jüdische Abstammung eine Erfindung Barrys und längst von ihm widerrufen. Von kalvinischem Einfluß kann ebenfalls so keine Rede sein, wie das Oratorium von Birmingham in seiner letzten Newmanbriefpublikation „Correspondence . . with Keble" (London 1917) festgestellt hat. Für die darauf aufbauende falsche Deutung der „ersten Bekehrung" darf ich wohl auf meinen letzten Artikel in den „Stimmen der Zeit" hinweisen (Juniheft). Endlich ist auch die Erzählung von dem „I can meet my end alone" unrichtig. Newman hat nicht in schmerzlichem Einsiedlertum seine Mitbrüder von seinem Sterbelager fortgeschickt. Es wachte ein Pater an seinem Lager. Als eine Andacht in der Kirche stattfand, sagte Newman ihm freundlich, er möge sich nicht abhalten lassen, der Andacht beizuwohnen. Kurz nachdem der Pater gegangen war, starb Newman. Was aber das ganze sog. „Einsiedlertum" Newmans betrifft, so ist sicher wahr, daß der Konflikt mit Manning dem großen Kardinal schwere Stunden bereitet hat. Trotzdem stammen aus derselben Zeit sowohl eine Reihe der liebenswürdigsten, ja humorvollen Freundesbriefe und Tagebucheintragungen und Aeußerungen der innigsten Liebe zur Kirche. Das war gerade die Größe Newmans, daß er die Gefahr der „Tragik" überwand. Er hatte eben, wie der ihm sehr nahestehende Dean Church sich ausdrückte, die seltene Tugend der „Natürlichkeit" (naturalness) und „Einfachheit" (simplicity), der jede Pose des Tragischen einfach unerträglich ist. Was endlich den „Liberalismus" Newmans betrifft, den Dallago bei ihm sieht, weil Newman das Prinzip des „Fortschritts" betonte, statt des, wie Dallago meint, im Religiösen liegenden Prinzips der Rückkehr zum Alten, so fehlt eben Dallago auch hier die Einstellung für das „Wachstum des Leibes Christi", dem Newman in seinem „Development" klassischen Ausdruck gab. Darf ich es mit einem kurzen Wort sagen, wo das, eine wahre Newmanbeurteilung versperrende „first principle" Dallagos liegt? Es ist die Einseitigkeit seiner Gewissenseinstellung. Für Dallago ist „Gewissen" ein transzendental-idealistischer Begriff, nicht hinausgerichtet ins Objektive, sondern hineingebannt ins Subjektive. Für Newman aber ist „Gewissen" wesenhaft auf das Transzendente gerichtet, ist der

Stachel, der den Menschen aus sich heraus treibt und hinein in die Arme des selbstwirklichen Gottes. Weil „Gott", nicht „Gewissen", das letzte Grundwort Newmans ist, darum hat er auch gar keine Schwierigkeit, Gott zu sehen im „Antlitz Jesu Christi, dessen Leib die Kirche ist". Er beugt sich der außersubjektiven Wirklichkeit, auch und gerade der unbegreiflichen Wirklichkeit, weil sein „Gewissen" in ungeschmälerter Gesundheit eben „hinaus"-weist, hinaus in eine Wirklichkeit, die nicht Geschöpf des Erkennenden ist. Darum lehrt auch Newman, daß das „Gewissen" ergänzt, vervollkommnet, ja geradezu „ersetzt" werde durch die Kirche (vergleiche meine „Einführung in Newmans Wesen usw." 83). Das klingt wie paradox, ist aber nur Folge des echt englischen Wirklichkeitssinnes Newmans, für den das subjektive Medium (das „Gewissen") vor dem objektiven Erkenntnisgegenstand (Gott) verschwindet, wie der gesunde Mensch nicht sein „Auge" sieht, sondern die „Welt"! — Trotz seines „first principle" möchte ich aber bei dem ehrlichen Wahrheitsringen Dallagos meinen: wäre ihm der wirkliche Newman, nicht der Newman der Legende, entgegengetreten, der Newman der Briefsammlungen, — Dallago hätte seinen „Kardinal Newman" ganz anders geschrieben.

Ihr Erich Przywara. 27.

*

VON KIERKEGAARDS TAGEBÜCHERN

denen in Deutschland, in der Schweiz und auch im übrigen Ausland eingehende Besprechungen gewidmet werden, hat in Oesterreich bis jetzt ein einziges, abseitiges Provinzblatt Notiz genommen. In den „Freien Stimmen" (Klagenfurt) ist die folgende Würdigung der Autobiographie Kierkegards von Dr. E. Lorenz erschienen:

„Eine spätere Zeit, die sich einmal die Mühe nehmen wird, das seelische Gefüge der geistigen Mannigfaltigkeit zu erforschen, in die das Menschentum Europas seit mehr als hundert Jahren versenkt ist — es wird eine lust- und qualvolle Arbeit zugleich sein — wird vermutlich finden, daß die besten Geister dieser Periode damit beschäftigt waren, den Sitz und die Ursache einer Krankheit zu suchen, an der die Menschheit gelitten hat. Sie wird finden, daß das meiste, was wir — und dieses Wir ist ein schmerzvolles Bekenntnis

— als Zeichen unserer Gesundheit selbsterkannten Verfallssymptomen entgegenstellten, ein Teil des Verfalles selber war. Sie wird nach den Sehenden dieser Zeit fragen und einen Thron errichten für den, der die vox clamantis war in der menschenerfüllten Wüste einer gottverlassenen Zeit. Und wenn dann die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts revidiert sein wird und viele das wissen werden, was heute nur erst wenigen bekannt ist, daß nämlich die geistig-religiöse Wesenheit jenes — und wohl noch dieses Jahrhunderts — durch Kierkegaard vorgestellt wird, so mag das für manche wiederum Anlaß zu erneuter Versuchung im Geistlichen werden: nicht etwa aus jenem Aeußerlichen heraus, daß aus einer Ecke Europas, in der sonst keine Entscheidungen geschlagen wurden, der Prophet des Jahrhunderts erstand — man wird den Unterschied zwischen Bethlehem und Antiochia bis dahin wieder verstehen gelernt haben —, sondern um des Glaubens an die menschliche Freiheit willen, der uns erschüttert dünken könnte, wenn wir sehen, wie in Kierkegaards Lebenswerk die Akten geschlossen waren über dieses Europa und seine „christliche Welt", ehe der Prozeß der Selbstvernichtung in sichtbare Erscheinung trat. Denn das ist das Furchtbare: daß die Freiheit das Böse wählt, wie um ihre Freiheit bezeugen zu müssen, und es so zielsicher wählt, als wäre sie nicht frei. Hier bleibt nur dieses übrig: entweder dieses ganze qualvolle Erbe aufzugeben und auf einer verlorenen Insel im Weltenraum die Geschichte der Menschheit neu beginnen zu wollen, einer neuen Offenbarung von Anbeginn entgegensehend, wenn dieses nicht eben ein Unding wäre, da der Anbeginn, nicht durch unseren Willen gesetzt, hinter uns liegt und es Gott zwingen hieße, noch einmal anzufangen — oder an die Gnade zu glauben und auf die Gnade zu hoffen, die dem einzelnen (der nicht der Vereinzelte ist) zuteil wird aus der Hand des Geheimnisses. Es ist ein Ringen sondergleichen im Lebenswerk des Kierkegaard. Kein Ringen mit den formalen Denkmitteln, die er beherrschte wie niemand im weiten Umkreise der Jahrhunderte. Ein Ringen vielmehr zwischen Licht und Dunkel, Seligkeit und Verzweiflung, Geist und Natur, Aesthetik und Ethik, Ethik und Religion, das um so erschütternder wirkt, wenn man vergleicht, wie leicht es sich alle Schreibenden von heute in Hinsicht auf die letzten Entscheidungen machen. Damit verglichen ist sogar ein „Emanuel Quint" oder gar ein „Ketzer von Soana" ästhetisches Spiel, dessen Figuren nicht auf jeden Fall davor bewahrt erscheinen, morgen die Rollen und die Ueberzeugungen zu vertauschen und nie-

mand merkt etwas als eine neue Sensation. Kierkegaards Lebenswerk liegt nur erst zum Teil in deutscher Sprache vor. „Entweder — oder", „Furcht und Zittern", „Stadien auf dem Lebensweg", „Philosophische Brocken" und manches andere ist bereits seit Jahren bekannt. Unausgeschöpft waren bis jetzt die Tagebuchaufzeichnungen, die in der dänischen Ausgabe allein neunzehn Bände ausmachen. Die verantwortungsvolle Arbeit dieser Auswahl ist Theodor Haecker zu danken, dessen Name einer größeren Oeffentlichkeit nur aus dem Grunde unbekannt ist, weil alle die Schreibenden, die nur zu reden wissen, über jene schweigen, die etwas zu sagen haben. (Ganz so, wie man auch den „Brenner" nicht kennt, die infolge eines lusus naturae in Innsbruck erscheinende Zeitschrift, deren vornehmster Mitarbeiter eben gerade Haecker ist.) Wir blicken durch diese Tagebücher hinein in die Werkstatt eines Lebens im Geiste, von dem, da es nun offener daliegt als bisher, nur zu hoffen ist, daß es vor dem Zugriff der Nur-Philosophen bewahrt bleiben möge, nicht sosehr um seinet-, sondern um unseretwillen. Wir werden Zeugen einer Tragik, die ja sicher dem Geiste in seiner Zeitlichkeit überhaupt eigen ist, hier aber sich zu Formen steigert, die nur zwei Auswege übrig lassen: zurück in die Verstrickungen der Welt oder, ausfluchtloses Denken zu Ende denkend, hinein in den Glauben. (Das hieß für Kierkegaard nicht: in die Kirche, die er verließ.) Wo wäre dieses tiefer geoffenbart als in jener Stelle, die sich mir beim Durchblättern des Buches ungesucht als erste auftat: „Dann gehe längs dem Strande und laß des Meeres Bewegung der Gedanken Unstimmigkeit begleiten — aber steh nicht still, entdecke nicht die Einförmigkeit, bloß daß du eine halbe Stunde sie gehört hast: so ist es schon schwer, von ihrer Beschwörung sich loszureißen. Sitz im Boote, laß des Wassers Glucksen verwirrend sich mischen in des Denkens Festhalten an einem einzigen Gedanken, so daß das Glucksen bald gehört wird, bald nicht — aber laß nicht das Auge in des Wassers Bewegung sich verlieben, bloß daß du eine halbe Sekunde seiner Einförmigkeit dich hingibst, so ist die Naturüberredung fast wie ein Gelübde für ewig". Wir spüren hier freilich einen Widerstand. Denn das will ja keine Regel bloß für Kierkegaards Leben sein, so wie sich etwa der eine zur Gewohnheit macht, früh aufzustehen, und der andere später. Wir wollen uns die Unmittelbarkeit, die wir in der Natur sichtbar und wer weiß wie tief hinein in das Innere spürbar vor Augen haben, nicht wegnehmen lassen. Aber gerade hier würde Kierkegaard bestreiten, daß dies die wahre

Unmittelbarkeit ist. Und es wäre verfehlt, ihm die Fähigkeit zum Erleben dieses Stückes der Schöpfung abzusprechen, das für uns die Schöpfung schlechthin vorstellt. Er erlebt sie tiefer als jene, die in ihr alles sehen. (Man vergleiche die unvergleichliche, d. h. nur mit Kierkegaard selbst vergleichliche Schilderung des „Achtwegewinkels" in den „Stadien auf dem Lebensweg".) Aber am Rande dieser Schönheit und in der Tiefe unter ihr und in der Höhe, die sich über ihr ins Unendliche dehnt, beginnen die Rätsel und die Entscheidungen, auf die es in Wahrheit ankommt. Unmittelbar ist nur das Gebot, diese Entscheidung zu vollziehen, das an jeden von uns ergeht. Dem Herausgeber und dem Verlage sei herzlicher Dank gesagt für die — ich weiß nicht wie lange, aber auch das wird ein Maßstab für die Zeit sein — sonst unbedankte Mühe, die er sich um Kierkegaard gibt. Es mag anderswo viel laute Musik um die Tätigkeit eines Verlages gemacht werden. Aber hier ist eines der unhörbaren Räder, um die sich die Zeit dreht."

*

Haeckers „Satire und Polemik" und Ebners Buch „Das Wort und die geistigen Realitäten" bilden den Gegenstand einer „christlichen Zeitbetrachtung", die Prof. Hans Ehrenberg (Heidelberg) unter dem Titel „Ueber Sprachtheorie und Sprachpraxis" in Nr. 4/5 (5. Jahrg.) der Zeitschrift „Neuwerk" (Neuwerk-Verlag, Schlüchtern) veröffentlicht hat.

*

DAS NEUE REICH

(Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft, Herausgeber Dr. Josef Eberle, Wien) hat in Nr. 26 vom 31. März d. J. unter dem Titel „Die Verantwortung der großen Weltpolitiker vor dem Christentum. Nachdenkliches zum Ruhrkonflikt. Von Theodor Haecker" einen Artikel veröffentlicht, der — auf der ersten Umschlagseite unter dem Anschein eines Originalbeitrags, in einer redaktionellen Kopfnotiz des Innenteils jedoch als ein Abschnitt aus dem im Brenner-Verlag, Innsbruck, erschienenen Buch „Satire und Polemik" des „bekannten Konvertiten und Newman-Uebersetzers" ausgewiesen — sich in Wahrheit

als ein verstümmelter Nachdruck des in dem genannten Buch enthaltenen Nachtrags zu „Versailles" herausstellt. Da die Veröffentlichung an dieser Stelle, in dieser Form und unter so verändertem Titel bei Lesern, die den Haecker'schen Originalaufsatz und im besonderen jene letztverbindliche Fassung kennen, die im „Brenner" (Siebte Folge, Band I) erschienen war, Verwunderung erregt und zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat, sehen wir uns zu der Erklärung genötigt, bezw. ermächtigt, daß die Veröffentlichung des „Neuen Reich", von der wir erst zwei Monate nach Erscheinen Kenntnis erhielten, ohne Wissen und Zustimmung des Verlags, wie auch ohne Wissen und Zustimmung Theodor Haeckers erfolgt ist.

Eine Richtigstellung im Sinne vorstehender Erklärung, die außerdem die richtige Lesart des verstümmelten Textes wiederherstellen sollte, wurde vom Herausgeber des „Neuen Reich" mit der Begründung abgelehnt, daß sie in dieser Form nicht dem Gesetz entspreche. Statt ihrer erschien (in Nr. 41 des N. R.) eine „Mitteilung der Redaktion", die sich den Anschein der von uns gewünschten Berichtigung gab, im wesentlichen aber sich darauf beschränkte, daß sie eine unzweideutige Verletzung der Autor- und Verlagsrechte, wie sie in diesem Falle vorlag, schlichtweg in ein publizistisches Entgegenkommen umdeutete und „auf Wunsch von Verlag und Autor" sich zu einigen Feststellungen bequemte, die zwar dem Rechtfertigungs-, bezw. dem juristischen Salvierungsbedürfnis des „Neuen Reich" genügen konnten, nicht aber dem Rechtsanspruch von Autor und Verlag. Gleichwohl erklärten diese, von einer weiteren Verfolgung der Angelegenheit unter der Bedingung Abstand zu nehmen, daß das „Neue Reich" den urheberrechtlichen Entschädigungsanspruch nach eigenem Ermessen zugunsten einer wohltätigen Unternehmung liquidiere. Als solche schien uns eine Sammlung bemerkenswert, die das führende Tagblatt der Katholiken Oesterreichs, die christlich-soziale „Reichspost" in Wien, für einen armen, dem Erblinden nahen Parteimann eingeleitet hatte, und zwar mit so beschämend geringem Erfolg, daß das laufende Ergebnis dieser Sammlung als Illustration zu dem gepriesenen Erfolg des Wiener Katholikentags (zu dem die „Reichspost" bekanntlich eine Festnummer beigesteuert hat, die durch die großmütige Subventionierung ihres Annoncenteils seitens der jüdischen Großbanken Aufsehen erregte), nicht ohne Eindruck auf ein christliches Gewissen bleiben konnte.

Wir stellen fest, daß das „Neue Reich" — auf diese passende Gelegenheit aufmerksam gemacht — der Redaktion der „Reichspost" für den genannten Zweck einen Betrag von K 75.000 überwiesen und so die Angelegenheit im Sinne unserer Anregung bereinigt hat.

Brenner-Verlag.

*

FÜR GEORG TRAKLS GRAB

sind folgende Beträge eingegangen: F. S., Innsbruck, K 10.000; Ing. E. M., Wien, K 75.000; Jos. L., Innsbruck, K 50.000 und Mk. 4050; Carl Stein, Wien, K 100.000; Dr. Adamitsch, Eibiswald, K 30.000; Dr. Adolf Deutsch, Wiener-Neustadt, K 30.000; Dr. Josef Wenter, München, K 30.000; Dr. Hans Limbach, Zuoz, Schw. Fr. 10; Gablitzer Sammlung K 100.000; E. K., Schwaz, K 100.000; Alois Jungmair u. Franz Bruckbauer, Salzburg, Jos. Steinpatz, Hallein, zus. K 20.000; M. E., Innsbruck, K 100.000; J. Z., Ollersbach, K 20.000; Alois Essigmann, Wien, K 5000; Ludwig Feldbauer, Innsbruck, K 10.000; Karl Kraus, Wien (aus dem Ertrag des Nestroy-Zyklus) K 300.000; med. Walter Ekhart, Wien, K 26.600; Dr. R. Strohal, Bregenz, K 10.000; Kurt Wolff, Verlag, München K 100.000; Robert Michel, Wien, K 50.000; Ob.-Ing. L. N., Innsbruck, K 75.000; Realschule Wien X, K 240.000; Dr. Ernst Israel, Berlin, Mk. 5050; Schulz u. Hausner durch A. Jungmair, Salzburg, K 12.000; Th. G., Prössels am Schlern, Lire 18.40; Dr. Recha Stößl, Graz (im Namen des verstorbenen Dr. Friedrich Szekely), K 50.000; Karl Mathias Grübl, Hallein, K 10.000; Ing. S. Staudinger, Graz, K 10.000; Frau Dr. K. B. Heinrich-Ritschard, Pasing, Mk. 300.000; Willy Lindebner, Innsbruck, K 10.000; Prof. Ernst Haerle, Zürich, Schw. Fr. 10; Herbert Williger, Prien, Mk. 3000; Dr. Georg Chr. Kulka, Wien, K 100.000; R. W., St. Pölten, K 50.000; Sammlung der Buchhandlung Eichholz u. Schönfeld (Die Bücherkiste), München, Mk. 10.000; Max Stefl, München, K 15.000; M. W., Wien, K 18.650; Ph. Mag. K. Puszkailer, Vsetin, K 200.000; Dr. K. B. H., Pasing, Mk. 100.000; Theodor Däubler, Athen, Mk. 5000; M. D., Wien, K 100.000; Anthropos-Verlag, Prien, Mk. 20.000; Hans Ziegler, Linz, K 20.000; Hans Jaeger, München, Mk. 200.000; E. B., Wien, K 200.000; Dr. P. B., Plantoengan (Java), Holl. G. 5; Dr. E. Mahrholdt, Innsbruck, K 10.000; Sammlung E. B.: U., K. 200.000, F. H., K 100.000, G. K., K 200.000, F. Sch., K 200.000, P. St., K 200.000, A. Th., K 100.000.

Zusammen: K 3,287.250, Mk. 647.100, Schw. Fr. 20.—, Lire 18.40, Holl. G. 5. Da die ausländischen Geldbeträge zum jeweils geltenden Tageskurs eingewechselt wurden, ergibt sich ein Gesamtbetrag von öst. K 5,075.950.

Den Spendern sei an dieser Stelle herzlichst gedankt. Etwa noch einlaufende Spenden werden in der nächsten Brenner-Folge ausgewiesen, woselbst auch über die Durchführung der Aktion berichtet werden wird.

*

Unter der Chiffre „Karl Kraus" sind dem Herausgeber weitere Beträge von insgesamt K 5,290.000 zugegangen, die im Sinne der Widmung und im Einvernehmen mit dem Spender, der ungenannt sein will, zur Unterstützung Notleidender verwendet wurden.

*

Die achte Folge des „Brenner" umfaßt nur diesen einen Band. Er hätte Mitte Oktober herauskommen sollen. Unvorhergesehene Umstände verzögerten indes die Drucklegung und verhinderten die Herausgabe zu dem genannten Termin. Das hat nun leider zur Folge, daß gewisse Andeutungen, die in Haeckers Notizen enthalten sind, durch die Ereignisse der jüngsten Zeit überholt und so, dem äußeren Aspekt nach, nicht mehr aktuell erscheinen. Da sich aber so in einem hin herausstellt, daß des Autors Voraussicht, noch ehe die Oeffentlichkeit von ihr Notiz nehmen konnte, auch schon eine Beglaubigung durch das Zeitgeschehen erfahren hat, die den Reiz der Aktualität im vollen Doppelsinn des Zeitworts „aufhebt", dürfte ein Appell an die Nachsicht des Lesers sich erübrigen.

Bei diesem Anlaß sei neuerlich vermerkt, daß sich der „Brenner" an keinen bestimmten Erscheinungstermin binden kann. Die Ungunst der Verhältnisse — besonders jetzt in Deutschland, seinem Hauptabsatzgebiet — bringt es mit sich, daß der „Brenner" voraussichtlich auch im nächsten Jahr nur in einem einzigen Band wird erscheinen können. Umso zuversichtlicher darf erwartet werden, daß seine alten Freunde, die seinen Bestand bisher gesichert haben, ihm treu bleiben und ihm, wo immer möglich, neue Freunde zuführen.

Sören Kierkegaard
DIE TAGEBÜCHER

In zwei Bänden

ausgewählt und übersetzt von *Theodor Haecker*

Bd. I: 1834—1848; Bd. II: 1849—1855

*

Keines der Hauptwerke Kierkegaards vermöchte uns einen ähnlichen Einblick in die Abgründe seiner Seele zu geben wie diese Tagebücher . . . Die Übersetzung macht den Eindruck der Vollkommenheit. Die Auswahl ist so zielbewußt und glücklich getroffen, daß ich bezweifle, ob das äußerst umfangreiche und wenig geordnete Original denselben Eindruck zu erwecken vermöchte.

(*Neue Züricher Zeitung*)

Jeder Band im Umfang von ca. 450 S. geh. 4.50, geb. 6.—.
(Schlüsselzahl für Oesterreich 12.000.)

F. L. Graf zu Stolberg
ODEN UND LIEDER

Ausgewählt und herausgegeben von *Theodor Haecker*

*

Hier wird dem deutschen Volk ein Dichter in Erinnerung gebracht, dessen klassisch bewegte, von vaterländischem Geist beschwingte Poesie einen Machtausdruck christlich erbauten Wesens darstellt, wie er inniger und erhabener zugleich sich deutschem Wesen nicht mehr eingeprägt hat.

80 S., Gdz. 1.— (Schlüsselzahl für Oesterreich 12.000).